Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

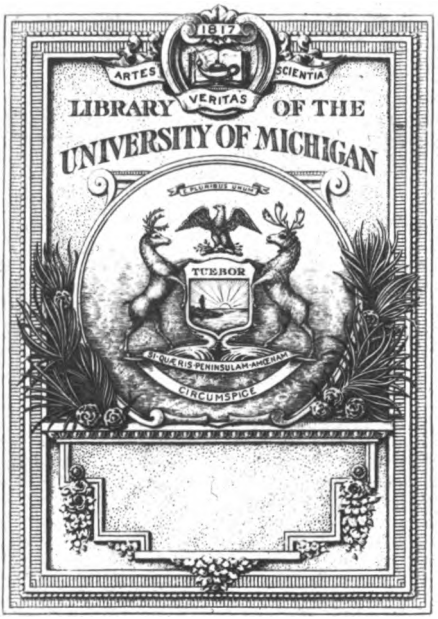
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 408890

Digitized by Google



Digitized by Google

GR
167
.R7
Z4

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutscher Sagenschatz

Herausgegeben von

Dr. Paul Zaunert

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Drei rheinische Bürgerfrauen

Ausschnitt aus dem Gemälde: Geburt der Maria vom Meister des Marienlebens Ende des 15. Jahrh.

UNIV. OF MICH.

Digitized by Google

Rheinland Sagen

Erster Band

Niederrhein bis Köln · Bergisches Land · Eifel

Mit 12 Tafeln und 5 Abbildungen im Text

Gesammelt und herausgegeben von Paul Zaunert

Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1924

Digitized by Google

Erſtes bis fünftes Tauſend

Alle Rechte, insbeſondere das der Überſetzung in fremde Sprachen, vorbehalten. Copyright 1924 by Eugen Diederichs Verlag in Jena

Digitized by Google

Eugen Diederichs zugeeignet

Digitized by Google

Digitized by Google

Folklore
Harv
5-14-36
32069
2 vol

Vorwort

Der erste Eindruck, den man von der rheinischen Sage bekommt, ist der eines fast verwirrenden Reichtums an Gestalten. Siegmund und Siegfried und Hagen, Karl der Große, der burgundische und der habsburgische Karl, König Etzel und St. Ursula, der Dombaumeister Gerhard und faustische Geister wie Albertus Magnus und Agrippa von Nettesheim; Genoveva und noch ein ganzer Zug von Heiligen, allen voran Unsere liebe Frau; Kaiser Konstantin und seine fromme Mutter, rheinische Ritter und Dynasten, ja Dynastien in langer Reihe, in geistlichen und weltlichen Gewändern — und was für Charakterköpfe darunter! — Hofnarren, große Räuber und große Zecher; Burgfrauen und -fräulein, ernste, fromm-geduldige, wie schalkhafte und fast männlich resolute; Klosterleute aller Arten; heldische Bürgermeister und Bürgergeschlechter; geistliche Hellseher und prophezeiende Dörfler — dazu der Strom, der auch in der Sage mittut, die Eifelseen, Weinberge, Klosterkeller, Heidengräber, Burgruinen, Bergwerke, Schmieden . . .

Und das alles ist nicht wie ein bunter Maskenzug, der eine glanzvolle Vergangenheit in unsere aschgraue Zeit heraufruft zu einem kurzen Scheinleben. Das was ich bei langjähriger Beschäftigung mit der Rheinsage immer wieder als deren Grundzug empfand, ist eine gewaltige fortreißende Kraft, lebendigstes Leben, blutvoll und sinnenfroh und geistmächtig zugleich. Ein rechtes Symbol unverwüstlicher rheinischer Lebenskraft ist mir der „starke Helmes“ geworden, den ich daher auch unter die ersten niederrheinischen Sagen setzte; ein Kerl, der gar nicht totzukriegen ist, der alles ganz und gründlich tut, arbeiten, schlafen, essen und trinken, lachen und prügeln. Mit dieser Naturausrüstung sehen wir in der Sage den rheinischen Menschen seinen Weg gehen durch die Jahrhunderte, wir erkennen ihn wieder in den wilden Recken Siegmund und Sinfjötli, in dem starken Siegfried wie in dem stürmischen, oft gewalttätigen Herrentum der Ritterzeit und dem streitbaren, freiheitsstolzen Bürgertum; aber auch in der großartigen Baufreude des Königs Karl, des Meisters Gerhard wie des Marschalls Merode und anderer. Diese Menschenart wird sich nie auf die Länge vorschreiben lassen, nach welchem Gesetz sie leben soll, sie wird sich nicht in einen fremden Staatsbau hineinbauen lassen. Der große Staatsbaumeister Karl war ja einer der Ihren. Die französische Sage mag sich rühmen, die Gestalt Karls als des großen Glaubenshelden im Kampf gegen das Heidentum, des Beschirmers der douce France gegen die Sarazenen, geschaffen zu haben, ein Ideal französischer Ritter-

Digitized by Google

schaft, die einmal war, ein Bild, das in die Vergangenheit schaut; vorwärts in die Zukunft weist der Karl, den die rheinisch-deutsche Sage gestaltete: der Inbegriff aller wahren Herrschergröße, der Schöpfer und Schirmer des Rechts; das Bild dieses großen, wahrhaften und ganzen Menschen, wie es im folgenden in dem Kapitel von „den Kaisern", sowie in der Aachener und anderen Sagen vor uns ersteht, es faßt alles zusammen, was wir von dem Reiche ersehnen und erhoffen, das da kommen muß, dem Reiche freien, stolzen, unverkümmerten Menschentums, eines „adligen Geschlechts"; vom Rhein muß es ausgehen, das Rheinland muß wieder das Herz des Abendlandes werden.

Sehr groß ist in der rheinischen Überlieferung der Anteil der geistlichen Sage, der Legende; auch von ihr gehen stärkste Wirkungen aus, sie ergreift das Christentum im Wesenskern. Weibliches Dulden um der Reinheit und Treue willen, wie es die göttliche Gnade herabruft, kann nicht poesievoller dargestellt werden, wie in der Genoveva-Legende. Schrankenlose Güte und Gebefreudigkeit, nicht lebendiger und unsentimentaler als in der Geschichte vom Dechanten Ensfried. Und das Verhältnis des sittlichen Menschen zum guten Werk nicht eindringlicher als in der Erzählung vom guten Gerhard.

Blinder, dumpfer Autoritätsglaube kann sich hier nicht behaupten. Im einzelnen ist das Verhältnis der rheinischen Landschaften zur Kirche verschieden. Aber schon in den Tagen des Cäsarius von Heisterbach, dem wir so manche Geschichte aus diesen Kreisen verdanken, übte die rheinische Geistlichkeit freimütige Selbstschau. Und wohl noch früher: die Legende des heiligen Goar schon teilt solche Hiebe aus, die sitzen, zumal der am Schluß.

Die rheinische Sage ist so wenig ohne die Heiligen- und Klostergeschichten wie ohne den Humor denkbar. Auf dem Marktbrunnen in Trier steht Eulenspiegel und sieht zwischen den Beinen durch nach dem Spiegel, den er auf den Rücken hält. Und im bergischen Orte Schalken soll er mit seinen Eltern und einer Schwester gewohnt haben. Die Schwänke, die von ihm erzählt werden, bringen nun freilich nichts Neues, und ich habe sie auch im folgenden nicht mit erzählt, aber das ist auch gar nicht nötig, denn der Eulenspiegelgeist springt aus mancher Sage hervor; er erfand nicht bloß jene Histörchen und Schwänke, die sich am besten beim Wein erzählen und oft genug auch davon handeln, er kann auch von jener Tollheit sein, die in den Tanz der Toten hineingeigt; er macht so wenig vor der Geistlichkeit wie vor Geistern, Hexen, Zauberwerk und

Digitized by Google

Teufel halt und nimmt es gelegentlich an derber Komik mit dem des benachbarten Niedersachsen auf.

Daß ziemlich viel Wein getrunken wird in diesen Sagen, und daß dies zunimmt, je mehr man sich den eigentlichen Weingauen des Rheinlandes nähert, wird man nicht anders erwarten. Es ist hier nicht der Ort, auf das Für und Wider in dieser vielumstrittenen Frage des Weingenusses einzugehen, doch gibt jedenfalls — unter anderem — zu denken die Geschichte von dem Rheingauer, der sich erhängen wollte.

Groß ist die Freude an prächtigen Aufzügen und Festen, es wird viel getanzt und bankettiert und Staat gemacht, auf Jahrmärkten, Schlössern, in Bergwerken, in Hexen- und Geister- und Räubergesellschaften, und es ist dabei lehrreich, zu beobachten, daß der Eifeler von solchen Üppigkeiten anders erzählt als etwa der Jülicher oder der im Rhein- und Nahegau. Unentbehrlich ist natürlich zu all diesen Lustbarkeiten die Musik, und so hören wir denn auch von berühmten und vielbegehrten Spielleuten.

Bei dem Aufbau des Sagenstoffes leitete mich folgender Gedanke. Es gibt ganze Gruppen von Sagen, an deren Gestaltung und Weiterbildung die gegenwärtig lebende Generation unseres Volkes (des Volkes, ich meine also nicht den bewußt literarisch tätigen Einzelnen) keinen Anteil hat. Es sind dies die Sagen, die man in weiterem Sinne historische nennen kann, die sich an die Landesgeschichte, an Burgen und Berge, alte Häuser und Kirchen, Gewässer, Bergwerke usw. knüpfen. Sie sind meist abgeschlossen, oder sagen wir: in ihrer Entwicklung zum Stillstand gekommen, man kann sie in der Regel aus alten literarischen Quellen besser haben als aus dem Volksmunde. Sie sind in die Landschaft eingegangen, ein Stück Landschaft geworden und leben in ihr fort. Zu dieser Art Sagen gehören jetzt u. a. auch schon die von den Zwergen; man findet da in der mündlichen Überlieferung kaum noch etwas Brauchbares. In einer neueren Aufzeichnung heißt es z. B., in der Burg „Haus zum Haus" bei Ratingen sei früher ein großer Kessel aufbewahrt worden, darin habe ein grausamer Burgvogt die Heinzelmännchen, die dort wohnten, braten lassen. — Wer in der Sage etwas Bescheid weiß, merkt gleich, daß hier was nicht stimmt. Heinzelmännchen sind so leicht nicht in den Kessel zu kriegen; wahrscheinlich war es umgekehrt, die Heinzelmännchen haben den Burgvogt in den Kessel getan, aus Rache für irgendeine schwere Beleidigung; wie es ähnlich in der alten Zwergensage von Hardenstein erzählt wird.

Digitized by Google

Dagegen gibt es andere Sagen, die auch heute im Volke umgehen und sich weiterbilden, so besonders alles was vom Tode und von den Toten handelt; sowie von ungewöhnlichen, geheimnisvollen Kräften und Meisterschaften noch lebender Menschen, vom Vorausſehen zukünftiger Dinge und ähnlichem. Und manches, was nicht mehr geglaubt und ernst genommen wird, beschäftigt doch Phantasie und Denken noch lebhaft, so daß man auch jetzt noch hin und wieder vollständige Hexengeschichten zu hören bekommen kann. Alle solche Dinge liegen freilich nicht an der großen Touristenstraße, aber es ist noch mehr davon da, als man gewöhnlich annimmt. Die Grenzen zwischen Geglaubtem und Nichtgeglaubtem sind übrigens in manchen Dingen schwer zu ziehen. Die Menschen, auch wenn sie sich den Anschein geben und selbst überzeugt sind, über solchen Aberglauben hinaus zu sein, kennen sich selbst zu wenig und wissen nicht, was sie unter Umständen zu tun und zu glauben fähig sind.

Und ebenso gibt es nicht überall scharfe und dauernd geltende Grenzen zwischen dieser ganzen Sagengruppe und den historisch gewordenen Sagen. Vergangenes kann wiederkommen, wir erleben das eben jetzt mit jener Art Sagen, die von kommenden Volks- und Menschheitsschicksalen handeln, es sind schon sehr alte Überlieferungen, die jedesmal bei einer großen Revolution, einer Zeitwende wieder auftauchen und sich mit Stimmungen, Wünschen und Befürchtungen der Gegenwart verbinden, und allem, was politisch, sozial, religiös in der Richtung geht, eine gewaltige Wucht verleihen können. Unsere Politiker, Sozialreformer und -revolutionäre haben aber bisher noch nicht verstanden, sich dieser Macht zu bedienen; es gehört dazu eine tiefere und mächtigere Religiosität, als ihnen zu Gebote steht. Ich habe diese Sagen in einem besonderen Abschnitt an den Schluß der ganzen Sammlung gestellt; sie haben ja eine ganz eigene, der des ersten Teils gerade entgegengesetzte Richtung; es sind Sagen der Zukunft, wie jene des ersten Teils Sagen der alten Zeit sind.

Zwischen beiden steht die vorzugsweise aus mündlicher Überlieferung schöpfende Gruppe der Geschichten unserer Zeit von Geistern und Zauber, heiligen Dingen und Personen, von Teufel, Teufelsbündnern und Schätzen. Da Sagen dieser Art in allen Gegenden des Rheinlandes wiederkehren, so konnten sie nach ihrem Inhalte geordnet und zusammengefaßt werden und so zugleich einen Beitrag zur Charakteristik des rheinischen Volkstums der Gegenwart liefern.

Auch unter der ersten, weit umfangreicheren Gruppe, die ich „Altrheinland“ nenne, waren viele, die einem in den einzelnen Landesteilen immer

Digitized by Google

wieder begegneten und so auf allgemein rheinische (oder allgemein deutsche) Eigentümlichkeiten hindeuteten. Die nahm ich in einem Eingangskapitel zusammen und vervollständigte das Bild, indem ich weitere Sagen, in denen sich große gemeinsame Erlebnisse des Rheinlandes spiegeln, teils gleich miterzählte, teils darauf hinwies. Denn hernach mußten dann die einzelnen Landschaften des Rheinlandes und die Städte mit ihrem reich entfalteten Eigenleben zu ihrem Rechte kommen. So habe ich auch die Erdgeister- und Bergbausagen den einzelnen Landesteilen gelassen; denn es ist z. B. bezeichnend für das Bergische, daß es die alten germanischen Zwergensagen mit besonderer Treue bewahrt hat.

So wurde diese Sammlung in ihrem größeren Teil zu einer Wanderung durch das Rheinland. Und zwar habe ich es nicht gemacht, wie die Reisebücher, die meist von Mainz stromabwärts führen, sondern ich fange gerade am Niederrhein an. Einmal, weil man mehr Muße hat, sich alles gehörig zu besehen, wenn man flußaufwärts fährt, und dann aus dem Gefühl heraus, daß sich der Schwerpunkt im rheinischen Leben mehr nach den niederrheinisch-bergischen Gegenden verlegt hat. Der Hunsrücker, der auf diese Weise mit zuletzt dran kommt, braucht sich nicht zurückgesetzt zu fühlen. Denn ich glaube, daß ein Menschenschlag wie der des Hunsrücks und der Eifel, über den der beweglichere Bewohner der Flußtäler sich gern lustig macht, für das rheinische Leben eine Rücklage unverbrauchter Kräfte bildet, wie er denn auch gerade zu der Sage manches Urtümliche beisteuert.

Die Wanderung durch das Rheinland führt aufwärts bis Mainz, ich habe mich also nicht an die Provinzgrenzen gehalten. Es schien mir nicht richtig, das rechte Rheinufer, von der Lahnmündung aufwärts, hier wegzulassen, sonst wäre z. B. die Lorelei draußen geblieben; und auch der Rheingau durfte nicht fehlen, nur so gab es ein geschlossenes Bild. Über die Eifel hin ging ich bis in das Luxemburgische; da sich die Sagen dieses Landes, wie seine Höhen, an die der Eifel anschließen. Auch sonst griff ich gelegentlich, wo es mir zur Abrundung einer Sagengruppe dienlich schien, etwas über die Grenze hinaus.

Wer alles, was sich auf seinen Heimatsort bezieht, in beiden Bänden leicht beisammen haben möchte, den verweise ich auf das Ortsregister am Schluß des zweiten Bandes[1]; Fachgenossen, welche die Rheinsage nach Stoffgruppen studieren wollen, mögen das Sachregister fleißig benutzen, auch der Anhang gibt, soweit Raum war, Hilfen dafür; dort ist manches,

[1] Auch die in den zusammenfassenden Kapiteln enthaltenen Sagen der einzelnen Landstriche (Hunsrück, Eifel, Jülicherland usw.) sind dort verzeichnet.

Digitized by Google

was ich aus dem Text ausschied, um durch Häufung den Eindruck nicht abzuschwächen, gelegentlich teile ich dort auch noch unveröffentlichte Sagen mit. Ich habe auch aus der mündlichen Überlieferung geschöpft. Wohl bereiteten die letzten Jahre einer solchen Arbeit gerade im Rheinlande soviel Schwierigkeiten wie nur möglich. Aber der rheinische Geist ist auch durch den schweren äußeren Druck, der auf ihm lastet, nicht niederzuhalten gewesen; es fanden sich immer noch frische Quellen lebendiger Sage. Ich komme am Schluß des zweiten Bandes darauf noch zurück, möchte aber schon hier allen, die beigesteuert haben, herzlich danken. Ich habe eine ganze Reihe neuer Sagen aus dem Volksmunde mitteilen können, doch hatte ich nicht als höchstes Ziel, Ungedrucktes um jeden Preis zu bringen. Es war mir in erster Linie immer um die ursprünglichste und lebendigste Fassung der Sage zu tun.

Schon der Kaplan Unkel, der vor mehr als 40 Jahren die Volksüberlieferungen in Honnef aufzeichnete, meint, er sei um ein weniges zu spät gekommen, die Jungen wüßten wenig oder gar nichts mehr von dem, was den Großvätern noch so vertraut gewesen sei. Und wieder 40 Jahre vorher klagt schon Weyden darüber, daß man auf die altehrwürdigen Wahrzeichen der Stadt Köln nicht besser acht habe und sie nach und nach spurlos verschwänden. Aber das ist es nicht allein, was eine Sammlung rheinischer Sagen erschwert. Derselbe Weyden, der in seinen Kölner Sagen und Legenden sich zuerst noch an die schlichte Überlieferung hielt, verfiel bei der zweiten Auflage dem unglücklichen Ehrgeiz, seinen Stoff zu größeren Erzählungen im Zeitgeschmack auszuspinnen. Und darin haben vor und nach ihm viele andere Rheinländer gesündigt. Was dabei entstand, dafür ist der Ausdruck romantische Novelle viel zu anspruchsvoll. Und es blieb nicht bei dem romantischen Aufdonnern vorgefundener Sagen. Niklas Vogt, dessen „Rheinische Geschichten und Sagen" ungefähr gleichzeitig mit der Sammlung der Brüder Grimm erschienen und eine Hauptquelle und Anregung für die zahlreichen folgenden rheinischen Sagenbücher in Versen und Prosa wurden, verpflanzte im Bedarfsfall eine anderswo gefundene Sage an den Rhein oder erfand auch frischweg eine. Auch der bergische Sammler Montanus (A. v. Zuccalmaglio), den man nicht entbehren kann, weil er manches Wertvolle brachte, das anderswo nicht mehr zu haben ist, nahm es darin nicht so genau.

Aber es gab auch wirkliche Poeten unter denen, die über die rheinische Sage gerieten; Brentano, Simrock, Heine haben sie in glücklichen Stunden tatsächlich bereichert.

Damit es nicht aussieht, als sagte ich das bloß aus Achtung vor den

Digitized by Google

Namen, will ich noch von zwei ganz, wenigstens in der großen Literatur, Namenlosen sprechen.

In Köln bei dem Faßbindermeister und Weinwirt Joh. Masson (Breitestraße 16) verkehrten in der zweiten Hälfte der 1830er Jahre als Stammtischgäste außer mehreren Künstlern, Kunsthändlern, Beamten und Kaufleuten auch Karl Cramer aus Elberfeld, der damals mit seinem Vater in Köln ein Eau de Cologne-Geschäft hatte, und der frühere Gemüsegärtner und damalige Rentner Peter Wahlen, letzterer der beliebteste und unterhaltsamste am ganzen Stammtisch. Es war die Zeit, in der die Grundstückpreise in Köln jäh stiegen, und Wahlen erzählte oft davon, wenn wieder mal durch Verkauf von Gartenland so ein „Kappesbauer" im Schlaf ein reicher Mann geworden war; und schloß gewöhnlich mit dem Stoßseufzer: „Wer et gewoß hätt!" (gewußt hätte); und wenn es gar ein Grundstück war, das er früher auch mal hätte kriegen können, dann lautete der Kehrreim noch wehmütiger: „Wer et gedonn hätt!" (getan hätte). Mit diesen beiden Redensarten wurde er dann bald selber immer von den Freunden geneckt. In dieser Runde nun pflegte man auch altkölnische Erinnerungen sehr eifrig und kam dabei auf die Bildnisse Johann von Werths zu sprechen, die in der Weinwirtschaft „zum neuen Kümpchen" aufbewahrt geblieben waren; das Haus (Gereonstr. 36) sollte dem General, von dem man damals wohl noch mehr sprach, gehört haben und oft von ihm bewohnt worden sein. Eines Abends nun brachte Wahlen die Geschichte vom Jan von Werth und der Griet mit an den Stammtisch, die hatte er sich ausgedacht, das gäb ein nettes Köllsches Liedchen, und Cramer, der als der beste Dichter des Kreises galt, müßte das machen, und zwar müßten die zwei Sprüchelchen, mit denen sie ihn immer verulkt hätten, dem Jan und der Griet in den Mund gelegt werden. Cramer lieferte denn auch das bestellte Lied, und zwar in Kölner Mundart; es erschien im „Omnibus zwischen Rhein und Weser", tauchte etwa ein Jahr danach schon in Weydens „Legenden, Sagen und Geschichten" auf und wanderte seitdem als Kölner Sage in seiner ersten Versform oder in Prosa aus einer Sammlung in die andere.

Aber das sind doch immer nur Einzelfälle gegenüber dem massenhaften literarischen und buchhändlerischen Mißbrauch, der gerade mit der Rheinsage getrieben worden ist. Mit dieser Kolportageromantik, die nicht bloß Fälschungen züchtete, auch die echte Sage überwucherte und verdarb, muß einmal endgültig gebrochen werden, auch in der sprachlichen Form. Diese neue Sammlung erhebt keinerlei literarische Ansprüche außer dem einen, dem heftigsten Abscheu freien Lauf zu lassen gegen alles Schönmachen,

Digitized by Google

„psychologisch vertiefen“ oder „formen“ wollen. Stoffbedürftige Schriftsteller werden auch gebeten, meine Sammlung möglichst wenig als Fundgrube zu benutzen. Die Sage gehört dem Leben und den unliterarischen Menschen, wir wollen froh sein, sie von der Literatur erlöst zu haben.

Wenn nun also auch manches Ritter-, Schauer- und Familiendrama von feindlichen Vätern, Brudermord und Geschwisterminne ohne es zu wissen, Entführung mit tödlichem oder glücklichem Ausgang, tückischen, lüsternen Burgvögten usw. endgültig verabschiedet ist, so sind dafür andere, neue Sagen auch aus alten Zeiten hinzugekommen; soweit irgend möglich, bin ich auf die Quellen zurückgegangen, auch die deutschen und die lateinischen Jahrbücher, Chroniken, Heiligenleben usw. Ich habe gelegentlich dabei auch etwas von dem historischen Erdreich mitgenommen, in dem die Sage wurzelt. Der Leser, namentlich der Nichtrheinländer, bekommt auf die Art bei mancher Sage erst das rechte Bild. Neben die Ritterzeit, von der immer noch genug übrig blieb, treten reicher und lebendiger als bisher die folgenden Jahrhunderte, bis in Barock, Zopf und Empire hinein. Aber nicht um ein Kostüm mit dem anderen zu vertauschen; rheinisch-deutsches Land und rheinisch-deutsches Leben blieben der leitende Gedanke.

Ich weiß wohl, die Menschen von heute leben nicht mehr so vertraut, so auf du und du mit den Gestalten dieser Sage, wie die Menschen früherer Jahrhunderte, und gerade in der Gegenwart ist die Lockerung und Lösung dieser Zusammenhänge, das Zuströmen fremdstämmiger, das Abströmen einheimischer Bevölkerung stärker als je. Dennoch ist „Altrheinland“ nicht tote Vergangenheit. Diese Sagen, ich sagte es schon, leben und wirken in der Landschaft fort. Und dem Banne dieser Landschaft kann sich auch der Neuzugezogene nicht entziehen. Und wenn auch die Zeit sie viel verändert hat und weiter verändert, mögen auch die Burgen verfallen oder, was noch schlimmer ist, stilvoll wieder aufgebaut worden sein, das stärkste in der Landschaft, der Strom, der Zug der Höhen und Täler, die Sonne, die rheinische Luft, die „goldene Luft“ (im Sinne der Mainzer Sage und des Rückertschen Gedichts), das alles bleibt doch. Und mir ist, als wenn uns eben jetzt vieles aus der altrheinischen Sage wieder wundersam nahe wäre.

Digitized by Google

Altrheinland

Digitized by Google

Digitized by Google

Gemeinsames

Der Rhein ist uns ein heiliger Strom; was dem Inder der Ganges, das ist dem Deutschen der Rhein. Simrock

Vor nun bald sechs Jahrhunderten kam Petrarca, einer der großen Wiederentdecker und -erwecker des klassischen Geistes im romanischen Südlande, in das Land der Barbaren an den Rhein und nach Köln; vom ersten Tage dort schreibt er an den Kardinal Colonna: „Es war gerade am Vorabend des Johannisfestes, als ich ankam, und die Sonne wandte sich zum Niedergang; da ging ich auf den Rat meiner Freunde alsbald mit an den Rhein, um ein ungewöhnliches Schauspiel zu sehen. Und ich wurde nicht enttäuscht. Das ganze Ufer war bedeckt von einer herrlichen Schar von Frauen und Mädchen. Ich stand erstaunt. Ihr gütigen Götter, welche Gestalt, welche Gesichtsbildung, welches Benehmen! Man hätte sich verlieben können, hätte man nicht ein schon zuvor eingenommenes Herz mit dahin gebracht. Unglaublich war der Zulauf, doch ohne Gedränge; alles atmete Mut und Freude. Ein Teil war mit Gewinden von wohlriechenden Kräutern umgürtet, und, mit zurückgestreiftem Gewande wuschen sie die weißen Arme und Hände im Flusse, wobei sie in ihrer Sprache unverständliche, doch wohllautende Sprüche wechselten. Als ich einen meiner Begleiter nach der Bedeutung des seltsamen Beginnens fragte, erhielt ich zur Antwort: Es sei ein uralter Brauch des Volks, der Frauen namentlich, alles im ganzen Jahre bevorstehende Unheil durch die Abwaschung im Flusse an diesem Tage wegzuspülen, worauf dann nur Frohes begegne; es sei also eine jährliche Lustration, die man von jeher unverbrüchlich gehalten habe und halten werde. ‚Wie beneide ich euch,' rief ich aus, ‚ihr glücklichen Anwohner des Rheins, daß der Fluß euer Leid, eure Klagen hinwegschwemmt; uns kann weder der Po noch der Tiber davon reinigen!'"

Lustration im Rhein

Es wird hier nicht ausdrücklich gesagt, daß der Rhein ein heiliger Fluß sei; aber es liegt doch darin, daß nicht etwa bloß der Johannisabend dem Wasser die Kraft verlieh, allen Schaden, den einem die bösen Dämonen angetan oder im Jahreslauf antun würden, abzuwaschen, sondern daß es eben im Rhein geschehen muß. Eine alte Mainzer Sage bestätigt das:

Digitized by Google

Vor Zeiten, unter dem Bischof Ruthart, wurde die Stadt schwer heimgesucht; viele Einwohner wurden vom Aussatz befallen, falsche Propheten standen auf; man befürchtete das Ärgste, die Pest. Gebete und Fasten, die der Bischof anordnete, wollten nicht helfen. Da kam ein Barfüßermönch auf den Markt und rief: „Ihr Toren habt Salben gegen die Krätze von einem heidnischen Teufelsbündner gekauft; euer Geld ist weggeworfen. Wollt ihr geheilt werden, so hängt den diebischen Krämer an den höchsten Schiffsmast und badet im freien Rhein, dem der Himmel wunderbare Kraft verliehen hat.“ So geschah es, und nach wenigen Tagen wich die Krankheit. Als man nach dem Teufelskrämer fahndete, fand man ihn tot auf dem Stroh; der Teufel hatte ihn schon erwürgt. Da wurde ein öffentliches Dankfest angeordnet, und viele Jahre lang am selben Tage ein Rheinfest gefeiert; man badete dann wieder an denselben Stellen, und Segel und Flaggen der Schiffe wurden mit Muttergottesbildern geziert, jung und alt mit Gesang und Fiedel tat sich zu festlichen Rheinfahrten zusammen.

Verbot für den bösen Geist

Am stärksten aber wird die Heiligkeit des Rheins in der folgenden Sage ausgesprochen: Zur Zeit des Königs Pipin und in seiner Gegenwart trieb einst in Köln der Bischof Kunibert aus einem Besessenen einen Teufel aus; da verlangte aber der böse Geist auszufahren in den Rhein. Doch der Bischof rief: „Du unsauberer, schmutziger Gast, willst ein so heiliges Wasser besudeln, das der Weltschöpfer gesegnet hat von seinem Urquell bis dahin, wo es der Ozean aufnimmt! das so viele Wunder durchleuchteten, so viele Heilige verehrungswürdig gemacht, so viele Naturkräfte geadelt haben. Fahre aus in den Abgrund des Meeres unter die Ungeheuer der Nacht!“

Die Zeugnisse ließen sich noch vermehren, sie stammen alle aus christlicher Zeit; aber die Bräuche, von denen sie berichten, die Lustration im Wasser und zu heiligen Zeiten, die Heilighaltung von Quellen und Flüssen und der Glaube an die Heilkraft solcher heiligen Wasser, alles das kommt aus weiter zurückliegenden Jahrhunderten und Jahrtausenden herauf; schon Augustinus eiferte gegen das Baden in Quellen, Teichen und Flüssen am Johannisfeste als gegen eine heidnische Unsitte.

Heidengräber und Römerbauten

Der begrabene Heidenkönig

In der Richtung der drei Kirchtürme von Rheinberg, Budberg und Orsoy liegt auf der Aldenrader Heide bei dem Kiwitsberg ein Heidenkönig begraben in einem goldenen Sarge mit einem großen Goldschatz von Ringen und Bechern. All das liegt tief im Grunde unter großen

Digitized by Google

schweren Steinen verborgen; niemand kann von selbst die Stelle finden, aber alle zwölf Jahre in der Johannisnacht steht der Eingang offen. Doch auf dem vielen Gold liegt ein böser Fluch. Wer in der Johannisnacht das Grab findet und nimmt sich was von dem Schatz, der findet nicht wieder hinaus und muß drin elendig umkommen. So sollen da unten hohe Haufen von Knochen und Gerippen herumliegen, alle von Menschen, die von dem Gold haben nehmen wollen. Ganz arme Leute, die unverschuldet ins Unglück gekommen sind, die dürfen sich wohl was nehmen, aber bloß ein Stück. Der Bauer vom Wardhof (Werderhof), dem beim Hochwasser viel Vieh ertrunken war, fand auch einmal das Königsgrab offen. Er ging herein, nahm sich einen goldenen Becher und wollte erst damit zufrieden sein und nach Hause gehen, aber am Ende kriegt er Lust, noch mehr zu nehmen. Grad wie er nach dem zweiten Becher griff, da ging auf einmal der Deckel vom goldenen Sarg hoch, und eine Stimme rief heraus:

Derk, Derk, lat stoon! lat stoon!
Sös kas douw (kannst du) nit meer noar buten goon!

Da ließ Derk vor Schrecken den zweiten Becher liegen. Und das war sein Glück, sonst wär der Fluch auch an ihm wahr geworden und er hätte bei all dem Gold da unten verschmachten müssen. So aber kam er noch davon und konnte für den einen Becher soviel Geld lösen, daß er aus aller Not heraus war.

Solche Gräber gibt es noch manche im Rheinland, so im Bergischen auf der Hildener Heide, wo eine alte Opferstätte sein soll, und auf der Heide bei Thurn, von diesem haben schon viele erzählt, aber keiner weiß genau die Stelle anzugeben. So ist es auch mit dem Grab im Wilden Seifen, einem tiefen düstern Tal eine Stunde von Nitz (im Kreise Mayen); da soll mitten im Walde ein Stein liegen, der aussieht wie ein Sarg, sie sagen, ein Kaiser wär da begraben samt seinen Schätzen — wie er heißt, weiß man nicht, und wo der Stein eigentlich liegt, war auch nicht zu erfahren. Noch keiner, soviel man hört, hat versucht, an den Schatz zu kommen. Man traut sich nicht hin, es ist nicht richtig da, und wer sich auf den Stein setzt, kommt nicht wieder los.

Es lebt in solchen Sagen ein Gefühl, das, wie scheint, den Gebildeten des Zeitalters der Wissenschaft mehr und mehr abhanden kam, das Gefühl: man soll die Toten ruhen lassen! Es tut nicht gut, in Gräber einzudringen. Hörten wir doch endlich auf, den Boden nach Römer- und Keltenknochen zu durchwühlen, und ließen uns genügen an dem, was

Digitized by Google

in der Sage fortlebte, was unsere Alten davon in ihr Leben herübernahmen und weitergaben; und höchstens an dem einen Becher für die Not, wie es der Bauer Derk machte.

In ihren Gräbern hätten wir auch die toten Götter und Tempel jener römisch-keltisch-ubischen Provinzkultur lassen können. Viel ist da in den letzten Jahrzehnten die Rede gewesen von den drei Müttern, die auf ausgegrabenen Weihesteinen erscheinen, immer zu dreien, mit Füllhörnern, Ährenbündeln und Fruchtkörbchen auf dem Schoß; sie sind also freundliche, segenbringende Gottheiten gewesen, zunächst wohl Schutzgeister oder -göttinnen des Hauses, der Familie, Sippe, dann auch der Gemeinde. Man hat sie sehr wichtig genommen als Denkmale des Keltentums. Aber das können sie schon deswegen nicht so unbedingt sein, weil die meisten Funde, der Matronensteine wie der -sagen, aus den Flußgebieten der Erft und Rur stammen, dem Lande der Ubier also, eines germanischen Volkes, das von der unteren Lahn kam und auf dem Boden der römischen Provinz Niedergermanien angesiedelt wurde; bei zwei besonders viel genannten Gruppen, den Matronae Aufaniae und den Gabiae, will man die Namen sogar aus germanischen Wurzeln herleiten (die „Aufnenden", d. i. die Emporbringenden, und die „Gebenden"). Doch für uns Deutsche ist das Entscheidende, was nun von diesen drei Müttern in unsere Volkssage überging.

Drei Mütter

Am Swist- oder Swisterbache, der von den Höhen der Ville zur Erft fließt, stand früher auf dem Swisterberge (bei Weilerswist) eine sehr alte Kirche, jetzt ist nur noch der Turm davon übrig. In dieser Kirche stand noch Anfang des 19. Jahrhunderts ein Steinbild der drei Schwestern Glaube, Liebe und Hoffnung; in andern Sagen werden sie auch mit den lateinischen Namen Fides, Caritas und Spes genannt, und sie sollen auch auf dem Altar der alten Kirche zu Thum gestanden haben; dort in der ganzen Gegend, heißt es, habe einmal eine schlimme Viehseuche geherrscht, da seien drei hohe Frauengestalten erschienen unter der Gynnicker „Krusch", von Köln her, mit segnenden Händen seien sie bis nach Thum geschritten, wo die Kirche jetzt steht, da seien sie verschwunden, und auch die Viehkrankheit habe danach aufgehört. Ihr Fest ist am ersten Sonntag im Juli; eine Wallfahrt zu ihnen hilft besonders bei Kinderkrankheiten, und wenn Erwachsene nicht zum Sterben kommen können. In Frauweiler bei Bedburg feiert man am 1. August das Dreijungfernfest; dort heißen sie St. Einbet, Willbet und Warbet, und man schreibt ihnen die Macht zu, unfruchtbaren Ehen und gebärenden Frauen zu helfen, und neugeborenen Kindern Gedeihen zu geben. In Frauenrat und anderen

Digitized by Google

Orten spricht man ähnlich von den drei Marien: der Pellmerge, der Schwellmerge und der Krieschmerge. — Man sieht, die Kirche hat diese alten heidnischen Werkstücke wie manche andere mit in ihren Bau vermauert.

Außerhalb der Kirche in der Freiluft erscheinen die drei Frauen in einer schon vorlängst aufgezeichneten Sage bei Frimersdorf an der Erft auf dem Hohsterkupp (Hochstadener Kuppe) am hellen Tage und fragen einen Wanderer nach dem Wege, die mittlere trägt einen Korb mit Gold und Kleinodien. Auch nachts haben sie sich gezeigt, und sind immer ebenso plötzlich verschwunden wie gekommen. Wer aber den rechten Bannspruch weiß und spricht, dem müssen sie stehen und das Gold lassen; doch ist es bisher noch keinem geglückt. Auch neuerdings ist in der Jülicher Gegend allerlei erzählt worden von drei weißen Juffern in rauschenden Seidenkleidern, die sich mittags, abends oder mitternachts zeigten, sie kamen groß und prächtig und vornehm daher; es graute einem immer etwas dabei, aber sie haben niemandem was getan — doch sie tun eben auch sonst weiter nichts mehr, höchstens daß sie sich, in einem Falle, bei Rödingen, im Sommer, als das Korn groß war, im Felde sehen ließen; oder wie am Burgberg bei Drove, wo es spukt, in der Geisterstunde einen Wanderer gewarnt haben. Sonst ist es eben überhaupt mit ihnen, wie einer mal erzählt: plötzlich stehen sie vor ihm, aber wie er sie recht angucken will, sind sie schon wieder in Luft zerflossen. Und vollends in manchen anderen Sagen gehen sie in jene sonstigen weißen Jungfern über, die nichts als Totenseelen sind. Und wieder in jenen Sagen, die mehr greifbaren Inhalt haben und ausführlicher erzählen von den drei Schwestern zu Auw und Landskrone in der Eifel; da ist alles christliche Legende geworden von der Rettung dreier Jungfrauen vor einem Wüstling. Allenfalls könnte man hier an weiße Frauen, Seelen oder Holzweibchen denken, die von Wode, dem wilden Jäger, gejagt werden, aber das wären eben gelehrte Mutmaßungen, das Volk weiß nur von dem Wunder zum Heil der Jungfrauenehre, und die Dreizahl ist einzig der dünne Faden, der noch von dem Drei-Mütter-Dienst hinüberführt zu diesen Legenden; ich erzähle daher letztere mit den Eifelsagen.

Römerwerke

Wo sonst jene alte Zeit in Resten von Bau und Bildwerk zutage tritt, redet die Volkssage gern einfach von Heidenzeit, und wird das fremde Werk je nach dem Aussehen als Heidenkirche (oder -tempel), Heidenburg, Heidengarten, Heidengrab, Heidenschlacken gedeutet, gleichviel ob das nun keltische, vorkeltische, römische oder nachrömische Anlagen sind. Selbst von den Römern, die doch hierzulande so viel und so großartig

Digitized by Google

gebaut haben, hat die Sage sehr oft nicht den Namen festgehalten: Am „stumpfen Turm" im Hochwald, heißt es da nur, hat eine große Stadt gestanden; und von solchen großen Städten, wie sie erbaut und zerstört wurden, ist oft die Rede. Aber selbst bei der Sage von der Stadt Gression, die ins Riesige wächst und von der es im Jülicherlande noch heute eine umfangreiche Überlieferung gibt — sie wird bei den Landessagen hernach dort erzählt —, selbst den Bau von Gression schreibt nur der kleinere Teil der Volksüberlieferung den Römern zu. Die alte, zum Teil noch erhaltene Römerstraße auf dem Gebirgskamm des rechten Moselufers nach Trier heißt noch Rimweg, die Militärstraße über die Eifel von Uexheim nach Zülpich: die Heerstraße. Die Fechingen-Ensheimer Römerstraße im Saargebiet Ritterweg; eine andere dort von Wehrden auf Kreuzwald: Heidenstraße; die zutage tretende Pflasterung zwischen Obersalbach und Püttlingen: die Teufelspoway. Römische Wasserleitungen in der Eifel, welche die Siedlungen und Villen in der Gegend zwischen Trier und Köln versorgten, deutete das Mittelalter als eine große Leitung und ein Denkmal heidnischer Üppigkeit: die Römer sollen darin den Moselwein von Trier nach Köln geleitet haben, da man dort keinen Wein baute. Später nannte das Volk diesen Kanal die Teufelskalle, und dichtete ihn in die großartige Kölner Dombausage hinein — ebenso wie man die steinernen Rinnen der Leitung erbrach, um die Kalksinter-Säulen zu gewinnen, die sich in der Rundung als Niederschlag des Wassers gebildet hatten, und sie dann für die Kirchen, z. B. beim Bonner Münster, zu verwenden. Einen Tagesmarsch von Bingen, bei Schweinschied, liegt, in einen Sandsteinfels gehauen, ein Heiligtum des Mithras (des iranischen Lichtgottes, der seit der Revolutionszeit auch bei den Römern Eingang fand); die Volkssage macht daraus eine Wildfrauenkirche; und eine Höhle, die mit dem Mithräum verbunden ist und für einzelne gottesdienstliche Handlungen benutzt wurde, heißt das „Wildfrauenloch"; ein Flachrelief im Fels, das den Mithras darstellt, ist dem Volke ein Ritter St. Georg. Und das Grabmal der Römerfamilie Restitutus gegenüber der Casteler Klause (oberhalb Serrig) nahe der Eisenbahn ist zu einem „Wichtershäuschen" geworden.

Römergrab

Heute hört man die Leute schon mehr von „Römergräbern" reden, was ein Erfolg der Schulbildung ist; die Sage, oder vielmehr was die Leute zu sagen wissen, wird „richtiger" (bis schließlich die ganze Sage wegberichtigt ist). So wird in Bergen (Kr. Wadern) erzählt, dort in der Gegend habe einst ein römischer Soldat seinen Hauptmann erschlagen und dessen Gold vergraben; die Stelle hat man aber noch nicht gefunden.

Digitized by Google

Auch eine Stunde von Xanten an einem Berge soll ein römischer Fürst begraben liegen, in einem eichenen, silbernen, goldenen und eisernen Sarge; da haben die Römer selbst dafür gesorgt, daß der Ort geheim bliebe; die beiden Soldaten, die den Gewaltigen begraben mußten, wurden nachher gleich getötet. Man vermutet, das Grab liege am Fürstenberg. Sehr einleuchtend aber ist die Sage vom goldenen Kalb, das diese alten Heiden einst verehrt haben sollen; denn die, welche heute als die neuen Römer auftreten und sich für berufen halten, das alte Imperium über Europa wieder aufzurichten, beten ja auch wieder das goldene Kalb an. Zwischen dem Schmelzerberge und der Lebacher Anhöhe füllte vorzeiten den Talkessel ein See aus, und mitten darin auf dem Felsen des „Müllenknöpfchens" stand ein Marmortempel mit dem goldenen Kalb. Später brach der See nach Süden durch und lief ab, die Felsensäule blieb stehen, der Heidentempel zerfiel, das goldene Kalb versank tief in den Fels. Auch bei Münchwies an der alten Römerstraße soll eins gestanden haben, und bei Bergen irgendwo in einer Hecke, auf dem „Hahn", einem Berge bei Rissental, soll eins vergraben liegen, und bei Morscholz in einem Brunnen. Alle diese Orte liegen im Saargebiet; aber auch bei Cleve, in Neuhusendorf spricht man von einem goldenen Kalbe im Römerbrunnen auf dem Monreberge; es sollen sogar Teile davon gehoben sein.

Das goldene Kalb

Desgleichen liegt ein solcher Schatz zu Trier im Kaskeller — so heißt im Volksmunde das Amphitheater. Hier in Trier müßte ja nun die Römerzeit recht stark auch aus der Sage sprechen. Die Chronisten wissen denn auch von der Porta nigra zu reden, die eine Porta Martis, des Kriegsgotts gewesen sei, aber das steht eben bei den Geschichtsschreibern, dem Volke war der Bau eine Teufelskirche, und das Mittelalter machte ja auch wirklich aus dem Heidenwerk ein Gotteshaus. Römischer klingt die Baugeschichte des „Kaskellers", doch heftete sich auch daran wieder, wie schon erwähnt, eine Schatzsage; im späteren Mittelalter, besonders etwa seit dem Anfang des 13. Jahrhunderts diente dies Amphitheater als Steinbruch für kirchliche und andere Bauten — man sollte sich darüber nicht entrüsten und es der Trierer Geistlichkeit, und unsern Altvordern überhaupt, nicht zum Vorwurf machen, es mag da viel Christenblut, auch deutsches Blut, geflossen sein; der große Konstantin soll da unter andern zwei gefangene Frankenfürsten den wilden Tieren haben vorwerfen lassen. Und nach einer Trierer Sage geht er noch in seinem Kaiserpalast um, da er ihn an die Stelle einer Kirche baute, und muß so lange darin umgehen, bis der Palast wieder einer Kirche Platz gemacht hat. Konstantins Mutter, die heilige Helena, die uns so oft bei

Trier und Rom

Digitized by Google

geistlichen Stiftungen am Rhein begegnet wie ein starres Heiligenbild, bekommt erst Leben für uns durch die Sage, die sie zu einem schönen frommen Trierer Bürgermädchen macht. Trier wollte eben kein bloßes Klein-Rom sein, die sonderbare Gründungssage rückt das Alter der Stadt noch weit über das Roms hinauf in die Zeit des Erzvaters Abraham.

Abstammung von den Römern

Rheinisch-städtisches Selbstgefühl liegt auch darin, daß die Kölner ihre Freiheiten und Gerechtsame, wie die Sage von Marsilius lehrt, einem römischen Kaiser abgezwungen haben. Stolz auf die römische Herkunft ihrer Stadt scheint ja freilich aus der Überlieferung der Chronik zu sprechen, daß fünfzehn edle Geschlechter Kölns zur Zeit Trajans aus Rom gekommen seien — sie haben aber alle gute deutsche Namen —. Doch steht weder Köln noch das Rheinland darin allein, der Chronist, der wohl jenen Ratsfamilien nahe stand, folgt darin einem allgemeinen Zuge der Zeit, viele Fürsten- und Adelshäuser führten damals ihre Ahnenreihe bis zu den Römern hinauf.

Es zeugt gewiß von der Bewunderung der damaligen Deutschen für das Römerreich; aber sie standen innerlich auch anders dazu als wir, damals waren sie dessen Erben, ihre Kaiser die Rechtsnachfolger der römischen Imperatoren. Außerdem aber wollte man seinem Hause auf die Art natürlich ein möglichst hohes Alter geben; und hier in dem Kölner Falle sollte wohl das Vorrecht der Geschlechter gestützt werden. Es handelt sich hier also um Angelegenheiten einzelner Familien und Verbände, um Arbeit dienstbeflissener Stammbaum-Verfasser, kaum mehr um Volkssage.

Troja

Ähnlich steht es mit der seltsamen Mär von dem Ursprung der Franken, die zuerst bei Schriftstellern des 7. Jahrhunderts auftritt: nach dem Fall Trojas seien ein paar Helden, darunter ein Francus oder Francio, mit ihrem Gefolge durch viele Lande hin- und hergezogen, endlich nach Germanien gekommen, hätten sich am Rhein niedergelassen und dort ein neues Troja zu bauen unternommen, doch sei dies unvollendet geblieben. Das alles klingt wie eine plumpe Nachahmung Vergils, der in seiner „Äneis" den Römern und insbesondere dem julischen Kaiserhause einen Stammbaum bis zu dem frommen Trojanerhelden und Sohn einer Göttin erfand. Immerhin besagte dann diese fränkische Abstammungsgeschichte, daß die Franken ebenso alt und vornehm wie die Römer seien.

Nun hat es aber wirklich ein Troja am Rhein gegeben, die Colonia Trajana bei Xanten, die in der Sprache der römischen Provinz Trojana, später Troja genannt wurde. Der greifbare Kern jener Chronistenfabeln

Digitized by Google

wäre also etwa, daß die Franken den römischen Waffenplatz am Niederrhein, die starke Feste, die ihrem Vordringen so lange widerstanden, in der Völkerwanderungszeit endlich in Besitz nahmen, daß sich fränkische Heerkönige oder Große dort niederließen und von dort aus weitere Eroberungszüge unternahmen.

In der Karolingerzeit kommt dann der Name Troja im Volke außer Gebrauch. Xanten tritt an seine Stelle, doch findet er sich bis ins 11. oder 12. Jahrhundert noch auf Münzen, in der Kirchensprache und Legende; im Loblied auf den heiligen Anno heißt es noch: Lüzzel-Troie.

Helden und Götter

Nieden bei dem Rheine", in der reichen, weitberühmten Burg zu Santen wuchs Siegmunds des edlen Königs Kind auf. Die Sage von ihm ist fränkischen Ursprungs, im rheinischen Lande geschehen Jung Siegfrieds Abenteuer. Doch nicht nur seine, auch die seines Vaters Sigismund, von dem unser deutsches Nibelungenlied freilich nicht viel sagt, um so mehr aber die nordische Überlieferung, nur daß hier die alte fränkische Sage überwuchert wird von isländischer Dichtung. Aber die Grundzüge, wie der Sohn des Wälse in der Wildnis haust, wie er und Sinfjötli in Wolfswut die Wälder durchstreifen, ihre furchtbare Rache, der nichts entgehen kann, und das ganze unbändige wilde Reckentum Siegmunds, das unbezwungen bleibt, bis Wodan selbst ihm die Waffe zerbricht, all das gehört der fränkisch-rheinischen Sage an. Und das angelsächsische Beowulfslied weiß auch von ihm schon, daß er mit seinem Gefährten in Berg und Wald die Riesen bekämpfte, daß er allein den Drachen schlug und den Drachenhort nahm. Der Kampf mit dem Lindwurm tritt also schon in älteren Sagenschichten, vor der Siegfriedsage, auf und erweist sich damit um so mehr als altrheinisches Gut. Und als den Berg, in dem dieser Drache hauste, denken wir uns gern und leicht den Drachenfels, das Siebengebirge wird ja außerdem noch von der neueren Sage bevölkert mit Riesen und Zwergen und einem ganzen Heer von Geistern.

Siegmund und Siegfried

Doch die Sage vom Drachenfels, nach der eine Jungfrau in der Gewalt des Unholds ist, deutet nicht auf die alte Siegfriedsage, sondern wieder auf eine andere, aber gleichfalls alte Lieblingsgeschichte unserer Vorfahren, die wir als Grimmsches Märchen vom „starken Hans" und vom „Erdmänneken" und in noch manchen andern Fassungen kennen. Nimmt man nun noch dazu die Sage vom starken Hermel, die ich hernach mit denen vom Niederrhein erzähle — es ist wieder eine andere Ge-

Digitized by Google

staltung jenes Urbildes vom deutschen Helden, des unbekümmerten mit dem guten Lachen, der gar nicht weiß, wohin mit all seiner Kraft — und ferner dann noch die Sage vom Geldrischen Drachen: so sieht man, mit wie vielen und tiefen Wurzeln die Siegfried-Sage — hier das Wort für einen ganzen Stamm deutscher Sagen genommen — in der rheinischen Erde haftet.

Der Rhein ist denn auch mit seiner Sage in die nordische Überlieferung übergegangen. „Als Knabe", heißt es da, „kam Sigurd zu Regin und wuchs bei ihm auf, er wurde der stärkste und beherzteste aller Menschen. Regin war ein kunstreicher Schmied und fertigte ihm ein Schwert, das hieß Gram; es war so scharf, als er es in den Rhein hielt und eine Wollflocke dagegen treiben ließ, da zerteilte seine Schneide die Flocke." Einen solchen zauberkundigen elbischen Schmied kennt noch die neuere bergische Volkssage. Auch die Gnitaheide, wo Fafnir in Drachengestalt den Hort hütete und von Sigurd getötet wurde, lag am Rhein. Schon das alte Wölundlied enthält eine Anspielung darauf, das Land am Rhein und der Strom sind in der nordischen Dichtung wegen ihres Goldes berühmt. Von reichen Silbergruben ist auch in der Bergbausage noch die Rede. Aber man hat wirklich in früheren Zeiten an vielen Orten des Rheins auch Gold gewaschen, mehr, wie es scheint, allerdings rheinaufwärts von Worms, als in dem Sagengebiet, von dem hier die Rede ist. Dort im Burgundenreich der Sage ist denn auch die Versenkung des Hortes zu denken.

Hagen von Tronege

Dagegen scheint noch aus dem Rheinland im engeren Sinne die nächst Siegfried gewaltigste Gestalt der Sage zu stammen, Hagen; Tronege nennt das Lied seine Heimat (andere Handschriften haben die Formen Tronje oder Trony). Als Ort bietet sich dafür zunächst das schon genannte spätrömisch-merowingische Troja am Niederrhein, und der Name wäre dann wahrscheinlich zu der Zeit, als das Volk ihn noch gebrauchte, mit Hagen in die Sage gewandert, schon ehe der Name Xanten aufkam und sich mit dem Siegfrieds verknüpfte. Freilich bleibt dem alten Troja-Xanten dieser Ruhm, neben Siegfried auch noch seinen Gegenspieler gestellt zu haben, nicht unbestritten. Im Hochwald (auf dem Hunsrück) in dem engen Tal der Ohron liegen auf einem niedrigen Felseneck die Trümmer der alten Burg Ohronecken (Throneck), und nördlich von Hermeskeil nach Ohronecken hin fließt ein kleiner Bach, auf den Karten Hahnenborn genannt, er soll aber, wie man sagt, eigentlich Hagensborn heißen, und hier soll der Ritter Hagen einen König erschlagen haben. Nach einer anderen Volkssage ist es südlich von Throneck am Tranenweiher ge-

Digitized by Google

schehen, der Quelle der Tran, und die Königin soll einen ganzen Strom von Tränen geweint haben. Throneck war früher im Besitz einer Familie von Hagen, die zum alten Adel des Mosellandes gehörte, im 12. Jahrhundert aber treten hier als Burgherren die Wildgrafen (comites silvestres) auf, denen vermutlich der königliche Wildbann in diesen Gegenden unterstand. Es könnte sein, daß sich die Erinnerung an einen Königsmord aus der an Bluttaten reichen Merowinger- und Hausmeierzeit hier erhalten hätte. Merkwürdig genug findet sich auf dem Hochwald, einige Stunden von Throneck auch noch eine Burg, die den Namen von einem Gefährten Hagens trägt, der Humolstein (Hunoltstein).

Volker von Alzey

Ganz unzweifelhaft aber ist die Herkunft aus dem Rheinland bei einem andern Nibelungenrecken: Volker. Das Lied selbst nennt als seine Heimat Alzey, den alten Hauptort der linkerheinischen Pfalz. Die Stadt führte sogar im Wappen eine Fiedel von altertümlicher Gestalt mit lautenartigem, gewölbtem Schallkasten, und mehrere Ritter von dort hatten dasselbe Wappen; die Truchsesse von Alzey sollen darum in der ganzen Gegend spottweise die Fiedler geheißen haben. Diese Wappenfiedel soll aber ursprünglich gar keine Fiedel gewesen sein. Die Keßler oder Kupferhammerschmiede von Alzey, sagt man nämlich, haben das Privileg gehabt, ihre Arbeiten im ganzen ehemaligen rheinfränkischen Herzogtum allein zu verkaufen, und haben dafür dem Pfalzgrafen Heeresfolge leisten müssen. Als ihr Wappen nun wird zunächst ein Kessel vermutet, woraus dann eine Kesselpauke und weiterhin ein kesselförmiges Streichinstrument geworden wäre. Doch gleichviel, woraus die Alzeyer Fiedel sich auch entwickelt haben mag, in Volkers Hand hat sie einmal eine Weise gesungen, die kein Deutscher vergessen kann, in jener Nacht, da Volker mit Hagen inmitten von Todesgrauen und lauerndem Mord die Wacht für die Nibelungenrecken bezog, und ich möchte mir den rheinischen Spielmann, der sich erst im späteren Mittelalter zu dem alten Nibelungenadel gesellte, nun doch nicht mehr aus dem Liede wegdenken; er ist mir recht so, wie er ist.

Dietrich

Neben Siegfried und Hagen tritt ebenbürtig noch eine andere Gestalt unserer deutschen Sage, „Diederich van Berne, van dem di bueren so vill syngent", wie es bei den Chronisten noch zu den Zeiten des niedergehenden Rittertums heißt. Auch auf ihn erhebt das Rheinland Anspruch. Es hat freilich nicht gelingen wollen, Dietrichs Kämpfe mit dem Riesen Ecke und dessen Sippe, in denen so großartig wilde Naturkräfte zur Darstellung kommen, als ursprünglich rheinisch zu erweisen; die drei Wetterfrauen auf Jochgrimm, die den Ecke aussenden, das Wesen und der Name

Digitized by Google

der Rieſin Runze, der Lawinenſtürzerin, und andere Züge weiſen zu beſtimmt nach dem Alpenlande. Allerdings hat Simrock im Siebengebirge ein Dederichsloch (im oberen Menzenberger Tal) und vor allem eine Faſeltskaule entdeckt, eine Gebirgsſpalte im Honnefer Tal, die am ſog. Stern vorbei nach der Löwenburg führt und durch die ein ſcharfer gefürchteter Nordoſt hereinweht. Und Faſolt iſt Eckens Bruder, ein Sturmrieſe, den Dietrich im Walde auf der Hetzjagd hinter einem Holzfräulein antrifft. Aber Faſolt tritt auch außerhalb der Eckenſage, als ſelbſtändige mythiſche Geſtalt auf, ein Wetterſegen in einer Münchener Handſchrift ruft ihn an: „Ich peut dir, Faſolt, daß du das Wetter verfirſt (wegführeſt) mir und meinen Nachpauren ân Schaden.“ Und zudem hat die fränkiſche Sage noch einen andern Dietrich, nämlich den Theoderich von Metz, der einer von Chlodwigs Söhnen war, bei der Reichsteilung auch das ripuariſche Land am Rhein erhielt und nachmals bis in das alte England als ſagenberühmter König bekannt wurde. Leicht alſo konnten ſich Sagen von dem oſtgotiſchen Dietrich auf den fränkiſchen und ſo an den Rhein übertragen; zumal da beide ein ähnliches Schickſal haben, aus ihrem Reiche vertrieben werden und mit wenigen Getreuen eine Zeit in der Fremde leben müſſen.

Geſicherter Beſitz des Rheinlandes iſt dagegen ein anderes Abenteuer Dietrichs, das er mit einem Zwergkönig hatte, ein Seitenſtück zur Laurinſage, leider nur trümmerhaft erhalten. Dietrich, ſo wird da erzählt, ritt einſt in den Wald bei dem Gebirge Trûtmunt, wo Rieſen hauſten. Dort wohnten auch Zwerge in einem hohlen Berg, bei denen ſah er eine ſchöne Jungfrau; wie er aber heranritt, verbarg man ſie vor ihm. Er ſtellte nun den König des Zwergenvolks, Goldemar, zur Rede. Es kam zu harten Kämpfen, auch mit den Rieſen, die mit Goldemar im Bunde waren, und Dietrich ſiegte mit Hilfe ſeines Gefolges, der Wülfinge, die er, wie zu vermuten iſt, erſt herbeigeholt hatte (oder er geriet vielleicht zunächſt in die Gefangenſchaft des Zwergkönigs, ſein Gefolge ſuchte ihn, wurde durch eine Botſchaft, etwa mit Hilfe der geraubten Jungfrau, auf die Spur geleitet und befreite ihn). Aus einem Anhang zum „Heldenbuch“ iſt noch zu entnehmen, daß die Jungfrau bei den Zwergen eine Königstochter war und Hertlin hieß; Goldmar hatte ſie nach dem Tode ihres Vaters geraubt, doch blieb ſie vor ihm Magd; die Mutter aber ſtarb vor Leide. Dietrich nahm die Hertlin dem Goldmar wieder ab „mit großer Arbeit“ und machte ſie zu ſeiner Gemahlin. — Dieſer Zwergkönig nun gehört auch der bergiſchen Volksſage an, dort wird weiteres von ihm erzählt.

Digitized by Google

Endlich erscheint auch „König Etzel oder Etzelaus" in der rheinischen Sage, und zwar „als ein Angst und Zwinger beinah über all Erdreich", hat also hier mehr von dem ursprünglichen Attila behalten als der Etzel des Nibelungenliedes; auch die Sage von Etzels Schwert, die sich schon bei den Goten findet, flicht der Kölner Chronist mit ein bei seiner Erzählung von den elftausend Jungfrauen, die von den Hunnen hingeschlachtet worden. Eine Flur bei Dürboslar in der Inde-Gegend heißt noch die „Hongsschlack", die Hunnenschlacht, und besonders von einem Hohlweg, der da hindurchführt, geht die Rede, daß es da nicht taugt. In der Hochwaldsage (auf dem Hunsrück) treten die Hunnen als Städtezerstörer und Städtegründer auf, letzteres stimmt schon nicht mehr recht zu ihnen, hier mischen sich wieder Erinnerungen an andere Fremdvölker und „Heiden" hinein; und die Hunnen wurden ganz sagenhaft zu einem mächtigen Volke und Menschenschlag der Vorzeit, mit dem man alle möglichen altertümlichen Werke, Denkmale, Reste und Überlieferungen in Zusammenhang bringt. Wenn dagegen heute in Rumeln (im Kreise Mörs) erzählt wird, daß im Mühlenwinkel (wo die Gelehrten eine alte Römersiedelung annehmen), der Hunnenkönig Attila in goldenem Sarge begraben liege, so möchte ich vermuten, daß da der Name aus der Schulstube, nicht aus alter Volksüberlieferung stammt. —

Die Götter

Ich habe hier die Helden vorangestellt; man sieht nach ihnen in der rheinischen Sage auch unwillkürlich eher als nach den Göttern; doch fehlen auch deren Spuren nicht; besonders die Wodans. Er begegnet uns nicht bloß in der Nibelungensage, man kann auch noch die ihm heiligen Stätten zum Teil finden, so den Godesberg, von dem an Ort und Stelle der Mönch Cäsarius berichten wird. Und besonders lebendig hat sich ja am Rhein noch die Sage von dem Wodan verwandten wilden Jäger erhalten. Andere Reste des alten germanischen Götterglaubens begegnen uns noch weiterhin, so schon im nächsten Kapitel von Christentum und Kirche, doch sind sie in dieser Verkleidung oder Umkleidung nicht so zahlreich wie man früher annahm, manches was man für germanisch hielt, ist morgenländisch oder griechisch-römisch und mit dem Christentum in unsere Sage und Legende gekommen. Indessen alle diese Feststellungen bewegen uns heute nicht mehr so heftig. Wodan und sein Geschlecht haben ausgelebt. Viel näher stehen uns die urtümlicheren, noch nicht ausgeschöpften Sagen vom Seelenheer und seinem Herrn im Winde, vom Totenberg und schlafenden Helden darin, von Erd-, Wald- und Hausgeistern.

Digitized by Google

Chlodowechs Bekehrung

Von den Merowingersagen ist hier nur eine zu erzählen: die von der großen Schlacht, in der ausgetragen wurde, ob das neu entstehende Germanenreich fränkisch oder alemannisch werden sollte, und die zugleich die Wendung zum Christentum bezeichnet. Wie die Sage berichtet, war diese Schlacht auf dem Feld bei Tolbiacum (Zülpich), im Rheinland also.

Die Königin Chrotechildis ermüdete nicht, in den König zu dringen, daß er von seinen Abgöttern lasse und den wahren Gott erkenne. Er hatte ihr schon so weit nachgegeben, daß er zwei Söhne taufen ließ. Aber sie starben ihm beide, und dadurch wurde der König wieder irre; er meinte, das sei ein Fluch seiner Götter; und alle Bitten der Königin vermochten nichts über ihn, bis der Alemannenkrieg ausbrach. Als nun die beiden Heere aufeinander trafen, begann ein furchtbares Morden, und Chlodowechs Scharen waren nahe daran, zu unterliegen. Da erhob der König seine Augen zum Himmel und rief: „Jesus Christus, Chrotechildis sagt, du seist der Sohn des lebendigen Gottes und helfest denen, die an dich glauben. Gib mir den Sieg über diese Feinde, so will ich dich bekennen und mich taufen lassen auf deinen Namen!" Da begannen die Reihen der Alemannen zu wanken und sich zur Flucht zu wenden. Und als auch ihr König gefallen war, da kamen sie zu Chlodowech und boten ihre Unterwerfung an. Und der König gebot den Seinen Einhalt und Waffenruhe, gewährte den Alemannen Frieden und zog heim zu der Königin.

Da ließ Chrotechildis den Bischof Remigius von Rheims herbeiholen, daß er den König das Wort des Heils lehre. Der König aber war noch in Sorge, sein Volk möchte sich weigern, die alten Götter zu verlassen. Doch trat er vor die Seinen, um nach den Worten des Bischofs zu ihnen zu sprechen.

Bevor er aber noch redete, bewirkte die Allmacht Gottes, daß alles Volk rief, es verwerfe die Götter und wolle dem Gott gehorchen, den Remigius verkündet. Nun wurde alles festlich zur Taufe gerüstet. Und wie nun der König vor den Bischof hintrat, sprach der zu ihm: „Beuge in Demut deinen Nacken, Sicamber, bete an, was du angezündet, zünde an, was du angebetet hast!" Es ließen sich aber von dem Frankenheere taufen mehr als dreitausend.

Die ersten Glaubensboten

Lange vor Chlodwigs Bekehrung war das Christentum schon in das Rheinland gekommen, schon in der Zeit der Apostel der Legende nach; sie nennt den Crescentius (der Überlieferung nach der erste Bischof von

Digitized by Google

Rheinische Männer- und Jünglingsköpfe
Gemälde vom Meister der hl. Sippe / Ausschnitt aus einer Anbetung der Könige

Digitized by Google

Digitized by Google

Mainz) einen Schüler des Paulus, und die ersten Glaubensboten, die nach Trier kamen, Sendlinge des Petrus, ja einer von ihnen, der dann noch weiter, zum Niederrhein vordrang, Maternus, soll sogar der Jüngling zu Nain gewesen sein. Und wie an ihm, so wiederholen sich auch an andern rheinischen Heiligen biblische Wunder: Riza schreitet auf ihrem Kirchgang über das Wasser des Rheins, Lubentius zu Cobern über die Mosel.

Martyrium und Sieg

Das Christentum sandte nicht bloß seine frühsten Glaubensboten an den Rhein, es kämpfte seinen großen Kampf mit der römischen Weltmacht zum Teil selbst auf rheinischem Boden, vor den Augen der rheinischen Provinzialen und deutschen Nachbarn. Noch heute weiß das Moselland von der großen „trierischen Marterung", davon das Blut im Flusse noch bis nach Neumagen zu sehen war. Ein ganzes Heer von Christen, aus den fernen Ländern im Sonnenaufgang, wo der neue Gott selber geboren war, Krieger, von der Sonne der Thebaïs verbrannt, und noch glühender von der Glaubensinbrunst, die morgenländische Asketen in ihnen entzündet hatten, sie litten hier den Märtyrertod. Und das Rheinland sah auch den Sieg des Christentums über Rom, der Kaiser Konstantin hatte der Sage nach an der Mosel oder am Rhein jene Vision, nach der er das Kreuz zum Feldzeichen nahm. Und der Mann jener Zeit, der das allerchristlichste Christentum verfocht, Athanasius, auf dem die römische Kirche weiterbaute, lebte zu Trier eine Zeitlang in der Verbannung; Anhänger von ihm, Alban und Theonest, wurden von den arianischen Ketzern in Mainz zu Märtyrern gemacht.

Einsiedler

An manchen Orten im Rheinland weiß man noch von den Höhlen, in denen die ersten Verkünder des Christentums gewohnt haben sollen, oft lebten sie dort allein, so hatte der heilige Hieronymus einer alten Sage nach sein Gehäus nicht weit von Trier, der ehemaligen Abtei St. Marien gegenüber an der Mosel in einem Felsen. Von solchen Einsiedeleien ließe sich eine lange Reihe aufzählen, ihre Bewohner lebten nicht bloß beschaulich, sie übten viel Werke der Barmherzigkeit. Gegenüber Leimen (unterhalb Ediger) an der Mosel liegen noch die Trümmer einer Klause, dort lebte zur Zeit des Bischofs Egilbert ein uralter Einsiedler, Walther, der reiste oft zu den Raubrittern auf dem Hunsrück, um Gefangene zu lösen, oft auch im Winter zu entfernten Burgen und Klöstern, um zu erwirken, daß armen Zinspflichtigen Zehnten oder Beede erlassen würde. Eines Morgens läuteten die Glocken ringsum von selber, und über der Klause wogte eine Flamme. Als die Leute herbeieilten, lag der Alte tot in seiner Einsiedelei. Er wurde im Kloster Stubben beigesetzt, und seine Leiche zeigte nach sechs Tagen noch keine Spuren der Verwesung. Diese Klaus-

Digitized by Google

ner traten gleichsam an die Stelle der einsam wohnenden weisen Frauen, Zauberinnen und Seherinnen des Heidentums und in siegreichen Wettbewerb mit ihnen.

Ehe sie sich ansiedeln und das erste Gotteshaus errichten konnten, hatten sie nicht selten einen Kampf mit einem der alten Geister oder Götter zu bestehen, die dort gehaust hatten; so ist es wohl gemeint, wenn von dem heiligen Remaclus zu Malmedy die Volkslegende berichtet, er habe den Teufel aus einem Brunnen vertrieben, in welchem dieser sich huldigen ließ. Und die erstaunten Bauern übertrugen dann auf den Fremden, der mächtiger war als der im Born, ihre Verehrung und ihre Erwartungen und Anliegen in betreff des Wetters, dem es heißt weiter von ihm: wenn es an seinem Gedächtnistage, dem 5. September, regne, dann wüchsen auf dem Felde ebensoviele Kornhalme, als Regentropfen darauf fielen.

Ähnlich bekamen die Hirten einen neuen Schutzherrn in dem heiligen Wendel, die Schiffer in St. Nikolaus und St. Clemens; jede Ortschaft am Rhein wie in andern Landen wurde nach und nach von den Gottesmännern in Besitz genommen, oder nahm sich selber solche in Besitz, erkor sie sich, oder erwarb ihre Reliquien. Vor uralten Zeiten, so erzählt man an der Saar, als die Heiligen noch von Ort zu Ort wandern mußten, geschah es, daß St. Matthäus von Kolosleiken (oberhalb Saarburg) fortziehen mußte. Man setzte ihn in eine Bütte und ließ ihn so die Saar hinuntertreiben. Unterwegs rief er in seiner Bütte beständig: „Land mêch (landet mich)!" Aber überall, wo er vorbeikam, riefen ihm die Heiligen, welche die Dörfer beschirmten, zu: „Lane mer dêch, da bast d' iwer eis (so bist du über uns)!" Aus der Saar schwamm er in seiner Bütte in die Mosel, und bis Trier hinunter, ohne daß man ihn landen wollte. Dort bei Trier aber saßen Waschfrauen am Ufer, die hörten ihn rufen und hatten Erbarmen mit ihm; sie reichten ihm eine Stange hin, daß er ans Ufer konnte. Von dieser Zeit an mußten die dortigen Heiligen fortwandern, und St. Matthäus trat an ihre Stelle. Wo ihn die Waschfrauen ans Ufer gezogen hatten, baute er das berühmte Kloster St. Matheis. — — Gerade umgekehrt verhielten sich die Waschfrauen bei Grevenmacher. Dort kam der heilige Peter von Mailand (ein anderer als der Apostel) die Mosel heruntergeschwommen und wollte ans Land steigen, um da besonders verehrt zu werden. Die Wäscherinnen aber stießen den fremden Mann mit den Bläueln vom Ufer wieder ab, darauf sprach der Heilige: „Nun schwimme ich durch Hecken und Brüche, und viel fromm Mutterkind muß dahin kommen, mich zu besuchen." Als die Weiber die geheimnisvollen Worte hörten, tat es ihnen leid, ihn vom Lande weggestoßen

Heilige kommen auf dem Strom

Digitized by Google

zu haben, sie riefen ihn zurück, aber er schwamm schon weiter die Mosel hinunter bis nach Taben, und dort wird er noch immer verehrt.

Noch mancherlei von Heiligen oder Heiligenbildern, die der Strom heran-trug, ließe sich hier erzählen — mehreres findet sich hernach unter den Sagen der einzelnen Ortschaften; merkwürdig erinnern diese Legenden an die Sage vom Schwanenritter, und beides weist zurück auf noch ältere germanische Sagen von einem Gott oder Helden, den ein Wunder über das Wasser hertrug. „Ing" — so sagt das angelsächsiche Runenlied — „wurde zuerst bei den Männern der Ostdänen gesehen, später ging er nach Osten, über die Woge schritt er, und der Wagen rollte ihm nach." Ing ist niemand anders als der nordische Frey oder Njördh.

Mönchtum

Oft wurden die Siedelungen der Gottesmänner zu Klöstern; das Mönchs-wesen entfaltet sich in der rheinischen Sage besonders reich. In manchem Kloster des Landes wuchs die weiße Lilie oder Rose im Chor an dem Platz des Bruders, dessen Tod nah bevorstand, außer dieser allgemein-deutschen Legende aber besitzen Heisterbach, Himmerod, Altenberg, Sieg-burg und die vielen andern noch eine Fülle eigener Überlieferung von den Anfechtungen, welche die Insassen zu leiden hatten, von den Wundern und Erscheinungen, mit denen sie begnadet wurden, von den guten Wer-ken, die sie übten; daneben fehlen, dem weltoffenen Sinn des Weinlandes entsprechend, auch die heiteren Histörchen nicht; die Rebe gedieh unter den Händen mancher Klosterbrüder wie der wirtschaftlichen Zisterzienser zu Ebersbach im Rheingau.

Heilige Orte

Daß der neue Gottesdienst sich vielfach an heidnischen heiligen Orten ansiedelte, war natürlich, er fand deren genug vor, noch heute trifft man Namen wie: Heilig Ort, heiliges Feld, heiliger Born, heilige Buche, am heiligen Baum, wo man entweder eine altdeutsche Kultstätte, oder der Kirche gehörigen Besitz annehmen kann. Sehr häufig findet sich hier wie überall die Legende, daß man an einer Stelle im Walde einen wunder-baren Gesang vernahm, dem man nachging, daß man einen hellen Glo-rienschein sah und in einem Baume ein Muttergottesbild fand, oder eine Maria „zur Stauden" im dichten Gebüsch; wohl auch ein Muttergottes-bild in einem Wasser, wie bei dem Dorfe Weyer, wo es dann der Brauch wurde, daß man dahin Bittgänge um Regen tat. In Zeiten der Dürre haben Heilige den Leuten geholfen, indem sie mit ihrem Stecken in die Erde stießen und das Wasser hervorquellen ließen, so entstand das Adel-heidspützchen bei Beuel.

An derartigen Stellen wurden sehr oft Bildstöcke, Kapellen, Kirchen er-richtet. Um die Entstehung solcher Heiligtümer webt das Wunder, und

Digitized by Google

Legenden dieſer Art haben ſich bis auf den heutigen Tag im Rheinland ſehr zahlreich erhalten. Beſonders muß der Teufel dabei herhalten. Manchesmal zerſtört er des Nachts, was man am Tage gebaut hatte; aber er iſt nicht allwiſſend, und an einer anderen Stätte erſteht der Bau, ehe er's merkt. Nach dem vollendeten Bau wirft er vergeblich mit Steinblöcken. Noch mehr, der Heilige wie z. B. St. Remaclus zu Malmedy, oder ſonſt ein frommer Baumann, macht ihm weis, es ſolle ein Luſt- oder Jagd- oder Wirtshaus werden, und der Teufel iſt nun gleich dabei und hilft mit bauen; zu ſpät merkt er, daß man ihn betrogen hat. Oft hat er ſich auch eine Seele als Lohn ausbedungen, wie bei dem Münſterbau zu Aachen, zu Eſſen, zu Trier, und wird auch darum geprellt.

Die Kirchenbauten und der Teufel

Als St. Remaculus mit Hilfe des Satans ſeine Kirche bis auf den Schlußſtein fertig hatte, der noch eine ſehr große runde Offnung im Gewölbe ausfüllen und ſehr weit hergeholt werden mußte, erbot ſich Satan, den auch noch zu holen. Da dachte ſich der Heilige etwas aus, um den Teufel los zu werden, ehe der merkte, wozu man ihn habe ſchuften laſſen. Er ging ihm entgegen und wußte ihm, als der unter ſeiner ſchweren Laſt herankeuchte, einzureden, es ſei noch ganz entſetzlich weit bis Malmedy; er machte es dabei gerade ſo wie das alte Weib bei Aachen und der Jude bei Werden, und man mag's dort nachleſen.

Beim Bau der Clemenskirche zu Mayen kam auch der Teufel dazu, und als man ihm ſagte, es gäbe ein Wirtshaus, da gab er gehörig was zum Beſten, und die Maurer und Zimmerleute hatten gute Tage. Wie er aber dann die Einweihung ſah, da packte er wütend den Turm und wollte die ganze Kirche um und um drehen; das gelang ihm nicht, aber der Turm blieb gewunden und ſchief und ſteht noch heute ſo.

Wenn man nun noch weiter hört, wie zu Gerresheim Sankt Gericus zuſammen mit dem Teufel baute und wie ſie dann miteinander wetteten, wer am weiteſten ſpringen könne, der dürfe ſagen, wozu das Haus dienen ſolle; und wie ſich dann der Teufel mit dem Fuß in das Glockenſeil verwickelte und zu kurz ſprang und in den ſchwarzen Teich fiel, St. Gerich aber ſprang über das Tal hinweg (bis an die Stelle, wo jetzt das Gericus-Pützchen fließt, und hatte mit ſeinem Sprung ſo auch noch einen Heilbrunnen aus dem Stein geſtampft): ſo wird es einem immer mehr gewiß, daß in dieſen Legenden vom bauenden, Rieſenblöcke ſchleppenden und ſchleudernden Teufel oft Sagen und Schwänke von überwundenen, überliſteten Unholden und Rieſen fortleben.

Andere Wunder vor und bei dem Bau

Der Ort, wo ein Gotteshaus oder Kloſter ſtehen ſoll, wird oft durch ein Wunder gewieſen, es ſind jene immer wiederkehrenden Legenden, wie

Digitized by Google

die Reliquie, die Leiche des Heiligen durch ein Zeichen kund getan, daß sie nicht an der Stelle, die man ihnen zugedacht, bleiben, und wo sie ruhen und verehrt sein wolle; wie ein Schiff, ein Ochsengespann, ein Esel, die das Heiltum trugen, den rechten Ort gefunden haben, indem sie dort Halt machten und nicht vom Fleck zu bringen waren; wie die Steine und das Bauholz des Nachts immer wieder vom Platz verschwinden und nach einer bestimmten Stelle versetzt werden, bis man an dieser dann endlich den Bau aufführt: solche Sage hat auch das rheinische Volk noch heute in Hülle und Fülle.

Kölner Domsage

Wie der Kölner Dom die andern Bauwerke, so überragt die Domsage die andern Bausagen, am nächsten steht ihr im Umriß die Katholdus-Sage vom Trierer Amphitheater, doch hier messen sich heidnischer Herr und Diener, in der Domsage der christliche Baumeister mit dem Teufel, und wieder auch anders als in den vorher besprochenen Sagen; in der Kölner Erzählung unterliegt der Baumeister. Die Erklärung dafür ist zunächst in der Entstehung der Sage zu suchen. Der Teufel tritt hier an die Stelle des Heidentums schlechthin; die römische Wasserleitung von der Eifel herab, wie schon früher gesagt, heißt dem Volk ein Teufelswerk, die Teufelskalle. Tatsächlich nun erhebt sich der Dom über dem altrömischen Wasserwerk in Köln; dieses war vollendet, der Dom blieb unvollendet. Damit sind die Grundzüge der Sage gegeben. Nach mittelalterlich kirchlicher Auffassung wurde das stolze Selbstgefühl des Meisters, der sich ganz auf eigene Kraft und Kunst stellt, zur Vermessenheit, zur Überhebung, die ihn dem Bösen verfallen läßt — ich stelle ihm daher auch in der Erzählung der Kölner Sage den demütigen Meister Goswin gegenüber. Wir fühlen aber, daß in der Sage vom Meister Gerhard unsere Sache geführt wird: der Bau des Heiden- und Römertums ist abgeschlossen, die eigenste Schöpfung des deutschen Geistes, die über das Heidentum hinausgehen sollte, blieb unvollendet, wurde im Werden unterbrochen. Es will uns nicht in den Sinn, daß der Baumeister darum des Teufels sein soll, und die Sage erhält daher noch einen zweiten Schluß, danach ist er nicht in der Hölle, sein Geist geht bis zum Jüngsten Tage im Dom um.

Albertus Magnus

Mit dem Dombau bringt die Sage dann auch noch den Albertus Magnus in Verbindung, und er erscheint uns ja auch als ein Geistesverwandter des Meisters Gerhard. Der tiefsinnige „Doctor beatus“, der „alles Wißbare wußte“ und dem es daran doch nicht genug war, der den ganzen Erdkreis durchmessen hatte und auch das Fegefeuer ergründen wollte wie ein zweiter Dante, war von Haus aus ein Schwabe, aber er hat von der

Digitized by Google

Colonia sacra nicht wieder los können, und die ganze Albertus-Sage, die hier zum ersten Male, soweit erreichbar, erscheint, gehört daher auch nach Köln; ich hoffe wenigstens, man wird das spüren, wenn man sie in diesem Zusammenhange liest. Auch diese Sage ist, gleich dem Dom, mitten im ersten starken Wachstum abgebrochen; nur leider viel trümmerhafter auf uns gekommen. Seit dem späteren Mittelalter sind die Dominikaner eifrig bemüht gewesen, die Sagen, die sich um ihren großen Meister woben, als desselben unwürdig zu zerstören; ihre Arbeit setzte ein, ehe sich aus den vielen Sagen, die im Volke umgingen, eine Sage mit festem Gefüge gebildet hatte; manches ist, scheint's, für immer verloren, manches ließ sich nur aus ihren heftigen Verdammungsurteilen rückwärts erschließen, manches ist ganz legendenhaft geworden: die allerheiligste Gottesmutter läßt den Forschbegierigen in allen Weiten herumschweifen, aber sie hat ihn doch sicher am Gängelbande. Einige Jahrhunderte danach fand dann die rheinische Volkssage in dem gelehrten Abt von Sponheim, Johannes Trithemius, wieder eine ähnliche Gestalt, freilich reicht er nicht an den Albertus heran; aber auch jener Name, der alle diesen im Volke lebenden Hang zum Magischen, zum Naturgeheimnis an sich ziehen sollte, der des Doktor Faust, begegnet uns im Rheinlande.

Glockensagen

Bei den Kirchen-, Kapellen- und Klosterbauten, von denen bisher die Rede war, haben wir noch eins vergessen: die Glocken, die auch durch die rheinische Sage vielfältig hindurchklingen. Mit andern deutschen Ländern teilt sie zunächst jene bekannte Geschichte vom Glockengießerlehrling: Während des Gusses ging der Meister fort, um noch Glockenspeise zu holen. Der Lehrling aber goß inzwischen auf eigene Faust die Glocke fertig und lief dem Meister stolz und glückselig mit der Botschaft entgegen. Der Meister aber, voll Neid und Bosheit, ersticht ihn in seiner Wut; so erzählt man in Köln, in Honnef, in Blankenberg. Daneben gibt es noch besondere Sagen vom Glockensilber; durch solche Zutat zum Metall soll ein besonders schöner Klang zu gewinnen sein. Im bergischen Orte Nümbrecht kam beim Guß ein altes Mütterchen mit einer ganzen Schürze voll Silbergeld und schüttete es noch in die Masse. Auch als die Glocken zu Kerpen auf dem Stiftsplatze gegossen wurden, wurde viel Silber dazu gegeben, besonders die reichen Knönncher (Kanoniker) des Stifts kamen einer nach dem andern und warfen blanke Silbertaler in das Glockengut. Der Glockengießer Kaiser Karls in der Aachener Sage dagegen übte einen Betrug, der jedoch an den Tag kam. — Der Glockenklang verscheucht alle bösen Geister; erst muß die Glocke aber getauft sein. In dem Turm der Abtei Knechtstein bei Köln hatte man eine ungetauft aufgehängt. In der

Digitized by Google

Nacht kam der Teufel, riß sie heraus und warf sie in ein nahes Moor. Da hört man sie in der Weihnacht und in den Quatembernächten noch läuten.

Nicht weit von Neumehring (an der Mosel) liegt eine Flur, die heißt Kirchberg, es soll früher eine Kirche da gestanden haben, und zu der Pfarre gehörten die Gemeinden Schleich, Büdlich und Naurath. Die Kirche wurde, wie es heißt, abgerissen, weil sie so weit abgelegen war, von Schleich über eine Stunde. Lange Zeit nachher hütete ein Hirt auf der Flur die Schweine. Da wühlte eine Sau den Ranft einer Glocke zutage. Nun wußte man aber nicht, welcher Gemeinde man den Fund zusprechen sollte; man lud sie darum auf einen Wagen und spannte einen blinden Gaul davor, der brachte die Glocke nach Büdlich, und dort wurde sie in der Pfarrkirche aufgehängt. Sie soll die Inschrift gehabt haben:

Wühlsau sucht mich,
Scheel Pferd zieht mich,
Susann heiß ich.

Auch in Köln hat zu den Zeiten des heiligen Bischofs Kunibert einmal ein Schwein eine Glocke herausgewühlt, man hängte sie in St. Cäcilien auf und nannte sie allgemein das Sauglöckchen.

Hier wäre nun noch manches zu erzählen von dem Segen der Glocken: wie sie Reisenden wieder auf den Weg geholfen, die von Nacht und Nebel überfallen, sich nicht mehr zurechtfinden konnten, was dann zu mancherlei frommen Stiftungen Anlaß gab.

Und dies, die Glocken und was sie sagten, das war das Stärkste und Beste jener neuen Macht, die in das rheinische und nach und nach in das gesamte deutsche Leben getreten war: diese tröstenden, mahnenden, führenden, herzbewegenden Klänge. Sie klingen und schwingen auch in der Legende, von der manches hier schon gestreift, das meiste noch zu sagen ist. Und das wird darin nicht gepredigt, sondern vorgelebt, so gut, wenn St. Anno, der starre und strenge Kirchenfürst und Zuchtmeister, vor seinem Ende noch das Verzeihen lernen muß, wie wenn in der St. Goars-Legende die fröhliche Gastfreiheit und Güte und die innere Reinlichkeit zu Ehren kommen. Das Erlebnis erhebt sich bis zu visionärem Schauen. Ein starker Kraftstrom wirkte hier, der den Menschen emporriß über engen Eigennutz und Alltag, Lebensgier, Blutrache, Brunst und Grauen. Eine Bändigung und ständige Zügelung des Trieblebens, die freilich auch zum Teil schon wieder zur Hemmung, Verbildung und Abtötung desselben führte und Rückschläge hervorrief wie die Verwilderung mancher fahrender Kleriker; mancher, nicht aller, beim Archipoeta und andern seines

Digitized by Google

Schlages kann man es so nicht nennen, da ist es eine Selbstbefreiung urwüchsig gesunder rheinischer Lebenskraft.

Alles in allem: eine hohe Schule des Willens war diese Kirche, wie wir sie hier in der Sage kennen lernen. Dagegen will sich in alle dem, was wir da hören und sehen, noch nicht das neue Weltbild gestalten, wie es germanischem Fühlen genügen würde. Die vielen halben Lösungen und Zugeständnisse und Widersprüche, Übermalungen und Umbiegungen von Heidnischem und äußerlichen Verbindungen mit Christlichem sind verwirrend und trübe, da ist alles Einstweilen, Zwischenreich und Übergang.

Die Kaiser

Die Sage von Karl

Wie erste Umrisse einer neuen Weltschöpfung nach der Götterdämmerung des alten heidnischen Deutschtums ist die rheinische Sage vom Kaiser Karl. Karl ist der wahre Statthalter des Himmelsherrn auf Erden, seine frohe Botschaft an die Deutschen. Zu ihm spricht der neue Gott nicht mehr nur durch den Mund der Priester, seine Boten, seine Engel gehen zwischen ihm und dem Könige. Und Karl ist der rechte deutsche Volkskönig; unverbrüchlich sein Wort. Er ist der beste Richter, der je war; nichts Unrechtes mag in seiner Nähe verborgen bleiben, unermüdlich ist er, das Richteramt auszuüben, auch die Tafelfreude hindert ihn nicht, der Wurm, der im Staube kriecht, ist ihm nicht zu gering, wenn er Recht heischt. Groß aber ist auch seine Gnade, seine Milde, seine Freude, zu schenken. Nie wird er müde, zu pflanzen, zu planen, zu bauen; den Teufel sogar — den Inbegriff widerstrebender tückischer Naturgewalten, des Chaos wunderlichen Sohn — zwingt er in seinen Dienst. Und was er pflanzt und seine Bauern pflanzen lehrt, sind gute Dinge, die den Leib stark machen und das Herz fröhlich, denn er liebt die gut besetzte Tafel und einen edlen Wein dazu; auch ist er ein Freund der Sänger, und ohne Frauen mag er nicht sein. Aber wie der Ritter Götz: „wenn er gegessen und getrunken hat, ist er wie neu geboren", stärker und tüchtiger zu allem Werk; von seiner Jagd- und Waldlust erzählen viele Sagen. Menschlich, unverkümmert, in vollem Saft und gerade gewachsen steht alles in der Welt dieses Königs; es lohnt sich, in ihr zu leben, sie ist kein Jammertal und kein Durchgang zum Jenseits; wenn sie auch nicht die letzte ist. Denn auch Karl hat nicht alles bauen können, was er geplant und gewünscht hat. Er ist ein Mensch mit menschlichen Gebrechen, doch kein König, der sich seinem Beichtvater ganz preisgibt; die eine Sünde mochte er keinem Priester beichten, und sie wird ihm auch ohne Ohrenbeichte von Gott vergeben.

Digitized by Google

Eidesleiſtung vor Gericht / Gemälde von Viktor und Heinrich Dünwegge im Rathaus zu Weſel ca. 1500

Digitized by Google
UNIV. OF WISCH.

Digitized by Google

Und wie Karl der König der Könige auf Erden, so ist der Rhein der Strom der Ströme in seinem Reich, recht dessen Mitte und Lebensader, das Rheinland der wahre Mutterboden dieses wahren Menschen.

Weiter enthält dann aus der deutschen Kaiserzeit die rheinische Sage Erinnerungen an den unseligen Heinrich IV. und seinen großen Gegner, an das Ringen zwischen Kaisertum und Kirche — das Bild der aufsteigenden neuen deutschen Welt, das uns die Karlssage sehen ließ, trübt sich und scheint zu zerfließen. Etwas von neuem Aufstieg, von der stürmischen Tatkraft und der Herrlichkeit der Staufer spüren wir in dem leider nur flüchtigen Erscheinen des Kanzlers Reinald und seines Schützlings, des Erzpoeten, sowie in mancher Rittersage; Welfen und Waiblinger finden sich dann auf dem Pfalzgrafenstein im Rhein. Kaiser Rudolf erscheint als Richter über die Raubritter. Endlich verblaßt ganz das Kaisertum vor der Macht rheinischer Kirchen- und Kurfürsten in der Absetzung des Kaisers Wenzel. Kaiser Heinrich IV.

Fürsten / Ritter und Herren

In dem Emporkommen der rheinischen Erzbischöfe und ihrem Kampf mit dem kriegerischen Adel und den alten auf ihre Rechte eifersüchtigen Städten, offenbart sich zugleich wieder das reich bewegte rheinische Leben. In den hohen geistlichen Ämtern und Würden saßen ja selbst sehr viele vom Adel. Alle diese Händel zwischen Krummstab und weltlichen Großen, wie auch der letzteren untereinander, der mächtigen rheinischen Geschlechter von Berg, Jülich, Geldern, Egmont, Cleve, Aremberg, Merode und anderer, all den Sturm und Drang, Auf- und Niedergang, wird erst recht die Sage der einzelnen Landesteile zeigen. Sie verliert sich dabei nie ins Kleinliche, rheinische Fürsten wagen den Kampf mit Habsburgs Großmacht, an dem Widerstand rheinischer Städte zerbrechen die burgundischen Eroberungspläne, im Unabhängigkeitskampf der Niederländer fließt viel rheinisches Blut, ohne das wäre er vielleicht gar nicht durchgefochten. Man sagt ja, im Adel eines Landes präge sich die Stammesart im Guten wie im Schlimmen am schärfsten aus, so sind diese Sagen zugleich eine Selbstdarstellung des rheinischen Volkes. Außerdem gibt es noch Burgen- und Rittersagen, die einem immer wieder begegnen, nicht nur am Rhein, sondern in ganz Deutschland; vielleicht kann man sagen, daß sie am Rhein besonders reich gewachsen sind; kein Wunder: außer den vielen Burgen und Ruinen, die jetzt noch stehen, nennt die Sage noch viele Orte, wo solche standen und jetzt spurlos verschwunden und versunken sind. Rheinische Geschlechter

Digitized by Google

Erlösung des gefangenen Kreuzritters

Gern wird von Zügen nach dem heiligen Lande erzählt, das Rheinland stellte sehr viele Kreuzfahrer. Auch der Ritter Engelhard Brömser von Rüdesheim hatte das Kreuz genommen, geriet aber in der Schlacht bei Alcacér do Sal in Gefangenschaft und wurde als Sklave nach Afrika geschleppt. In seinem Elend gelobte er, wenn er aus der Knechtschaft erlöst würde, in Rüdesheim eine Kirche zu bauen, außerdem eine Kapelle zum Gedächtnis der Seelennot, die der Herr am Ölberg ausgestanden. Und eines Morgens fand er sich bei seinem Heimatort, die Fesseln und Schellen noch an den Gliedern. So gibt es viele Sagen von Kreuzrittern, oft heißt es dann noch, wie der Ritter so hilflos dagelegen, hätten die Glocken im Orte von selbst zu läuten angefangen, man habe ihn gefunden und in feierlicher Prozession heimgeleitet. Meist schließt die Sage dann mit dem Bau einer Kirche, und die Ketten werden zum ewigen Andenken darin aufgehängt. Der Ritter Brömser indessen erfüllte sein Gelübde erst nur halb, er baute die Kirche, mit der Kapelle aber zögerte er. Da brachte der Rinderhirt eines Tages den Kindern des Ritters ein Bild des blutschwitzenden Heilandes mit, das hatte ein Stier im Walde ausgescharrt; am andern Tag aber lag es wieder draußen an derselben Eiche, und er hörte rufen: „Not Gottes! Not Gottes!“ Als das auch am dritten Tage geschah, erzählte er es dem Herrn, dem fiel das Gelübde sogleich ein, er baute nun an der Stelle, wo das Bild gefunden worden, die versprochene Kapelle, aus der dann später die Wallfahrtskirche zur Not Gottes wurde.

Heimkehr des Verschollenen

In anderen Sagen erhält die wunderbare Errettung und Heimkehr des Ritters einen Abschluß in der Art, wie man in Aachen von König Karls Zurückkunft aus Ungarland, in Braunschweig von Heinrich dem Löwen erzählt und wie man es aus dem Grimmschen Märchen kennt; es heißt, der Ritter sei im Morgenlande gestorben, und seine Frau soll sich wieder vermählen; gerade an dem Tage aber, an dem die Hochzeit sein soll, ist er zurückgekehrt; so war es bei dem Ritter Dietrich von Brühl im Oberbergischen. Und er sah so verwildert aus, daß ihn niemand im Schloßhof wiedererkannte, als zwei alte Rüden. Da zog er einen Ring vom Finger und schickte ihn hinauf zur Schloßherrin, und wie sie den sah, ließ sie den fremden Mann heraufkommen, schloß sich mit ihm ein, und niemand hörte, was sie miteinander sprachen. Danach rief sie den neuen Hochzeiter, den von Auen, der ebenfalls Dietrich hieß, und dazu alle Gäste herbei und legte ihnen die Frage vor: „Wenn jemand einen guten Dietrich verliert, mit dem er lange Jahre seinen Schrein geschlossen hat, und läßt sich einen neuen machen; ehe er aber den gebraucht hat, findet er den alten, lange gesuchten, wieder — welcher von beiden Dietrichen wird ihm lieber sein

Digitized by Google

und welchen soll er behalten?" Da riefen alle: „den alten doch sicherlich." „So geschehe es denn, wie ihr gesagt," rief die Frau fröhlich, und führte den alten Dietrich aus dem Gemach, der hatte sich inzwischen den Bart scheren lassen und ein ritterliches Gewand angelegt, und alle erkannten ihn.

Maria als Schwan

Ein Ritter vom Maifeld, der jahrelang im Turm bei den Türken gefangen lag, vermochte es vor Heimweh zuletzt kaum noch zu ertragen. Eines Abends hatte er inbrünstig zur Jungfrau um Errettung gebetet; danach war es ihm im Traum, es käme ein Schwan durch die Kerkermauer, der trüge ihn fort über Meer und Land immer weiter, und ließe sich endlich mit ihm nieder, schüttle ihn ab und entschwebe zum Himmel. Da erwachte der Ritter und seufzte, daß alles nur ein Traum gewesen wäre, aber wie er sich umsah, lag er auf heimischer Erde. Er baute dann an dem Orte zu Ehren der hl. Jungfrau eine Kirche und nannte sie Schwanenkirche.

Rückführung durch den Teufel

Im Eifeldorfe Dorsel (bei Adenau) dagegen erzählt man noch heute, wie einen früheren Herrn des Ortes, einen Ritter von Aremberg, der Teufel aus dem Morgenlande heimbrachte. Er erschien ihm im Kerker und sagte, er wolle ihn nach Hause tragen; wenn er aber dabei einschliefe, so sei er ihm verfallen. Der Ritter schloß den Pakt mit dem Bösen, und der fuhr mit ihm zum Gefängnis hinaus und hoch durch die Luft. Unterwegs aber wurde der Ritter so müde, daß er die Augen kaum mehr aufhalten konnte; jedesmal aber, wenn er einschlafen wollte, zwickte es ihn dermaßen, daß er wieder auffuhr. Todmüde, aber ohne geschlafen zu haben, kam er in seiner Heimat an; der Teufel setzte ihn ab und verschwand voll Wut, ohne seine Seele zu bekommen. Das hatte der Ritter seinem Schutzengel zu verdanken, der hatte ihn immer wieder ermuntert.

Das goldene Spinnrad zu Windeck

Manche Kreuzfahrer brachten kostbare Dinge mit aus dem Morgenlande, so der Graf von Windeck ein wunderschönes Spinnrad von purem Golde für seine Frau. Die einen behaupten, es sei ein Beutestück aus einer sarazenischen Königsburg gewesen; andere, er habe es aus erbeutetem Golde von kunstgerechten Schmieden in Welschland fertigen lassen. Es heißt auch, daß man leichter und feiner darauf spinnen konnte, als auf irgendeinem Rade von deutschen Meistern. Die Gräfin von Windeck hatte große Freude daran und hielt es hoch in Ehren. Als sie längst Witwe geworden war und viele, viele Jahre darauf gesponnen hatte, da schenkte sie ihrer Schwiegertochter das Rad. Doch sollte es niemals fortgebracht, sondern stets unter den Hausfrauen von Windeck vererbt werden. So blieb das Rad mehrere hundert Jahre hindurch im Gebrauch, und es wurde gar manches schöne Fädchen darauf gesponnen, bis das Schloß von raubgierigen Feinden belagert und ausgehungert wurde. Da dachte die damalige

Digitized by Google

Hausfrau von Windeck daran, daß das goldene Rad stets auf dem Schlosse bleiben solle, und warf es in den tiefen Schloßbrunnen. Dort soll es noch heute liegen. Schon oft haben Schatzgräber nach dem goldenen Spinnrad gegraben; aber niemals ist es zum Vorschein gekommen.

Wieder andere Ritter haben Heiligtümer mitgebracht, einen Span vom Kreuze etwa, wie jenen, der Anlaß zur Gründung von Spanheim gab, ebenso bewahren die Calvarienberge eine Erinnerung an Christi Leidensstätte.

Marienverehrung und Ordensritter

Auch in den Kreuzzugssagen, die doch ganz von christlichem Geiste erfüllt scheinen, leben bisweilen noch heidnische Anschauungen fort; so wird man an die Idisen und Schwanenfrauen der alten Zeit erinnert, wenn Maria in Schwanengestalt den Ritter aus der Gefangenschaft erlöst; für einen andern, den die Sage geradezu den Marienritter nennt, reitet die heilige Jungfrau gar in die Schranken und ficht ein Turnier für ihn aus. Besonders groß war die Marienverehrung unter dem deutschen Ritterorden, der vom rheinischen Adel starken Zuzug, auch mehrere seiner ersten Ordensmeister empfing, und der dem Deutschen Eck zu Koblenz den Namen gab; dort stand ein Ordenshaus. Sagen von diesem Ritterorden scheinen sich am Rhein wenig erhalten zu haben, dagegen erzählt man sich dort, namentlich in der Eifel, viel von den Tempelherren, aber wenig Erbauliches, sie erscheinen da als gottlose Wüstlinge und berüchtigte Raubritter. Für den Mangel an Deutschritter-Sagen entschädigt uns die von den beiden Rittern im Eifelkloster Himmerod, in denen etwas von jenem Ordensgeiste lebt.

Und in den gleichen Mauern mit jenen vollkommensten Verkörperungen des Rittertums lebte und büßte dann etwa ein anderer als Laienbruder und Schweinehirt, der vorher als großer Räuber und Totschläger gegen seinesgleichen wie gegen Bauer und Bürger gewütet hatte. Oder gar gegen den eigenen Blutsverwandten, es fehlen auch am Rhein nicht jene Sagen von feindlichen Brüdern, die sich bis in den Tod bekämpfen, und unmenschlichen Söhnen, die den eigenen Vater in den Kerker werfen.

Vom bösen Leumund der Burgherren

Von grausamer Behandlung der Gefangenen wird natürlich oft erzählt; sie werden in Käfige gesperrt und mit Honig bestrichen, ja einmal sogar lebendig begraben, auch Folterkammern und Hinrichtungsmaschinen wie die berüchtigte eiserne Jungfrau, fehlen nicht ganz, und wenn man von einer Burg sonst nichts weiß, so hat sie doch in jedem Falle einen unterirdischen Gang, durch den die edeln wie die schlimmen Burgherren oft noch in höchster Not entronnen sind. Neben all den bekannten Raubrittertaten finden sich immer wieder Züge von Hochsinn, Freiheitsstolz, Todesmut; schroffe, jäh abstürzende Felsen haben oft ihre Sage von einem

Digitized by Google

Rittersprung in den Tod, oder auch von einem glücklichen, der mit der Freiheit auch das Leben rettet. Bei der Belagerung einer Burg geht es nicht selten bei allem grimmigen Haß scherzhaft zu: wenn die Belagerer den Ritter ausgehungert zu haben meinen und ihm zum Hohn eine tote Katze in die Burg werfen, so fliegt auf einmal ein frisch geschossener Hase zurück (die Burg hatte nämlich wieder einen geheimen Ausgang in den Wald). Und wenn von dem Leben in Saus und Braus erzählt wird, das die auf den Burgen führten, geschieht es nicht immer mit Entrüstung und Abscheu; wenn viele ihr Gut vertrinken, so hat der Ritter Boos von Waldeck sich eins ertrunken, es geschehen allerlei Taten und Wunder beim Wein; man kann ein großer Zecher und Spieler sein und dabei ein ganzer Mann bleiben mit starkem Arm, und Mutterwitz dazu.

Von den Burgfrauen

Und dann ihre Frauen. Wohl ein halbdutzendmal und mehr findet man bei Belagerungsgeschichten die Sage von der Weibertreue: wie es am letzten ist und die Burg sich nicht mehr halten kann, da erbittet die Burgfrau sich, daß sie frei abziehen und so viel als sie tragen kann, mitnehmen darf, und sie trägt dann ihren Eheherrn auf dem Rücken, oder gar in einer „Wanne" (einem Korbe) auf dem Kopf, durch die Feinde hindurch. Was muß das für ein Schlag Frauen gewesen sein, die das konnten! Und die Männer können auch so schlecht nicht gewesen sein, die solche Frauen hatten. Und solche Töchter wie die in der Sage von Merode, die ich aber hier nicht vorwegnehmen will.

Es wird wohl auch mal von bösen Gutsherrinnen erzählt, so eine war die „schlimme Urschel" (Ursula) auf Burgau im Jülicherlande. Sie war nicht bloß hart und geizig, auch entsetzlich neugierig. Wenn sie ins Dorf kam, steckte sie die Nase in alle Kochtöpfe. Ein Bauer hat ihr das aber mal verleidet; als sie wieder ihren Rundgang im Orte machte und den Deckel vom Topf auf seinem Herde hob, da stieg ihr was in die Nase, daß sie ihn schnell wieder zumachte. — Die Leute zu schurigeln und schuften zu lassen verstand sie wie der schlimmste Vogt. Sie ließ ihnen sogar des Nachts keine Ruhe, da mußten sie mit Ruten in den Schloßweiher schlagen, damit die Frösche mit ihrem Quaken die Herrin nicht im Schlafe störten. Wenn sie aber trotzdem nicht gut geschlafen hatte, ließ sie die Leute am andern Morgen durchpeitschen.

Frevel und Vergeltung

Merkwürdigerweise hat hier die Sage vergessen, hinzuzufügen, welche Strafe diese Leuteschinderin nach ihrem Tode bekam. Denn der Glaube an eine Vergeltung lebt im Volke unerschütterlich. Er zeigt sich gerade auch in Sagen von gewalttätigen oder üppigen Gutsherren, an denen auch noch die nachmittelalterliche Feudalzeit reich ist.

Digitized by Google

In einem bergischen Dorfe hat einst ein Herr von Möllenbeck den Pfarrer auf der Kanzel erschossen, weil der einmal seine Predigt hielt, ohne sich vorher von ihm den Text dafür geben zu lassen. Und der Pfarrer war ganz unschuldig daran, er hatte wie immer am Tage vorher auf dem Schlosse nachgefragt, da war der Herr aber auf die Jagd geritten, und hatte sich dann abends von einem Freunde, der den Pfarrer nicht leiden konnte, beim Wein festhalten lassen, so daß sich der Pastor den Text gar nicht mehr vorher holen konnte. Als die Tat geschehen war, brach ein Sturm unter der Gemeinde los; Möllenbeck wagte dem nicht standzuhalten, eilte aus der Kirche, ritt in wilder Hast davon und blieb verschollen; sein Schloß aber wurde von den Bauern zerstört.

Ähnliches wird wiederholt berichtet. Ein Graf von Schellaert im Jülichschen kam von der Jagd zurück, es war Fronleichnam und der Priester eben im Begriff, vor der Kapelle den Segen zu geben. Da wollte der Graf seinem Jagdgefährten zeigen, was für ein guter Schütze er wäre, und schoß dem Pfarrer die Monstranz aus der Hand. Es wird auch noch anders erzählt. Es wäre schon lange etwas zwischen dem Pfarrer und dem Grafen gewesen, dieser, heißt es, kam stets vierspännig zu Kirche gefahren und verlangte, der Pfarrer solle mit dem Hochamt auf ihn warten, obwohl er nicht immer zur Zeit kam. Da es aber der Pfarrer nicht wollte, sei der Graf nach Lendersdorf zur Kirche gefahren und habe sich dort einpfarren lassen wollen. Als das nicht ging und wiederholte Drohbriefe den Pfarrer auch nicht irre machten, schoß der Graf bei der Fronleichnamsfeier nach ihm, und dabei trug der das Allerheiligste in der Hand. Die Kugel traf aber nicht, sondern schlug in den Türpfosten an der Kapelle. Das Loch soll heut noch da sein. Der Pfarrer aber sprach zu der entsetzten Gemeinde: „Auf diesem Schlosse wird dereinst kein Stein auf dem andern bleiben. Ich erlebe es zwar nicht, aber in der Prozession sind viele, die es noch sehen werden.“ Die Schellaerts verarmten und das Schloß verfiel, zuletzt holten sich die Leute aus Gürzenich Bausteine davon und brachen die Grundmauern bis auf den letzten Stein aus, da in den Gewölben Schätze liegen sollten. Man fand aber nichts als mehrere Kistchen mit Kinderskeletten.

Wilde Jäger

Sehr viel Sagen gibt es dann von Grundherren und Junkern und Jägermeistern, die besessen waren von unbändiger Jagdleidenschaft und dabei dann nicht Felder noch Bauern schonten; auch am heiligen Sonntag die Leute zum Treiberdienst befahlen. Im Saargebiet war z. B. berüchtigt der Maldit oder Maltitz, ein gräflicher Oberrüdenmeister im Köllertal. Einmal hatte er wieder sonntags die Bauern zur Treibjagd aufgeboten; als

Digitized by Google

schon die Kirchenglocke läutete und ein Alter ihm ins Gewissen reden wollte, schlug er wütend mit der Saufeder auf ihn los. Da fuhr auf einmal ein furchtbarer Sturm auf, aus dem Dickicht brach eine mächtige Wildsau, unterlief den Maldit, so daß er rittlings auf ihrem Rücken zu sitzen kam, und verschwand mit ihm so plötzlich, wie sie gekommen war. Man sah noch, wie er sich verzweifelt anstrengte, von ihr loszukommen, aber er blieb wie angeschmiedet und muß seitdem mit Jagdgesinde und Meute im Sturm einherfahren, er ist zum wilden Jäger geworden, wie andere seinesgleichen, der Hundemarquis von Merode, der ewige Jäger an der Hohen Acht und noch viele, ich komme auf diese weitverbreitete Sagengruppe noch an anderer Stelle zurück.

Versunkene Burgen

Nicht bloß einzelne Frevler, das ganze Geschlecht trifft oft die Strafe, wie das schon bei dem Hause Schellaert eintraf. Im Kurlande lag früher eine stolze Ritterburg mit fünf Türmen, Mozenborn; dort lebte ein reicher Ritter, der hauste wie ein rechter Heide mit Schwelgen und Prassen, und einmal, als er wieder ein großes Fest feierte und zum Schluß einen Ball gab, da ging es zu wie in Sodom und Gomorrha. In derselben Nacht aber versank die Burg mit allen Bewohnern, nur ein Turm blieb stehen, darin wohnte eine alte Witwe, die hatte keinen Teil an dem gottlosen Treiben der andern und hatte sie oft gewarnt. Der Turm steht heute noch da.

Bei Goch an der Niers liegt an den Hügeln dort ein Fleck, da wachsen im Frühjahr die Blumen so schön wie nirgends sonst ringsum. Das Volk nennt ihn das versunkene Schloß. Dort soll vor Zeiten ein reicher Ritter gewohnt haben, der aber ebenso hochmütig und hartherzig wie reich war. Er ließ seine Pferde mit goldenen Hufeisen beschlagen, und die Räder seiner Wagen mit silbernen Reifen, sogar seine Hunde trugen Halsbänder mit Edelsteinen. Eines Abends kam ein Pilger und bat um Herberge, es kümmerte sich aber niemand um ihn und niemand hielt die Hunde zurück, die ihn wütend anfielen. Während er sie noch mit dem Stab abwehrte, kam der Herr mit seinen Knappen vorbeigeritten und befahl ihnen, dem Alten den Stab wegzunehmen und ihn dann hinauszuwerfen. Als die Leute aber nach dem Befehl des Ritters tun wollten, trat seine Tochter dazwischen und führte den Pilger unbehelligt zum Tor hinaus. Draußen blieb er stehen und beschwor sie, sogleich die Burg zu verlassen, sonst sei sie verloren. Doch sie hörte nicht darauf und ging wieder hinein. In der Nacht aber versank plötzlich die ganze Burg mit allen Menschen darin, der Pilger hatte sie verflucht. Nur der Burggarten mit den schönen Blumen ist geblieben. — Das Schloß des Ritters von Menzlingen (bei Rösrath an der Sülz) verschwand, während er auf einem Raubzug war. Als er

Digitized by Google

und seine Knechte mit Beute beladen auf dem gewohnten Wege zur Burg heimritten, kamen sie in unwegsamen Sumpf, und von den Leuten sank einer nach dem andern hinein; die wurden alle in Frösche verwandelt, der Ritter aber jagt seitdem noch jede Nacht über das Moor und sucht sein Schloß. Aber das liegt tief unten im Sumpf, und nur in der Christnacht hört man zuweilen das Glöckchen der Burgkapelle heraufläuten.

Zu gewissen Zeiten aber zeigen sich solche versunkenen Schlösser. So hat ein Mann aus Echtz, der abends noch von Düren zur Bubenheimer Burg mußte — es gab zu der Zeit noch keine Eisenbahn —, da hat er unterwegs an der alten Sievenicher-Straße ein hell erleuchtetes Schloß gesehen, an einer Stelle, wo bis dahin noch nie ein Gebäude gestanden hatte, so viel er wußte. Und aus dem Schloß klang Musik und Gesang, eben wurde ein Tanz aufgespielt. Da ging er hin und trat ein. Am Eingang saß ein alter Mann mit langem schneeweißem Bart, und ein großes Buch lag vor ihm aufgeschlagen. Ganz tapfer redete er den Greis an und sagte: „Hier ist's aber schön!" Da antwortete der Alte: „Wenn es Ihnen hier gefällt, so tragen Sie in dies Buch Ihren Namen ein." Der Echtzer nahm die Feder und schrieb: „Jesus von Nazareth, König der Juden." Da war wie mit einem Schlage das Schloß mit allem, was darin war, verschwunden, und der Mann stand allein im Dunkeln auf dem Felde.

Versunkene Klöster

Wie diese Burgen ist auch manches Kloster versunken; die Insassen vergaßen ihr Gelübde und fielen in Ausschweifung und Üppigkeit. Und auch an solchen Stellen geistert es dann. Wo früher das Kloster Neumünster stand (bei Ottweiler), tanzen abends Gespenster, das sind die leichtfertigen Nonnen. Auch unterirdische Gänge gibt es wieder, durch die kamen die Mönche und Nonnen zueinander. Die rheinische Sage schont diese Sünder und Sünderinnen nicht; und der Verfall der Klosterzucht half gegen Ausgang des Mittelalters ja die religiösen Erschütterungen vorbereiten, von denen auch das Rheinland betroffen wurde.

Glaubenskrieg

Die Glaubenskämpfe des 16. und 17. Jahrhunderts hallen auch in der Sage nach. Gewöhnlich nimmt man an, die Stellung der Landesherren zur Reformation in den einzelnen Gebieten habe auch das Bekenntnis der Bevölkerung bestimmt; doch in den Sagen erscheint es durchaus nicht so, als wenn dem Volk einfach von oben herunter sein Bekenntnis dekretiert worden wäre, sie zeugen von einem sehr starken inneren Anteil der Gemeinden, von heftigen Kämpfen in ihnen, der Übertritt zur evangelischen Kirche, wie das Festhalten an der alten — oder die Rückkehr zu ihr —

Digitized by Google

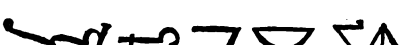
geſchehen aus freiem Entſchluß oder wie durch höhere Offenbarung, oft unter Zeichen und Geſichten; ich erzähle das mit den Sagen der einzelnen rheiniſchen Landſtriche, denn es zeigt ſich darin zugleich deren verſchiedenes Verhältnis zur alten und neuen Kirche. Nach welcher Seite die Mehrheit ſich entſchied, wird uns bei der reichen altkirchlichen Überlieferung gerade des Rheinlands begreiflich. Doch hat es an ſtarken Erſchütterungen auch der Hauptorte nicht gefehlt. Ein Utrechter, der 1591 auf einer Rheinreiſe nach Köln kam, hörte dort Leute ſagen, daß ſie Geſichte gehabt hätten, wie die ganze Geiſtlichkeit, Mönche und Nonnen, bis zum Rhein gejagt und dort ertränkt worden ſei; an der Stelle ſei eine große Flamme und übler Rauch aufgeſtiegen.

Zauber-Aberglaube

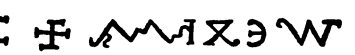
Jenem Kurfürſten Gebhard Truchſeß, der einen vergeblichen Verſuch machte, in ſeinem Erzbistum Köln die Reformation durchzuführen, hängte man auch an, er ſei einem Zauber unterlegen. Nicht verwunderlich in einer Zeit, in der ſo viele Menſchen der Teufelsbuhlſchaft und -bündnerei beſchuldigt wurden, und die Hexenprozeſſe überhand nahmen; wenn man im Rheinland noch heute von ſo vielen Plätzen weiß, wo die Hexen „getauft" oder verbrannt wurden, ſo iſt das zumeiſt geſchichtliche Tatſache, nicht Sage. Aberglaube dieſer Art zieht ſich auch durch die Geſchichte der unglücklichen Herzogin Jakobe zu Düſſeldorf; man ſieht hier zugleich, wie es in den Menſchen jener Tage fiebert, und wie alles einem großen Kriege zutreibt. Und vom Jahre 1615 berichtet ein Aachener Chroniſt: „In dieſem Jahre iſt ſehr memorabel, daß auf Pfingſtmontag zwiſchen zwölf und ein Uhr, als die Luft ganz heiter und klar geweſen, in der Luft erſtlich ein Schuß, gleich als mit einem groben Geſchütz gehört, auch Feuer und Rauch geſehen worden; darauf unzählig viel andere Schüß, als mit Musketen erfolget, darob die Leut vor Furcht und großem Schrecken zum Häuſern aus und auf die Gaſſen gelaufen, ſolches aber nicht allein wir zu Aach, ſondern auch durch alle benachbarte Länder gehöret."

Kriegs-Vorzeichen

Literæ ſeu characteres Iouis.



Literæ ſeu characteres Martis.



Literæ ſeu characteres Saturni.

Handlinien-Wahrſagung: Charaktere des Jupiter, Mars, Saturn

Digitized by Google

Gustav Adolf in Mainz

Drei Jahre danach kam der Krieg und sprang von „Böheimb" bald auch auf die rheinischen Lande über. Auch den Schwedenkönig haben diese damals gesehen, und der Stadt Mainz blieb unter anderm aus jenen Tagen ein Andenken von seiner Hand selbst. Seine Ingenieure wollten erst sogar den Dom in die Luft sprengen und eine Sternschanze an dessen Stelle errichten. Gustav Adolf verschonte ihn zwar, ließ aber zum Zeichen, daß es in seiner Macht gestanden hätte, ihn zu zerstören, die Ecken der Pfeilerbasen wegschlagen. Er selbst ritt vom Leichhof her in das Gotteshaus, tränkte sein Pferd aus dem Wasserbecken zur Linken und schlug von den beiden Pilastern am Fuß der Treppe mit eigener Hand mehrere Stücke nieder, die Lücken behielten im Volke den Namen „Schwedenhieb".

Das Standgericht

Etwas von dem Geiste des Schwedenkönigs war auch in einem Kriegsobersten, von dem man zu Neukirchen auf dem Hunsrück erzählte. Dahin kam einst eine Partei zum Plündern, und einer davon befahl dem Küster, ihm Kelche, Monstranz und die sonstigen mitnehmenswerten Dinge zu zeigen; als der Küster sich weigerte, erstach er ihn und raubte aus dem Gotteshaus, was er fand. Seine Kameraden zogen ab, er aber blieb in der Gegend und diente andern Truppen als Führer. Einmal kam auch wieder ein Heerhaufen durch, und wie er sie an der Kirche vorbeiführte, prahlte er bei dem Obersten mit dem Bubenstück, das er da begangen hatte. Der sah ihn nur groß an und erwiderte nichts. Wie sie zum Orte hinaus und auf eine Höhe kamen, es war gerade bei einer Linde — und die stand noch vor wenigen Jahrzehnten dort —, da ließ der Oberst haltmachen, hielt Gericht über den Kerl, und der wurde dort an den Baum gehängt. Noch nach Jahrhunderten war es bei dem Steinkreuz dort unter der Linde nicht richtig, der wilde Reitersmann saß oder hing nachts dort und stierte einen an, oder lief einem nach.

Das Kind in der Wiege

Und noch nach Jahrhunderten, noch in unsern Tagen hat man den Schwedenschrecken an manchen Orten nicht ganz vergessen, in Burg an der Mosel hört man sie nachts noch oft mit einem Nachen über den Fluß kommen, wie sie auf der andern Seite den Nachen losmachen und die Kette hineinwerfen und wie sie herüberfahren und den Fahrbaum auf den Grund aufstoßen. Damals wie sie ins Land kamen, sind die Leute mit ihrem Vieh in den Wald gelaufen. Viele haben sich im Greifelegräfje verborgen. Im letzten Haus im Oberdorf ließen sie in der Hast eine kranke Frau zurück mit einem Kinde in der Wiege. Die Frau haben die Schweden gleich totgemacht. Das Kind guckte die wilden Kerle aber so froh an, daß sie ihm nichts tun konnten. Da warf aber ein Wüterich die Wiege um, daß das Kind darunter lag, und stach es nun mit seinem Säbel durch die Wiege tot.

Digitized by Google

Das letztere ist eine rechte Kriegsgreuelsage und wird auch von andern Kriegen erzählt.

Die Hungergasse und der Krabatenhauptmann

Als die Schweden im Winter 1633—34 in die Gegend von Lahnstein kamen, flüchteten die Leute aus Horchheim in einen Hohlweg, der versteckt im Holze lag; der Feind war aber so schnell gekommen, daß man nicht Zeit hatte, ordentlich zu essen mitzunehmen. Und nun gingen die Schweden nicht aus der Markung, volle acht Tage lagen sie; da mußten viele Flüchtlinge in dem Versteck, besonders Frauen und Kinder, erfrieren oder verhungern.

Als die Schweden endlich wegzogen, kam eine Schar Krabaten (Kroaten), und die waren doch auch was gewohnt, aber wie deren Hauptmann die Greuel in der Hungergasse sah — so nannte man den Hohlweg dann — tat er einen furchtbaren Schwur, das an den Schweden zu rächen. Und was von Feinden jetzt in seine Hände fiel, bewaffnet oder unbewaffnet, Mann, Weib oder Kind, mußte sterben; dagegen schützte kein Gnadenruf, keine Kapitulation, sobald er stark genug war, sie zu brechen. So wurde dieser Krabatenhauptmann, Janko Draganic hieß er, bald der Schrecken der Schweden und Franzosen, das Landvolk aber sah zu ihm auf wie zu einem Schutzpatron; und die Bauern leisteten ihm Vorschub, wo sie konnten. Als er wieder einmal vor Braubach einen dreisten und blutigen Handstreich ausführte, setzte der französische Befehlshaber von Ehrenbreitstein, Bussy-Lameth, einen Preis von 1000 Livres auf seinen Kopf, nebst einer Fahne. Es war aber ein grausam gefährlich Ding, und dem Krabaten schwer beizukommen, weil er gefroren war, fest gegen Hieb, Stich und Kugel, das hatte ein Hexenmeister in der Türkei, wo der Draganic auch schon gefochten und tolle Stücke vollführt, mit seiner Kunst zuwege gebracht.

Ein Schreiber und ein Korporal in Ehrenbreitstein wollten sich jedoch den Preis verdienen, der Schreiber sollte die Fahne, der Korporal die 1000 Pfund haben. Sie gossen aus Jungfernwachs ein Bild, etwa einen Schuh hoch, das tauften sie unter grauslicher Beschwörung auf den Namen des Janko Draganic, dann gossen sie mit allerlei Zauberwerk aus zwei Glockentalern eine Musketenkugel und feuerten sie auf den wächsernen Krabaten, der zerbrach in Stücke, und also waren sie gewiß, es könne ihnen nicht fehlschlagen. Beim nächsten Ausfall gingen sie mit, der Schreiber die silberne Kugel im Lauf. Wie nun die Franzosen bald vor den Krabaten zurückwichen und Draganic, seinen Leuten weit voran, eben sich in den Bügeln zum Einhauen hob, traf ihn der Schreiber, der sich knapp den Berg hinan gerettet, von oben her in die Schläfe. Die nach-

Digitized by Google

hauenden Leute des Draganic aber machten die ganze übrige Partei nieder; als sie damit fertig waren, hoben sie ihren Hauptmann mit großer Betrübnis und Wehklage vom Boden und brachten ihn ins Quartier.

Da hielten sie ihm nun getreu nach der heimischen Weise eine lange Totenfeier, wobei die Weiber, die in großer Zahl dem Regiment folgten, in der Kirche abermals anfingen, sich unsinnig zu zerkratzen und zerschlagen mit so ungeheuerem Geschrei, übellautendem Geheul und Wehklagen, daß der Herr Pastor, der das Traueramt verrichtete, im geringsten nicht verstanden werden konnte. Wiewohl nun die Leiche ohne Zweifel in die Heimat überführt worden, so ging doch schon nach wenigen Monaten das Gerücht, durch die Hungergasse komme Nacht für Nacht ein Husárchen geritten, etwa wie ein vierjähriges Kind, auf einem Pferdchen, groß genug, ein solches Kerlchen zu tragen; es reite querfeldein dem Rheine zu und wolle hinüber, müsse aber jedesmal davon ablassen und reite dann, nachdem es eine geschlagene Stunde am Wasser zugebracht, um ein Uhr zurück. Alle die es sahen, wollten das Gesicht des Draganic erkannt haben. Und ein krabatischer Oberster, der später nach Horchheim bei dem Pastor Faber war, hat es auch gesagt, es müsse der Draganic sein. Weil er durch Teufelskunst fest geworden sei, so habe der Böse ein Recht auf seine Seele gehabt und sie nach des Hauptmanns Tode auch mit vielen höllischen Geistern holen wollen. Aber der Draganic habe sich verzweifelt gewehrt, so daß sie ihn nur stückweise hätten kriegen können, und über dem Raufen sei der hl. Kanzian gekommen, zu dem der Verstorbene stets eine besondere Andacht gehabt habe, der habe seinen Mantel über den verstümmelten Rumpf gebreitet. Weil aber der Draganic sein Lebtag sich manches habe zuschulden kommen lassen und als ein Teufelsbündner unbußfertig abgefahren sei, so müsse er in der eingeschrumpften Gestalt büßen, bis seine Zeit abgelaufen sei. Daß er sich aber gerade in der Gegend zeige, sei wohl daher, daß er da irgendeine Blutschuld auf sich geladen habe. Um die Mitte des letzten Jahrhunderts spukte das „Husárchen" noch immer dort, und die Leute, die ihn gesehen hatten, beschrieben die Erscheinung nach Kleidung und Waffen merkwürdigerweise genau wie einen richtigen Kroaten der alten Zeit vor dem Prinzen Eugen. — An der Stelle zwischen Horchheim und der Hungergasse, wo Draganic fiel, errichteten die Bauern damals ein Kreuz, an dessen Stelle ein Jahrhundert später ein Muttergotteshäuschen kam.

Die Jammereiche

Es sind aber nicht immer nur die Schweden gewesen, die ein solches schlimmes Andenken hinterließen, auch die andern Kriegsvölker klagt die Sage an. Als die Spanier unter Spinola ins Birkenfelder Land kamen,

Digitized by Google

flüchteten die Bauern aus Breitental und Niederhofenbach in ein Walddickicht in der Nähe der alten Straße, die sich über die Höhe zwischen Hofenbach und Fischbachtal hinzieht. Die Spanier entdeckten aber das Versteck, umstellten es, schichteten einen Wall Dürrholz rundum auf und zündeten es an. Die Männer versuchten durchzubrechen, wurden aber niedergemacht, und alles, was Lebendiges im Walde war, mußte ersticken oder verbrennen. Leute aus den Nachbardörfern haben später eine Eiche dort gepflanzt; sie steht nicht mehr, aber es heißt noch immer dort „an der Jammereiche". Bei Kirschweiler dagegen gibt es heute noch einen Baum, der heißt auch so, und kann seinem Alter nach auch aus dem Dreißigjährigen Kriege stammen.

Wachteiche und Tütersburg

In manchen Gegenden hatte man ständige Beobachtungsposten aufgestellt, so war einer bei der „Wachteiche" in der Nähe des Dorfes Demerath nach Uelmen zu, von da aus kann man die ganze Umgebung rings ziemlich weit überblicken. Die Wache hier mußte, wenn Kriegsvolk heranzog, eine Stange, die stets in Bereitschaft stand, mit einem leicht erkennbaren Zeichen nach der Seite hin aufstellen, nach der die Leute mit ihrer Habe noch fliehen konnten. Auch die „Tütersburg" in Barmen soll auf ähnliche Weise zu ihrem Namen gekommen sein; dort hatte ein beherzter junger Bursche den Posten übernommen und stieß jedesmal ins Horn, wenn die Buschknebler in Sicht kamen, eine Rotte von Freibeutern, die damals in der Kriegszeit das Wuppertal durchstreifte. — In der Eifel und anderwärts findet man noch Kreuze, die an jene Unglückszeit erinnern, und wo das Kreuz nicht mehr steht, hat zuweilen die Stelle noch den Namen behalten, so heißt eine Flur südlich von Kruft (im Kreise Mayen) „Schwedenkreuz", da sollen die Schweden drei Krufter Bürger hingerichtet haben.

Kaiserherberg im Condelwald

Zuletzt, so erzählte sich das Landvolk im Moseltale, ist Deutschland so darniedergelegen, daß sich der Kaiser mit wenigen Getreuen an einen entlegenen und kaum zugänglichen Ort tief im Condelwald (bei dem Kloster Springiersbach) geflüchtet hat. Es war da eine Schäferei, da hielt sich der Kaiser auf. Die sieben Ortschaften aber, die man das Cröferreich heißt, haben treulich zu ihm gehalten und ihm und seinen Gefährten zu essen und zu trinken hinaufgeschickt, bis der Schwede weg war. Die Stelle im Condelwald heißt heute noch die Kaiserherberg.

Drei Männer überleben den Krieg

Manche Dörfer wurden damals völlig zerstört, von ihren Bewohnern verlassen und nie wieder aufgebaut; nur die Flurnamen erinnern daran, daß da eine Ortschaft lag, wo jetzt der Pflug geht oder Wald steht. — In der Beverather Bauernschaft waren zu Ende des Dreißigjährigen

Digitized by Google

Krieges nur noch drei Bauern übrig und der Pfarrer. Der stellte sich jeden Morgen auf einen Hügel, um auszuschauen, von wo man heute Leichen zur Beerdigung herbeibringe. Zuletzt starb auch er, und fremdes Kriegsvolk, das damals gerade hereinkam, begrub ihn; von diesen Leuten soll ein großer Teil der heutigen Einwohner abstammen. Die letzten drei Einheimischen teilten sich nun in die Beverather Bauernschaft und siedelten sich auf drei verschiedenen Bergen an; jeden Morgen gaben sie einander durch Hornstöße Zeichen, daß sie noch lebten. Einer von ihnen verkaufte seinen ganzen Anteil für einen schwarzen Hahn an einen der beiden andern; davon heißt der Berg, auf dem er wohnte, noch jetzt der Hahnenberg.

Schwedensteine bei Remscheid

Im Stadtpark von Remscheid liegen mehrere große Felsblöcke umher, die „Hohlscheidsberger Knubben" oder „Schwedensteine". Diese Steine hat der Schwede liegen lassen, so sagt der Volkswitz. — In den letzten Jahren des Krieges soll eine Schwedenbande das Schloß Lahneck, als der Amtsverwalter auswärts war, überfallen und rein ausgeplündert haben. Während sie sich aber in der Burgkapelle ans Zechen und Spielen gaben, kam unversehens der Amtsverwalter mit einem Bürgeraufgebot von Lahnstein zurück und machte die Kerle samt und sonders nieder. In manchen Nächten, besonders Christabend, soll noch ihr Winseln und Jammern zu hören sein, auch will man vor etwa 100 Jahren um Mitternacht die

Schwedenspuk

Kapelle hell erleuchtet und die toten Schweden darin bei Wein, Karten- und Würfelspiel angetroffen haben; einer davon winkte zum Mitspielen, andere wiesen nach einer Stelle, wo ein Schatz verborgen liege.

So soll noch an manchen Stellen Schwedenraub, Gold, Kelche, Monstranzen u. dgl. vergraben sein.

Türken und Franzosen

Gerade die Rheinsage ist ein Zeugnis dafür, wie sehr die jahrhundertelang drohende Türkengefahr das Denken des gemeinen Mannes im ganzen Reiche beschäftigt hat, denn im Rheinland, wohin die Türken nie kamen, erzählt man von ihnen:

Die Türkenschlacht

Auf der Brücke zu Amel steht ein mehr als mannsgroßer steinerner St. Michael mit gezücktem Flammenschwerte. Bis dahin haben einst die Türken das Heer der Christenheit zurückgedrängt, das sehr zusammengeschmolzen war; die Türken aber kamen in großer Übermacht. Da erschien in der Nacht den Christen, die inbrünstig beteten, ein Engel und führte sie zum Kampfe; die Türken überkam ein jäher Schrecken, daß sie meinten, der Wald fiele über sie her. Auf der Ameler Brücke trafen Türken und Christen aufeinander, der Engel aber wehrte den Heiden den

Digitized by Google

Übergang. Die Chriſten, die dort im Kampfe fielen, hatten das Angeſicht himmelwärts, die Türken hingegen zur Erde gewandt.

Auch die große alte Stadt Greſſion, die vor Zeiten im Jülicherlande ſtand, ſoll von den Türken vergeblich belagert, nach einer anderen Sage auf einem zweiten Zuge auch zerſtört worden ſein, und dabei wird ebenfalls von einer großen Türkenſchlacht am Omerbache erzählt.

In dieſen Türkenſagen wirken auch noch Erinnerungen an frühere Völkerfluten aus Oſten, die wirklich bis an und über den Rhein gedrungen waren, die Hunnen und die Ungarn, vielleicht auch noch Nachklänge aus den Karolingerkämpfen gegen die Mauren, unzweifelhaft aber aus den Kreuzzügen; es kommen ſogar aus letzteren die beliebten Geſchichten wieder: ein junger Burſche aus Ormesheim im Saartal, der zu den Soldaten gelaufen und von den Türken gefangen war, als die vor Wien lagen, der gelobte im Kerker dahinten in Aſien, wenn er heim käme, wollte er der heiligen Jungfrau eine Kapelle bauen, und ſollte er die Steine dazu ſamt und ſonders allein auf dem Rücken hinſchleppen! nur heim! Da hat die heilige Jungfrau ihn, wie er ſchlief, auf ihrem Sternenmantel nach Hauſe getragen, und er hat ſein Gelübde gehalten. — Und der Graf Sebaſtian von Hatzfeld erlebte im Türkenkriege noch einmal das Abenteuer des Grafen von Gleichen. Er geriet in Gefangenſchaft und konnte ſich nur befreien mit Hilfe einer ſchönen Türkin, die er heiratete und mit in die Heimat nahm. Dort aber hatte er ſchon eine Frau, und als er auf dem Berge angekommen war, der ſeinem Schloß Krottorf gegenüber liegt (im Kreiſe Waldbröl), ſchickte er einen Boten an die Gräfin und ließ ſie fragen, ob ſie die zweite Frau neben ſich leiden wolle, oder ob er die erſchießen ſolle. Nun bedachte die Gräfin wohl, daß ſie ohne die Türkenfrau ihren Mann gar nicht wiederbekommen hätte, und ließ ihm wiederſagen, ſie wolle die andere mit aufnehmen. So hatte Graf Sebaſtian zwei Frauen, und mit jeder gewann er drei Kinder. Als die Türkin ſpäter erfuhr, in welcher Gefahr ſie bei ihrer Ankunft geweſen war, ließ ſie auf jenem Berge eine Kapelle bauen. Unter den Hatzfeldiſchen Ahnenbildern ſoll wirklich eins ſein von dem Grafen mit ſeinen zwei Frauen, und in der Frieſenhagener Kirche ſoll er auch mit ihnen in Stein ausgehauen ſein. Nun iſt aber merkwürdig, daß die Hatzfeld mit den Grafen von Gleichen verwandt ſind, man möchte doch faſt glauben, ſie haben dieſe Sage mit andern Familienſtücken erheiratet oder ererbt.

Der Graf mit den zwei Frauen

Im ganzen genommen, erſcheint der Türke in der Rheinſage nicht mehr als der wirkliche geſchichtliche Osmane, er iſt Morgenland, Aſien

Digitized by Google

überhaupt, ist die Gefahr, die von dort her dem Abendlande und der Christenheit droht, und das Märchen und Abenteuer, das von dorther winkt.

Franzosensage Ludwig der Böse

Auch bei dem alten Erbfeind im Westen, dem Franzosen, fallen dem Volke bisweilen wieder alte Kriegssagen ein. In Esch an der Alzet erzählte man sich noch vor 50 Jahren: Ludwig der Böse (damit meinte man Ludwig XIV.) belagerte einst die Burg zu Jolver, konnte sie aber trotz aller Kriegskunst nicht nehmen. Da ließ er auf einem Felde, das dem Burgberg, dem „Jolverknapp" gegenüber lag, von seinen Soldaten einen Berg zusammenfahren, der gerade so hoch war, und von da aus wurde die Burg dann beschossen. Nun konnten sich die Belagerten nicht länger halten; Ludwig der Böse aber hatte blutige Rache geschworen. Da überlistete ihn die Burgfrau geradeso, wie wir es schon von den Ritterfrauen der alten Zeit kennen, indem sie freien Abzug erwirkte für sich samt allem, was sie und ein Esel tragen könnte. — Auch das ist eine der alten Sagen, daß die Heiligen bei einer Beschießung und Bestürmung die Stadt beschützen, wie es St. Anna und St. Michael in Düren taten, als die Franzosen davor lagen.

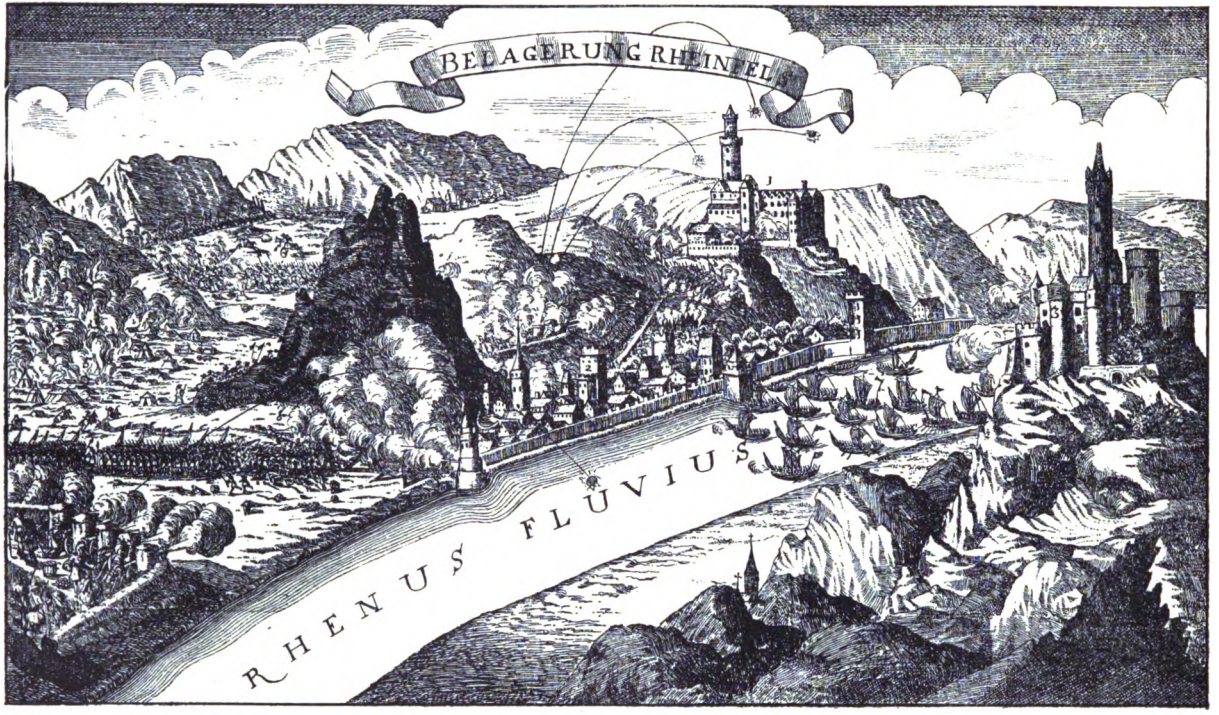
Das Meiste aber ist recht eigentlich Franzosensage. Zu oft und schwer ist gerade das Rheinland von ihnen heimgesucht worden. Bei manchen Überlieferungen weiß man nicht mehr, welcher von den vielen Franzoseneinfällen es eigentlich war. Es wird eben mehr als einmal geschehen sein, daß man wie in Röthgen bei Eschweiler, ehe sie kamen, tiefe Gruben in die Erde machte und Hausrat, Korn, Fleisch, kurz alle bewegliche Habe darin verbarg, denn man kannte ihre Raubluſt; auch daß man wieder wie in den schlimmsten Zeiten des Dreißigjährigen Krieges mit allem Vieh in den Wald flüchtete und in eine Schlucht wie die Grünschleu bei Birgel.

Die französische Revolution

Besonders viel aber hat die Rheinsage von der Zeit der Revolution und Napoleons festgehalten.

Im Sommer 1789 sah ein Koblenzer Bürger auf einem Spaziergang zwischen Horchheim und dem Kratzkopf am hellen Tage einen alten Herrn, sehr anständig, aber altmodisch gekleidet; dann kam ein junges Paar in der neuesten Pariser Modetracht, begrüßte den Alten sehr erfreut, auch den Koblenzer sehr artig, und begann dann eine Unterhaltung, von der aber kein Laut zu hören war. Doch sah der Lauscher, wie der alte Herr ein paarmal die Hände über dem Kopf zusammenschlug, der junge die Faust ballte und die Dame weinte. Endlich setzten sie sich wieder

Digitized by Google



Belagerung von Rheinfels 1692 / Am Fuß St. Goar / Gegenüber Burg Katz
Zeitgenössisches anonym. Kpfr.

Digitized by Google
UNIV. OF CH.

Digitized by Google

in Bewegung, die Dame wandte ſich dem Koblenzer zu und ſagte zu ihm (er hörte es ganz deutlich): „J'aurai l'honneur de vous revoir", dann waren alle drei verſchwunden. Im Frühjahr 1790 traf er alle drei auf der fliegenden Brücke und grüßte ſie als Bekannte, was beſonders der Dame aufzufallen ſchien. Es waren franzöſiſche Emigranten, die hatte es aber im Sommer 1789 noch nicht in Koblenz gegeben; es war alſo ein Geſicht geweſen.

Dann kommen die Revolutionsmänner und -heere ſelbſt. Man hat es ihnen am Rhein vor allem nicht vergeſſen, wie ſie gegen Kirchen und alles Heilige gewütet haben. An manchen Orten befahlen ſie, daß alle Kreuze weggeſchafft und vernichtet würden. So ſollte auch das ſchwere Kreuz auf dem Marktplatz in Lamersdorf herunter geriſſen werden, aber keiner wollte das erſt tun, als dann endlich doch ein Mann ſich daran machte, hielt eine Frau ihn zurück und ſagte zornig: „Du Gottesſchänder, was willſt du anfangen!" Da ließ er davon ab, und ſo iſt das Kreuz auf dem Markte allein ſtehen geblieben. Es wird auch erzählt, es habe ſich ſchließlich einer gefunden, der den oberen Teil des Kreuzes abtrug, man habe das Stück dann aber im Miſte verſteckt, und ſo ſei das Kreuz der Vernichtung entgangen. Ein großes Steinkreuz, das unter einer Linde bei Leuth (im Kreiſe Geldern) an der Landſtraße ſteht, konnten die Franzoſen trotz aller Anſtrengungen nicht aus der Erde kriegen, ja nicht einmal den Chriſtus daran zerſchlagen; da ſtrichen ſie das Ganze ſchwarz an, und ſeitdem heißt es „de ſchworte Leeven-Hier" (der ſchwarze liebe Herr). Bei der Tümpelsbrück an Naachers Haus in Saarburg ſteht ein Muttergottesbild mit einem Jeſuskind, dem das Köpfchen fehlt, das hat ihm ein Franzoſe abgeſchoſſen, er hat aber bald darauf in der Schlacht an der Conzer Brücke ſelber einen Kopfſchuß bekommen und ſterbend den Frevel bekannt und bereut. Damals iſt auch ſolch eine Rotte nach Mettlach (an der Saar) in die Abteikirche gekommen, hat die Muttergottes von ihrem Platz heruntergeriſſen und mit großem Hallo vor die Kirche geſchleppt. Da ſtellten ſie es auf eine Mauer, an der unten die Saar vorbeifloß, beugten unter läſterlichen Reden die Knie davor, ſpien es an und warfen mit Steinen danach. Zwei aber waren dabei die ſchlimmſten, und auf einmal traf der eine das Jeſuskind ſo, daß es abbrach und in den Fluß ſtürzte, da hieb der andere mit dem Säbel der Muttergottes den Kopf ab und warf die Trümmer dann auch ins Waſſer. Am Abend aber kamen die zwei, die inzwiſchen noch im Kloſterkeller gehauſt hatten, aneinander, und dabei kriegte der eine, der am Morgen der Muttergottes den Kopf abgeſchlagen hatte, auch einen Hieb übern Schädel, daß er genug hatte,

Digitized by Google

der andere aber floh vor den übrigen Soldaten in den Keller und ist da in dem ausgelaufenen Wein ersoffen.

Man begreift danach, wenn in Koblenz erzählt wird: als bei der Ankunft eines französischen réprésentant du peuple die Glocken geläutet werden sollten, da habe die Haupt- oder Hofglocke der Liebfrauenkirche einen Riß gekriegt, und auch nach einem Umguß im Jahre 1821 nie wieder den alten herrlichen Klang bekommen.

Ein Trupp des Sansculottenheeres wollte auch in das Dorf Linxweiler bei St. Wendel eindringen, da schlug sich die Frau des Pfarrers Drach (eine geb. Jörtsch aus der Grafschaft) ein großes Leinentuch um, löste ihr langes, üppiges kohlschwarzes Haar auf, daß es ihr wirr um den Kopf hing, verzerrte Mund und Augen und lief so allein auf der Dorfstraße den Feinden mit gekrallten Händen entgegen; da schrien die: „une sourcière, une sourcière!", machten Kehrt und wagten sich nicht ins Dorf. Die Pfarrfrau soll auch Kraft gehabt haben mehr als manches Mannsbild. Ein andermal, als man wieder Franzosen erwartete, hatte sie die Leute im Dorf dazu angestiftet, daß sie ihr Getüch und andere Sachen in einen Ziehbrunnen hängten; es wurde aber den Franzosen verraten. Da sollte nun über die Pfarrerin ein Gericht ergehen, aber sie packte einen, der auf sie los wollte, hielt ihn über den Brunnen und sagte: „Ja, das Zeug ist da drin, und wie du dich noch rührst, schmeiß ich dich auch dazu"; da sind die Franzosen wieder abgezogen. —

Totenlager
Der kleine Tambour

Mancherlei Sage geht noch im Volke um von der Schlacht bei Aldenhoven, in der die Jakobiner von den Kaiserlichen, den Russen und Preußen geschlagen wurden. Am „Dudeläge" (Totenlager) soll sie angefangen haben, und die Entscheidung soll in der „Bigau" bei Höngen gefallen sein, dort sei es am furchtbarsten zugegangen. Nach anderen wurde im Totenlager während der Schlacht eine französische Abteilung vernichtet und die Toten wurden nachher an der Stelle begraben. Als die Franzosen auf der ganzen Linie geworfen waren, sah ein österreichischer Oberst auf der Bigau nur einen einzigen überlebenden Franzosen, es war ein junger Tambour, fast noch ein Knabe; auch schwer verwundet, lag er neben seiner zerfetzten Trommel unter den toten Kameraden. Da sagte der Oberst gutmütig: „No, den lassen wir wieder zu seiner Mutter laufen," die anderen Österreicher aber lachten und machten Witze. Das konnte der kleine Tambour nicht ertragen, er sprang auf, entriß einem Dragoner die Pistole und schoß den Obersten vom Pferde, die andern aber fielen über ihn her und machten ihn nieder.

Abzug

Als es dann im linksrheinischen Lande hieß: die Alliierten kommen in

Digitized by Google

ein paar Tagen, brach an vielen Orten der langverhaltene Grimm der Bauern los, so auch gegen den Verwalter, den die Franzosen in dem herrenlosen Palant (in der Gegend von Eschweiler) eingesetzt hatten; er hatte noch schnell alles zu Gelde machen und dann fliehen wollen; aber er wurde hinter dem Dorfe eingeholt und totgeschlagen. — Ein Teil Franzosen lag in Gressenich in den Winterquartieren; die Kaiserlichen standen auf der andern Seite des Omerbaches. Da wurden eines Tages die Franzosen plötzlich alarmiert zu schleunigstem Abmarsch. Eile tat not; der General selbst trieb seine Leute im Orte zusammen, und ihm wurde noch beim Abzuge der Steigbügel mit dem Riemen abgeschossen. Wo die damals gefallenen Franzosen begraben sind, steht heute noch ein Kreuz. — Von den Franzosen, die schon im Jahr vorher aus Rußland zurückkamen, erntete mancher das, was einst die Revolutionsmänner gesät hatten. Bei Rohfelden (im Birkenfeldischen), da, wo der Ellweiler Weg die Hauptstraße trifft, an der Wellerbachschleuse sollen noch in der Geisterstunde sieben erschlagene Franzosen umgehen, die sind dort von Bauern überfallen und ausgeraubt worden; bei Brombach (in derselben Gegend) am Fischerhof hat ein Schäfer auch einen totgeschlagen und verscharrt, der Mörder hat keine Ruhe im Grabe gehabt und ist an der Stelle noch oft mit seinem Hunde und seiner Schippe gesehen worden. Von dem Haus zur weißen Taube in Saarbrücken erzählte man sich früher, es seien in der Franzosenzeit Offiziere und Spitzenhändler, Leute, die viel Geld bei sich hatten, hineingegangen und nie mehr herausgekommen, und Jahrzehnte später bei einem Umbau sollen im Hofe Gerippe gefunden worden sein, dabei ein Bandelier und ein Orden.

Die Kosaken

Aber auch von den russischen Befreiern, die den Franzosen auf den Fersen saßen, den Kosaken, weiß man nicht viel Gutes zu berichten. In vielen Orten, wo sie hinkamen, hatte man vorher die Frauen und Mädchen vor ihnen versteckt, im Walde, oder, wie in Lucherberg, beim Pfarrer, denn den belästigten sie nicht und verschonten ihn auch mit Einquartierung. Im Hackhauser Hofe zu Gressenich stellte ein Kosakenhauptmann immerzu einer schönen Magd nach, und als seine Truppe eines Tages sehr rasch vor den Feinden den Ort räumen mußte, nahm er sie mit Gewalt hinter sich auf das Pferd; wie er aber am Gutshause vorbeisprengte, klammerte sich das Mädchen, ohne daß er's merkte, an einen Weinstock, der an der Hauswand wuchs, und entkam ihm so noch im letzten Augenblick.

Der Tanz um den Freiheitsbaum

Die Jakobiner hatten den Rheinländern an Stelle dessen, was ihnen anderthalb Jahrtausende heilig gewesen war, die neue Freiheit und die andern großen Errungenschaften bringen wollen; hatten Freiheitsbäume

Digitized by Google

aufgepflanzt, und um den einfältigen deutschen Bauern einen Begriff davon beizubringen, hatten sie in einem Dorfe z. B. gesagt, als sie dort auch so einen Baum errichteten: „Wenn euer Kirchturm ein Zuckerhut wäre, und euer Maar (der große Weiher) voll reinem Wasser, und ihr würft den Zucker alle hinein, das wäre noch lange nicht so süß wie die Freiheit." — Und es gab damals am Rhein Leute, die sich auch an den großen Worten berauschten, besonders als die „zisrhenanische Republik" im linksrheinischen Gebiet errichtet werden sollte, die aber nie errichtet wurde, denn die Franzosen haben nachher beim Friedensschluß das schöne Land gleich selbst behalten. Damals also, als gerade die Nachricht von einem französischen Siege eingelaufen war, haben in Koblenz die rheinischen Republikaner im Gasthaus zum Schwan, ihrem Hauptquartier in der Kastorsgasse, den Tag gefeiert und dabei an einem Christusbild ähnliche Taten verrichtet, wie sie es von den Franzosen gelernt hatten. Der Anführer dabei hat später eine Steuerempfängerstelle auf dem Lande bekommen und nun auch die Bauern in seinem Amtsbezirk bekehren wollen, und als sie sich nicht bekehren ließen, sie gehörig geschunden. Einmal an einem Sonntag im Wirtshaus hat ihm da einer der Bauern kräftig die Meinung gesagt, „er verdiente ja an ihnen," sagte er zum Schluß, „nach seinem Tode glühnig zu gin" (glühend zu gehen, als feuriger Mann umzugehen). „Das god", gab ihm der Zisrhenaner zurück, „da könne die Schelmebauere die Tubakspfeif an meinem H.... anzünne." Er soll an derselben Krankheit gestorben sein wie der König Herodes. Ob er nach seinem Tode hat glühnig gehen müssen, weiß ich nicht. Dagegen erzählt man von einem andern, namens P...., der auch mit um den Freiheitsbaum getanzt und überhaupt ein großes Wort in solchen Sachen gehabt hat, daß ihn nach seinem Tode eine Frau Wilken auf dem Kirchhof in Rhens gesehen habe, sogar von ihm angesprochen worden und um eine Botschaft an seine Angehörigen gebeten sei, er müsse nun schon so lange gehen von wegen des Freiheitsbaumes, und sie sollten doch zwanzig Messen für ihn lesen lassen und ebensoviel Kerzen nach Bornhofen stiften. Und als Frau Wilken meinte, man würde ihr nicht glauben, hat er sie geheißen sich von seinen Leuten ein weiß Tuch geben zu lassen, darein wolle er sein Handmerk schreiben. Die Frau Wilken erzählte alles den Leuten, bekam auch das Tuch und begab sich den andern Tag wieder auf den Kirchhof. Auf derselben Stelle traf sie ihn wieder und es grauste ihr ebenso. Stumm hielt sie das Tuch hin und stumm legte er die beiden Hände darauf und war fort. Sie stand und konnte kein Glied rühren, bis sie durch den Geruch von versengter Leinwand

Digitized by Google

wieder an das Tuch erinnert wurde. Sie legte es auseinander, da waren zwei Hände drin eingebrannt. Darauf trug sie es sogleich zu den Angehörigen des P...., und die erfüllten seinen Wunsch, seitdem hat man von dem Geiste nichts weiter gehört; das Tuch wurde lange in der Familie aufbewahrt.

Franzosen und Geisterwelt

Die „Befreiung" des Rheins durch die Franzmänner wirkte also damals nicht so weit, daß sie einen ihrer Getreuen und Gläubigen von den alten Gesetzen der Geisterwelt freigemacht hätte; ja, in Koblenz hat ein altes rheinisches Gespenst sogar nicht einmal vor einem berühmten französischen Offizier Halt gemacht. In einem Hause dort an der Oberpräsidialstraße, das dem Kaufmann Böcking aus Trarbach gehörte, hatte ein Spukgeist schon lange das Kontorpersonal mit Achzen, Kettenrasseln, Pfeifen, Gelächter, Herumwerfen der schweren Geschäftsbücher und anderem Unfug in Aufregung versetzt. In der Kriegszeit kam nun der Adjutant des Generals Kleber, Pajol, dort in Quartier, und man wußte doch, der hatte Kraft und Courage wie wenige, mit dem war nicht zu spaßen. Aber auch den hat das Gespenst dreimal aus dem Bett geworfen, das letzte Mal dabei sogar mit der Peitsche bearbeitet.

Sonst erzählt man gerade von den Franzosen an verschiedenen Orten, sie hätten die Hexen aus dem Lande vertrieben, und in Hetzingen, wo man damals noch große Angst vor der wilden Jagd hatte, da hat ein französischer Hauptmann mit seinem Gewehr danach geschossen, seitdem ist sie weggeblieben. Die Waffe war aber benediziert, und eigentlich kommt es nach der alten Auffassung des Volkes ja auch einer andern Macht zu, die Geister zu bannen. Eine rheinische Sage drückt das so aus:

Papst Pius und Napoleon

Papst Pius VII. lag in Frankreich gefangen, und doch hieß es von ihm, er lese jeden Morgen in seiner Kapelle im Vatikan die Messe. Das Gerücht kam auch Napoleon zu Ohren und der wollte das nicht glauben; er reiste also nach Rom, um der Sache auf den Grund zu kommen. Und wirklich traf er dort den Papst an, wie er das hl. Opfer darbrachte. Da sagte er zu ihm: „Du bist der größte Hexen- und Zaubermeister auf Erden." Der Papst aber erkannte darin, daß er so unschuldig in diesen bösen Verdacht kam, eine Fügung Gottes und einen Wink, dem Zauberwesen ein Ende zu machen, und andere Unschuldige zu retten. Er betete zum lieben Gott, und der schaffte mit einem Male alles Hexen-, Zauber- und Gespensterwesen aus der Welt, so daß man seit der Zeit nichts mehr davon hört.

Napoleonsage

Die Sagen um Napoleon sind sonst meist noch weniger ausgebildet, zum Teil kaum Sage zu nennen, man wird nicht warm dabei. Er ist

Digitized by Google

auf der Durchreise, tut Aussprüche, gibt Befehle, bisweilen in unnötiger Härte, mustert Truppen, schlägt Schlachten. Als er 1804 im Wagen den Rhein herauf fuhr, wurde er bei St. Goarshausen von der Burg Katz, die damals nur noch eine Art Altersheim für ein paar Invaliden war, mit einigen gutgemeinten Artillerieſalven begrüßt. Davon wurden aber die Postpferde scheu, und das versetzte Napoleon in so üble Laune, daß er befahl, die alte Feste zu schleifen; nur die Umfassungsmauern und der Turm blieben.

Auf dem Hohenstein bei Eschweiler liegt im Buschwerk ein schwarzer Block, der „Napoleonsstein", darauf soll Napoleon gestanden und von dort aus eine Schlacht kommandiert haben. Derartige karge Erinnerungen gibt es noch an etlichen Orten. Mehr von der Volksmeinung über ihn ist schon darin, wenn es von ihm heißt, er habe einst auf einer Anhöhe bei Mainz gestanden und Heerschau gehalten, und dabei habe er ausgerufen: „Du Gott, der Himmel ist dein, die Erde ist mein!" später aber bei Dresden habe er gesagt: „O Gott, die vier Elemente sind gegen mich."

In der Schlacht bei Austerlitz hatte sich Napoleon einmal zu weit vorgewagt und wurde plötzlich rechts und links von Kosaken angegriffen; da riß er seinen Schimmel herum und jagte spornstreichs zurück. Aber ein Gebüsch hemmte ihn. Das sah ein Korporal von den Grenadieren, der dort stand, der Franz Spohn aus Koblenz. „Herr Kaiser," ruft er, „mir den Gaul und mir den dreieckigen Hut! Ich will den Kaiser spielen!" Napoleon springt ab, setzt den Korporalshut auf und läuft davon; Spohn auf dem Schimmel zieht die Kosaken hinter sich her, bald haben sie ihn eingeholt, sehen, daß sie um ihren Fang betrogen sind, und hauen den Spohn nieder. Nach einigen Tagen starb er an seinen Wunden. — Auch vom geschlagenen und fliehenden Napoleon weiß die rheinische Sage. Bei Zülpich soll er nach der Flucht aus Rußland seinen Feinden in einem furchtbaren Kampfe erlegen sein. Es ist die Stätte einer alten Sage. Dort, im „Martertale" hat schon vorzeiten einmal ein König eine blutige Schlacht geschlagen, einige sagen, es sei Chlodwig gewesen. Hier dient also der große Name des Kaisers dazu, eine alte Überlieferung weiterzuspinnen.

Aber wie verblaßt die Gestalt Napoleons in der Aachener Sage, wo er in der Kirche und vor dem Stuhl Karls des Großen steht, wie schrumpfen überhaupt diese ganzen Ansätze einer Napoleonsage neben der Karlssage zusammen. Es kann ja auch nicht anders sein, er ist und bleibt dem Rheinland wie allen Deutschen ein Fremder.

Was ihm abgeht, warum ihn das Rheinland nicht in seine Sage einschließt, das hat der größte Sohn des Rheinlandes einst zum Ausdruck

Digitized by Google

gebracht und damit alles gesagt, was hier über das Kapitel Napoleon zu sagen ist.

Beethoven, so erzählt sein Landsmann und Schüler Ries, dachte sich häufig bei seinen Tondichtungen einen bestimmten Gegenstand, obschon er über musikalische Malereien gern lachte und zürnte. Die Sinfonia eroica sollte den Triumph Bonapartes des ersten Konsuls verherrlichen, für den schwärmte Beethoven. Bis die Nachricht kam, daß Napoleon sich zum Kaiser gemacht hatte. Da geriet Beethoven in Wut und rief: „Ist der auch nichts anderes wie ein gewöhnlicher Mensch! Nun wird er auch alle Menschenrechte mit Füßen treten, nur seinem Ehrgeiz frönen; er wird sich nun höher wie alle andern stellen, ein Tyrann werden!" Hastig nahm er die Sinfonia, riß das Titelblatt mit der Widmung durch und warf es auf die Erde.

Räubersagen

Die Wirren der Revolutionszeit und der langen Kriegsjahre begünstigten das Räuberunwesen; von Raubmord an den Fremden ist schon die Rede gewesen. Von einem berüchtigten Verbrecher dieses Schlages erzählt man noch im Bergischen:

Der Auerbäumer Hannes

Nicht weit von Hahnenfurth (im Düsseltal) liegt ein kleines Gehöft, die Leute sagen: „Am Auerbaum". Da wohnte vor 100 und etlichen Jahren der Auerbäumer Hannes, der hatte es besonders auf die französischen Emigranten abgesehen, die manchmal viel Geld und Kostbarkeiten bei sich hatten. Alle, die er in seine Gewalt bekam, schleppte er in sein Haus am Auerbaum, da wurden sie im Keller ermordet und ausgeraubt. Vor dem Hannes und seiner Bande fand kein Geschlecht und kein Alter Gnade. Den Keller hüteten sie streng und ließen keinen hinein, der nicht zu ihnen gehörte.

Es wird dann weiter auch wieder von einem seiner Gefährten erzählt, daß er nicht das Kind in der Wiege verschont habe.

Endlich hatten sie den Auerbäumer Hannes hinter Schloß und Riegel; mit schweren Ketten an Händen und Füßen lag er im Schloßturm zu Schöller. Aber einmal setzten sich seine Wächter zum Kartenspielen und vergaßen darüber ihren Gefangenen. Da nahm er die günstige Gelegenheit wahr, halb hüpfte er, halb wälzte er sich ins Freie, ohne daß sie es merkten, und versteckte sich in einem Kornfeld, bis es ganz dunkel geworden war. Dann arbeitete er sich weiter bis zu einer Schmiede; hier schaffte er sich die Fesseln von den Gliedern und floh nach Holland. Von dort schrieb er einen Brief nach Schöllern, darin stand:

Digitized by Google

Wer will stehlen und nicht hangen,
Muß sich in Schöller lassen fangen.

Aber Holland lieferte ihn aus, und nun wurde er auf die Schöllersheide gebracht, wo der Richtplatz war. Am Tage der Hinrichtung saß der Hannes im Hofe zu Schöllersheide mit mehreren von seiner Bande beim Kartenspiel. Das war sein letzter Wunsch gewesen. Man hatte ihm auch nicht vorher gesagt, zu welcher Stunde er hingerichtet werden sollte. Mittlerweile war der Nachrichter gekommen. Hinter dem Hannes seinem Rücken warf er seinen Mantel ab und stand nun im Scharlach da. Jetzt nahm er sein Richtschwert und im Vorbeigehen schlug er dem Hannes, der die Karten noch in der Hand hielt, den Kopf herunter.

Andere Räubersagen

Auch der bekannteste rheinische Räuber, der Schinderhannes, trieb sein Handwerk in der Franzosenzeit. Doch ist natürlich dies Gewerbe nicht erst zu der Zeit aufgekommen; die französischen Behörden taten damals in der Bekämpfung des Verbrechens ihre Schuldigkeit, wenn sie es auch nicht immer sehr geschickt angriffen. Die Entstehung der Banden hing vielfach mit der politischen Zersplitterung des Rheinlandes in der guten alten Zeit zusammen, die Räuber konnten, wenn man in einem Gebiet anfing, ihnen aufzupassen, leicht hinüber wechseln in ein anderes; besonders günstige und einladende Ortsgelegenheiten und Zeitumstände kamen oft hinzu; so hat jede Gegend ihre besonderen Räubergeschichten. Daß die Räubersage in jenen Landstrichen alt ist, zeigt sich auch darin, daß vielfach von Bündnissen mit dem Teufel erzählt wird, so bei den Bockreitern in der Jülicher Überlieferung, dem bergischen Raubritter Möcher und dem Räuber Hopsa. Zu dem alten Bestand der Räubergeschichten gehört dann auch die Schnur, die an einsamer Stelle über den Weg gespannt und mit einer Glocke oder einem Pistolenhahn verbunden ist. Endlich Geschichten vom großmütigen oder dankbaren Räuber. So erzählt man z. B. von einem Pfarrer, der mit vielem Geld bei Abend von Bingen herabgekommen, unterwegs von einem Unbekannten in der Gegend der einsamen Clemenskirche gewarnt und in dem Kirchhof auf einem Kreuz versteckt worden ist. Kaum geborgen, hört er schon ganz nah die Stimmen von Räubern, die von ihm selber sprechen. Als sie endlich fortgegangen sind, erfährt er, wer sein Retter war: auch einer von der Bande; aber der hat es nicht vergessen, wie sich einst der Pfarrer so willig aus dem Bett hat in den Wald holen lassen zu seiner, des Räubers Frau, die in Geburtsnöten lag und nach den Sterbesakramenten verlangte, wie er sich da so christlich des armen Weibes und Kindes angenommen hat. Man wird da erinnert an alte Zwerg- und Wasser-

Der dankbare Räuber

Digitized by Google

mannssagen, wo auch ein Mensch, allerdings meist eine Frau, dem kreißenden Erd- oder Wasserweibchen zur Hilfe geholt wird.

Kriegszeit und schwarzer Tod

In Ländern, über die der Krieg so oft hingegangen ist, verschwindet in der Sage bisweilen ganz die Erinnerung an bestimmte geschichtliche Ereignisse, die Namen werden nebensächlich und verlieren sich; und es ist nicht immer etwa verblaßte Sage, sondern im Gegenteil verdichtete Sage, es ist nun der Krieg schlechthin, der sie ganz erfüllt, der Krieg als einer der großen Dämonen, die über die Erde und Menschenwelt hinschreiten. Hier stand vor Zeiten ein Dorf, eine große Stadt, sie sind im Kriege zerstört, solche Sagen hat gerade das Rheinland nicht wenige. Und um alte Gräber, um Stätten, wo in der Vorzeit ein Kriegslager war, geht die Sage, daß dort nachts noch Geister kämpfen, und man hört Schlachtrufe, Befehle, Ächzen und Wimmern.

Vorzeichen

Immer hat sich kommender Krieg auch durch Zeichen angekündigt, das ist nicht eine Besonderheit dieses oder jenes Krieges, es gehört zum Wesen des Krieges überhaupt: Über die Höhen fern am Horizont ziehen Heeresmassen zu Fuß und zu Roß, sie entwickeln sich gar schon zum Kampf, wogen hin und her im Rauch des Geschütz- und Gewehrfeuers. Am Tage vor der französischen Kriegserklärung im Jahre 1870 sahen mehrere Leute im Bergischen am Himmel zwei Wolken in Gestalt von kämpfenden Kriegern gegeneinander ziehen; und gleichzeitig erschien am Himmel ein großes lichtes Kreuz; ein solches, aber blutigrot, zeigte sich auch vor dem Kriege von 1866 in Lucherberg am westlichen Himmel. Zu einer andern Zeit sah man dort den ganzen Himmel spät abends auf Frankreich zu blutrot, eine ganze Stunde lang, und alle meinten: „Das bedeutet Krieg oder eine Pest."

Pestgäßchen

Denn mit dem Krieg kommen oft noch andere große Würger. Im Rheinland hat besonders die Pest, „der schwarze Tod", tiefe Spuren in der Sage hinterlassen. An manchem Ort reden die Alten noch vom Pest- oder Notgäßchen. Es sind Wege, die um die verseuchten Orte herumführen, die man benutzte, um nicht das Dorf betreten zu müssen, oder Gassen, auf denen die Pestleichen von andern zur Pfarre gehörigen Orten auf den Kirchhof gebracht werden mußten, ohne das Kirchdorf selbst zu berühren. In manchen Orten konnte man nicht Särge genug beschaffen, man umwickelte die Leichen nur mit Stroh und begrub sie so.

Verödete Orte

Vor mehr als vierhundert Jahren wurde die Stadt Münstereifel von der Pest heimgesucht und starb beinahe ganz aus; die wenigen Überleben-

Digitized by Google

den hatten sich in die nahen Wälder zurückgezogen. Die Stadt war damals ganz verödet, sah einer Wildnis ähnlich und war mit Gras und und wildem Gesträuch bewachsen. Ein kühner Jäger wagte sich einmal hinein und erlegte auf dem Marktplatz einen Hirsch von seltener Größe. Aus dem Geweih wurde ein Kronleuchter gemacht, der als Andenken an jene Schreckenszeit bis heute im Stadthause aufbewahrt wird.

Aus Waldpeschen, einem Eifeldörfchen, das in alter Zeit zwischen Hollnich und Oberütfeld lag, und aus der ganzen Umgegend waren die Leute auch mit ihrem Vieh und anderer Habe in die tiefen Waldungen geflüchtet, aber auch hier fielen sie wie die Schneeflocken. Von den Waldpeschenern war zuletzt nur noch ein alter Junggeselle übrig; der hatte bei der Flucht zu Hause seine besten Überstrümpfe von Tuch liegen lassen und vermißte sie sehr. Eines Tages machte er sich auf und kehrte, ganz scheu und zaghaft, in sein Heimatdorf zurück. Er traf keine Menschenseele darin an. Als er seine Überstrümpfe gefunden hatte, setzte er sich in die Küche und band sie um. Auf einmal aber bekam er Angst, lief hinaus und spürte auch schon das fürchterliche Kopfweh, womit es immer anfing. Er dachte, jetzt wäre es auch um ihn geschehen, lief zur nahen Tränke, warf sich nieder, steckte den Kopf in den Pfuhl, wühlte mit der Hand den Grund auf und kühlte die Stirn damit. Dabei griff er einen Frosch mit, der zerplatzte an seiner Stirne im Augenblick mit ziemlich hartem Knall. Da fing er einen zweiten und dritten, und da ging es ebenso. Er glaubte schon etwas Linderung zu spüren und fuhr fort, sich Frösche aufzulegen; noch keine Stunde war vergangen, da war das Kopfweh fort und die Pest überwunden.

Früher lag unterhalb Wintersdorf an der Sauer das Dorf Zinzig, es ist während der Pest im Dreißigjährigen Kriege ganz ausgestorben; jetzt steht da Hochwald, zwischen dessen Bäumen die Grabsteine des Friedhofs liegen. In der Allerseelennacht hört man von der Luxemburger Seite her dort noch Totengesang und sieht weiße Gestalten mit Lichtern.

Pestkirchhof

In Heimbach war das Sterben so groß, daß zuletzt kein Platz mehr auf dem Kirchhofe war. Da riet man den Heimbachern, in einem der benachbarten Orte einen neuen Kirchhof anzulegen; wenn man nur eine Leiche über die Grenze geschafft habe, höre die Seuche auf. Man wandte sich an Klatten, die Leute dort räumten ihnen auch schließlich einen Platz in der Nähe ihrer Kirche ein, aber nur sehr ungern und erst als Heimbach ihnen einen Wald dafür gab. Als man die erste Leiche dort begraben hatte, hörte die Pest in Heimbach auf; seitdem ist der Kirchhof dort nicht mehr benutzt worden.

Digitized by Google

Das Erste, was man sonst gegen die Pest tat, war ein Bittgang zu den Schutzpatronen des Ortes oder zu St. Laurentius. Prozessionen

Als Düren wiederholt von der Pest heimgesucht wurde, fingen die Leute dort an, alljährlich eine Prozession nach Merzenich zu letzterem Heiligen zu halten, der in Pestnot angerufen wird. Und die Stadt blieb dann lange Jahre von der Pest verschont. Nach und nach nahm der Eifer für diese Wallfahrten ab und zuletzt hörten sie ganz auf. In demselben Jahre aber brach die Seuche auch wieder aus, und heftiger als je zuvor. Seitdem unterließ man den Bittgang nie mehr, erst in neuerer Zeit ist er in Abnahme gekommen.

In Andernach brachte bei einer Seuche im Jahre 1668 ein Geisterseher namens Cornelius Schnegell die ohnehin schon geängstigte Bürgerschaft noch mehr in Aufregung, indem er sagte, er sehe solche Prozessionen im voraus zur Geisterzeit und erfahre dabei das Schicksal eines jeden Mitbürgers; wen er dabei fallen und nicht wieder aufstehen sehe, der müsse sterben; solche, die nach dem Falle sich wieder erhüben, würden zwar krank, stürben aber nicht, und die endlich, die nur strauchelten, kämen mit einem leichten Anfall davon. Nachdem er in Haft genommen und die Sache von den Kölner Franziskanern begutachtet worden war, verfügte der Kurfürst in Bonn: „man solle ihn für dieses Mal noch entlassen, ihm jedoch ernstlich einbinden, sich solcher Vorhersagungen bei Strafe der Fustigation und Verweisung des Landes öffentlich und im geheimen zu enthalten".

Die Pest zeigt sich nicht bloß in den Verheerungen, die sie anrichtet, in der Sage erscheint sie selbst in verschiedener Gestalt, in der rheinischen Überlieferung allerdings nur in einer einzigen. Als in Dudeldorf (in der Eifel) der schwarze Tod hauste, es ist jetzt über dreihundert Jahre her, da ist bei Tag und bei der Nacht immer ein blau Flämmchen da herum gewutscht, und wo das sich sehen ließ, da ist jemand im Haus gestorben. Die Leute waren alle in Ängsten, wenn sie es gesehen hatten. Da ist einst ein Mann ihm nachgegangen bis zur obersten Port, da ist es in die alte Mauer hinein gewischt, in ein Mauerloch. Der Mann war nicht faul, nahm Lehm und mauert' es fest zu, daß es nicht mehr heraus kam; danach hat die Krankheit aufgehört. Nach sieben Jahren hat aber der Fürwitz den Mann geplagt, und 's hat ihm keine Ruhe gelassen, bis er das Loch wieder aufgemacht hat. Im Nu war das Flämmchen heraus, und das Sterben ging wieder an. Der gute Mann wußte sich nicht zu raten und zu helfen, und ist dem Flämmchen wieder nachgegangen. Und das ist vor ihm hergehüpft über den Acker und herauf bis nach Kallen; da ist es Pestflämmchen

Digitized by Google

immer um das Kreuzchen herumgeflogen, zuletzt kriegt' er's aber zu packen und hat es ans Kreuzchen angenagelt; danach gab die Krankheit sich wieder, und dafür gehen sie dort heute noch auf Markustag mit der Pfarre zum Kallener Kreuzchen.

Die Städte / Handel und Wandel

Fast scheint es, als hätte ich die rheinischen Städte vergessen. Aber von ihnen ist ja bisher schon beinah in jedem Abschnitt die Rede gewesen. Aus ihnen stammen die großartigsten der Bausagen wie der Kaisersagen, sie überdauern das Römertum, trotzen im Mittelalter geistlichen und weltlichen Herren, sie sehen die Feudalherrschaft wie deren Burgen und Abteien verfallen, die Franzosen kommen und gehen, sie sind das älteste und jüngste, die festesten Burgen rheinisch-deutschen Lebens. In ihren Mauern ringen und rangen immer alte und neue Zeit miteinander, Geschlechter und Zünfte, katholische Kirche und Reformation, mittelalterliche Kunst und Buchdruck, der ja von ihnen ausging; das Ringen geht fort in die Gegenwart, wie wohl nirgends sonst stehen Altererbtes, Ehrwürdiges und Modernstes in Bauwesen, Wirtschaft und Technik neben- und gegeneinander. In diesen Gegensätzen aber erhält sich das rheinische Volkstum frisch und behauptet eine führende Stelle im gesamtdeutschen, ja europäischen Wesen. Die rheinischen Städte stehen dem Strom des Weltverkehrs zumal jetzt wieder weit offen, aber ich glaube an ihre starken Stadtpersönlichkeiten, die sich in ihren Sagen offenbaren.

Und wie die Städte, so der Rhein. Welche Veränderungen hat er, hat die Rheinschiffahrt durchgemacht! Die alten Gefahrstellen im Bett des Rheins, die Engen, Schnellen und Riffe, von denen so manche Sage geht, hat die neue Zeit beseitigt, die alten Zölle, sowohl die von Obrigkeits wegen, wie die von Wegelagerern erhobenen, sind auch zur Sage geworden; so werden auch die neuen zur Sage werden.

Der große Umschwung im Verkehr auf dem Rhein, den das 19. Jahrhundert brachte, ist schon viele Jahrzehnte vorher angekündigt worden; der rheinische Prophet Spielbernd, von dem hernach noch mehr zu sagen ist, sprach schon von schweren Schiffen, die den Rhein hinanlaufen ohne Pferd und Wind, und auch die Eisenbahnen hat mehr als ein Vorgeschichter gesehen: In den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts, als man überhaupt noch an keine Eisenbahnen dachte, sah ein Mann von dem Gehöfte „zum Hofe" in der Wuppergegend eines Nachts eine ganze Reihe von Wagen durchs Tal fahren, kein Pferd war davor zu sehen, aber mit Feuer wurde die Wagenreihe pfeilschnell vorwärts getrieben.

Eisenbahnvorgeschichte

Digitized by Google

Als der Wagenzug an die Stelle gekommen war, wo nun die Station Remlingrade liegt, ertönte ein schriller Pfiff. Der Mann erzählte die wunderliche Sache in Remlingrade und fügte hinzu, einst werde eine merkwürdige Straße durchs Tal gelegt werden. In jenen Zeiten des Übergangs soll sich in Kripp bei Remagen eine sonderbare Geschichte zugetragen haben, die man noch heute in dem Orte erzählt.

Dort wohnten nämlich Anfang des vorigen Jahrhunderts viele „Halfter", Fuhrleute, die den zu Berg fahrenden Schiffen ihre Pferde vorspannten. Als nun die Dampfmaschinen erfunden waren und die ersten Dampfer rheinaufwärts fuhren, fürchteten die Halfter ihr Brot zu verlieren und beschlossen den Vernichtungskrieg gegen die Dampfer. Sie luden Böller mit Nägeln und anderen Eisenteilen und schossen von einer Anhöhe nach den Dampfern. Ihr Vorgehen hatte den Erfolg, daß einzelne Schiffe ihre Ruderstühle mit Blechplatten schützten. Als aber der Unfug nicht aufhörte, kam eine Abteilung Husaren nach hier in Quartier, um die Rädelsführer zu verhaften. Über die Anhöhe, auf welcher die Böller standen, führt heute ein Dorfweg, der zur Erinnerung an jene Begebenheit den Namen „Batterieweg" führt.

Die ersten Dampfer

Diese Bedrohung der Dampfer soll auch an anderen Orten des Rheins vorgekommen sein, so daß die Husaren die Schiffe große Strecken weit begleiten mußten.

Diese Halfter verteidigten zugleich, ohne sich dessen bewußt zu werden, die „gute alte Zeit" gegen das eindringende Neue. Und taten damit ihre Schuldigkeit an ihrer Stelle im großen Lebenszusammenhang, denn ohne solchen zähen Widerstand innerhalb des rheinischen Volkstums würden die zu stürmischen Neuerer sich selbst um vieles bringen, was sie vielleicht, wenn es dahin wäre, einmal bitterlich vermissen würden.

Bergbau

Einen Verlust hat der Freund rheinischer Sage wahrscheinlich schon jetzt zu beklagen, nämlich den eines großen, vielleicht des größten Teils der bergmännischen Überlieferungen. Der Bergbau im Rheinland ist schon sehr alt, er reicht vielleicht schon in die vorrömische Zeit zurück. In verschiedenen Gegenden wird übereinstimmend die Sage erzählt, daß vorzeiten da Gruben gewesen seien, die reichen Ertrag, sogar an Edelmetallen geliefert hätten, aber zur Strafe für die Üppigkeit der Bergleute zugrunde gegangen seien. Aber was sich sonst noch an Bergwerks-Sagen findet, ist wenig im Vergleich zu dem reichen Schatz, den z. B. der Harz und das Erzgebirge besitzen.

Digitized by Google

Vom Niederrhein

Mit dem Älteſten und Dauerndſten: der Erde, den Geiſtern, die in ihr wohnen, den Rieſen, die an ihr bauen, heben wir am Niederrhein an. Und recht wie aus dieſer niederrheiniſchen Erde gewachſen folgt dann der ſtarke Helmus, der als „ſtarker Hermel“ zugleich dem Bergiſchen Lande angehört und uns ſo gleich das Gemeinſame beider Landesteile vor Augen ſtellt. Wer ein wenig in unſern Märchen Beſcheid weiß, erkennt in ihm ja ohne weiteres einen Bruder des ſtarken Hans, Jochem, des Bärenſohnes oder wie er ſonſt heißen mag. Ob dieſe Geſchichten aus der Götterſage vom Wetterer und Bauerngott Donar ſtammen, oder umgekehrt vielmehr ſolche Züge in die urſprünglich einfachere Donarſage aus alten Lieblingsgeſchichten unſerer Vorfahren erſt übernommen wurden, wollen wir hier nicht unterſuchen; wir wollen uns daran freuen, wie wundervoll dieſe Geſchichte vom ſtarken Helmes hier und heute am Niederrhein paßt! Sicher war ſie hier von alters her heimiſch. Und wenn wir ſie recht niederrheiniſch verſtanden haben, finden wir dieſe gar nicht umzubringende Lebenskraft auch oft genug in den folgenden Sagen wieder. Starke Fäuſte, die gewaltig und fröhlich zuſchlagen, feſt und herzhaft zugreifen auch in Erwerb und Genuß, die hatte auch jener Adel der Feudalzeit, der beſonders reich gedieh im Geldriſch-Jülichiſchen, und nicht minder hatte ſie das Bürgertum der Städte am Niederrhein. Dieſe ſtürmiſche Tatkraft überſteigert ſich dann ſtellenweiſe zu ſolcher unbändigen Wildheit, daß die Kirche einſchreiten muß wie in der Verdammungsſage vom gewalttätigen Wilhelm von Jülich, während die Volksſage an ſolchen Frevlern Vergeltung übt durch Verſetzung unter die ruheloſen wilden Jäger und ähnliche Unholde, oder unter des Teufels Zunft. Ganz von ſelbſt erzeugen Volksgeiſt und -ſage aus ſich heraus die Gegenkraft gegen ſolche verderbliche Ausſchweifung: in den Sagen von Gericht und Gottesurteil, von himmliſcher Gerechtigkeit und Gnade und menſchlicher Unmacht (auch der große Karl erfährt ſie an ſich), von heiligen Fürſprechern und Fürbitterinnen und Gnadenorten. Tief und mannigfach finden ſich dieſe Erfahrungen in dem Sagenzuge „von Cleve bis Kevelaer“. Daß bei dieſer Anordnung nicht der gerade Weg auf der Landkarte zwiſchen dieſen beiden Orten gemeint iſt, verſteht ſich eigentlich

Digitized by Google

von selbst. Wer Sagenfahrten machen will, darf Bogen und Umwege nicht scheuen.

An zwei Stellen, in zwei Sagengruppen, verdichtet sich dann dies ganze bunte reiche Sonderleben zu großartiger Geschlossenheit, einmal zu einer alles überragenden Herrschergestalt in der Aachener Kaisersage, das andere Mal zu der Sage des großen Stadtwesens Köln. Nirgends sonst im ganzen Bereich der rheinischen Sagenwelt ersteht so der ganze Karl vor uns. Hier wo die alten Stammgüter der Kerlinge lagen, ist er zu Hause, hier baut, regiert, jagt, liebt, beichtet und stirbt er. Und Köln in seiner Sage ist uns zugleich vollendetste Verkörperung niederrheinischen Städtewesens überhaupt und vertritt jene anderen Städte mit, zeigt in vergrößertem Maßstabe, was an Bürgerstolz und Heldentum, Glauben und Kunst und Lebenslust auch sie in sich bargen.

Erdgeister

Selfkant, so nennt man im Jülicher und Aachener Lande den Grenzstrich gegen das Holländische hin, etwa von Herzogenrath bis Erkelenz. Im alten Tuchweberlande ein für jeden vertrautes Wort; denn vom Tuch ist der Ausdruck hergenommen, die gewebte Kante, die nicht gesäumt zu werden braucht, ist der „Selfkant", der sich selbst Kante ist. In den Bruchniederungen des Selfkants also liegen eine Reihe künstlicher Erdhügel, wahrscheinlich Reste eines alten Grenzschutzes. In einem solchen „Bolleberge" — so heißen sie dort — bei Sint Jans Clus (in der Gegend von Haaren) wohnten früher die Overmännkes. Sie liehen von den Leuten allerlei Hausgerät, Kessel und ander Geschirr. Mitleidige Menschen stellten ihnen aber auch Schüsseln mit Speise hin. Am Morgen fand man dann alles Geschirr blankgeputzt wieder vor der Türe stehen. Einmal aber machte der Mahlknecht aus der Kitschermühle einen schlechten Spaß und tat in die Pappschötel (Breischüssel) Stücke von alten Schuhlappen statt der Brotbrocken. Als die Overmännkes es bei der Mahlzeit merkten, schrie das älteste von ihnen ganz außer sich:

Geliehen Geschirr, die Pappschötel

Ech be su aut wie dä Echterbosch,
Driemol gehaue, driemol geschnaue,
En weer gewasse
Tot Müleasse,
Avell han mi Läve gen Schuënslappe egen Papp vonge.

(Ich bin so alt wie der Echterbusch [Wald zwischen Echt und Roermond], dreimal abgeholzt, dreimal beschnitten und wieder gewachsen zu Mühlen-

Digitized by Google

achsen, aber habe mein Leben keine Schuhlappen im Brei gefunden.) Seitdem waren die Erdmännchen verschwunden. In einer limburgischen Sage ist es Reisbrei mit Pfefferkuchen, was der Knecht hinstellen sollte. Er tut dann auch Schuhlappen hinein, legt sich auf den Söller und guckt durch das „Dampgat" (im Selfkant sagt man Schwamlök, d. h. Dampfloch), was wohl die Zwerge für Gesichter machten. „Maar," sagte einer, „wat zijn de brokken hard! Ga, vriend, men bespiedt (beobachtet) ons, blaas dien baas het licht eens uit (blas dem Kerl das Licht mal aus)!" Am anderen Tage war der Knecht auf dem Auge, mit dem er hinabgespäht hatte, blind geworden. Uralt, so alt wie jenes älteste Overmännke selbst ist der Brauch, den Erdgeistern Speise und Geschirr hinzustellen. Und der Name, den sie hier tragen, erschließt uns vielleicht noch etwas mehr: Over-, im Limburgischen auch Auvermannetje, soll aus Alver(=Elben)mannetje entstanden sein. Es waren demnach ursprünglich Opfer, die man den Elben, den Seelen der Abgeschiedenen und Vorfahren, darbrachte; solche Geister konnten wie hier in der Erde unter Acker, Haus und Hof sein, oder in Bergen, Felsen und Wäldern, sie konnten zuzeiten auch durch die Luft in Wind und Nebel fahren. Versäumte man nichts in ihrem Dienst, so waren sie freundlich und hilfreich; versah man es irgendwie oder vernachlässigte und reizte man sie gar mit Willen, so waren sie ebenso rasch und mächtig zu schaden und zu rächen. Ganz deutlich zeigt das alles auch noch die bekannte Aachener Sage vom Hinzenturm.

Zwergenrache

Der Felsen, auf dem die Emmaburg im Limburger Lande steht, ist durch viele unterirdische Gänge ausgehöhlt; darin lebten vorzeiten die Hinzelchen oder Hinzenmännchen. Bei Tage ließen sie sich nicht sehen, dafür machten sie aber nachts einen ganz unglaublichen Lärm und Unfug an der Leute Türen. Das fing jedesmal Schlag zwölf an und dauerte bis eins, dann zogen sie sich wieder in ihre Berglöcher zurück und begannen da lustig zu schmausen. Ein Jägerbursch hat sie einmal dabei belauscht; als er aber am andern Morgen seinen Nachbarn davon erzählte, da wurde er bald darauf siech. Und eines Tages ist er in die Felsen gelaufen und nie wiedergekommen. — Die Umwohner waren des Spukes endlich müde, und da keine Beschwörungen halfen, bauten sie eine Kapelle am Fuß der Emmaburg; seit das Glöckchen dort die Gläubigen zur ersten Messe rief, verschwanden die Hinzelchen und ließen sich weiter nicht sehen.

An dem äußeren Stadtwalle von Aachen, zwischen dem Sandkaul- und dem Kölner Tor, stand zu der Zeit ein hoher Turm, von dem unterirdische Gänge weit in das Land hineinführten; dahin zogen die Hinzenmännchen

Digitized by Google

und fingen nun in Aachen dasselbe Treiben an, wie ehedem in den Felslöchern. Besonders wurden die Bewohner der Kölner Straße von ihnen geplagt. Zu gewissen Zeiten kündigten die Hinzelchen den Leuten dort durch mancherlei Vorzeichen, wie z. B. durch Pochen an der Haustüre, Picken und Knistern auf dem Herde oder Gerassel unter dem Küchengeschirre an, daß sie ein Fest halten wollten; und dann mußte jeder Hausvater ein blankgescheuert Geschirr um zehn Uhr abends vor seine Tür stellen. Wer das unterließ, der konnte sicher sein, daß er die Nacht keine Ruhe hatte. Wagte einer aber gar, die Männchen zu verspotten, so zerzausten sie ihn dermaßen auf seinem Lager, daß man ihn morgens halbtot fand. So waren auch einmal zwei Kriegsleute, die in dem Hause zum Wilden Mann im Quartier lagen — später war darin der Gasthof zur Kaiserlichen Krone —, die zwei haben den Hausherrn über das Kesselaussetzen aufgezogen und haben groß getan, die Hinzelchen sollten statt der Kessel ihre blanken Degen finden. Sie setzten sich denn auch um zehn an die Tür und zechten da wacker und sangen lustige Stückchen dazu. Bald aber hörte ihr Singen auf, sie gerieten in Streit, schrien sich an: Hinz, Hinz! gingen sich zu Leibe und liefen einer dem andern durch das Hinzengäßchen bis an den Turm nach. Da fand man sie am andern Tage und hatten sie einander erstochen. — So wagte denn keiner von den Leuten mehr, das Kesselaussetzen zu unterlassen. Um Mitternacht liefen die Hinzchen tripptrapp durch die Straßen und nahm ein jedes seinen Kessel mit nach dem alten Turm. Am andern Morgen aber fand jeder Einwohner sein Geschirr wieder richtig und blank vor der Tür, die ausgenommen, welche die Kessel unsauber hingestellt hatten. Denen waren dann nicht bloß die Kessel, sondern auch ihr Haus ganz mit Kot und Schmutz beschmiert. Das hat gedauert, bis das Regulierherren-Kloster gestiftet wurde. Seit der Zeit sind die Hinzelmännchen verschwunden.

Der Zwergenkessel

Diesen und ähnlichen Zwergsagen begegnet man am Niederrhein immer wieder. Umgekehrt wird nun aber noch erzählt, daß die Zwerge allerlei Hausrat hatten, den die Menschen noch nicht besaßen. Das ist ein Nachklang aus einer fernen Vorzeit, in der Metallgewinnung und Schmieden eine geheimnisvolle Kunst zauberkundiger Menschen oder Geister war.

In Wachtendonk wohnten die Erdmännchen oder Herdmännchen unter dem Rathause; sie hatten einen großen kupfernen Kessel, den die Bürger bei Tage mitbenutzen durften. Dafür mußten sie ihn abends blankgescheuert wieder vor das Rathaus hinstellen und ein kleines Geschenk, ein Weißbrot oder dergleichen hineinlegen. Ein Wachtendonker aber, der in der Nachbarschaft wohnte — man wußte sogar seinen Namen — unterließ

Digitized by Google

dies einst und machte sogar zum Hohn noch eine Schweinerei mit dem Kessel. Die Erdmännchen rächten sich damit, daß sie ihm in der nächsten Nacht alles Getreide aus dem Hause forttrugen. Da wollte er ihnen einen rechten Streich spielen und streute abends Erbsen auf die Treppe, daß sie in der Dunkelheit ausgleiten und herunterfallen sollten. Nun hatte er es aber ganz mit ihnen verdorben, sie stahlen ihm alles aus dem Hause weg, so daß er völlig verarmte.

Später als das Morgen-, Mittag- und Abendläuten in Wachtendonk eingeführt wurde, konnten die Erdmännchen das nicht ertragen und sind fortgezogen nach dem Hülser Berg im Kempener Lande; dort hausten sie, wo jetzt der Aussichtsturm steht. Die Bauern der Umgegend hörten oft, wenn sie an dem Berge vorbeigingen, ein Gesumme wie von einem Bienenschwarm, konnten aber nirgends einen Eingang finden und sahen auch niemals irgend etwas Lebendiges aus- und eingehen. Solange die Erdmännchen aber in dem Berge wohnten, hatten die Bauern gute Tage.

Wie sie den Ackersleuten gut waren

Einmal als der Rhein austrat, waren in einer Nacht tiefe breite Gräben gezogen, durch die das Wasser abfloß, so daß es den Feldern keinen Schaden tat; von diesen Gräben sind noch die Niepkuhlen erhalten. Und wenn die Bauern Roggen und Weizen gemäht auf dem Felde liegen hatten, konnten sie sicher sein, daß es am andern Morgen gedroschen und in Stroh und Körner gesondert auf der Tenne lag. Die Killewittchen, so hieß das kleine Volk im Eschweiler Wald, schnitten den Bauern sogar oft auch noch die reife Frucht; und wer seinen Pflug im Felde stehen ließ, fand des Morgens seinen Acker frisch gepflügt. Von diesen guten Geistern ist nur noch der Flurname übriggeblieben; nicht weit vom Dorfe Hastenrath ist die Stelle, wo es noch heute „im Killewittchen" heißt. Vor etlichen fünfzig Jahren stand dort noch ein großer Kalksteinfelsen (jetzt ist er vom Bergwerksverein beseitigt). In dem Felsen war eine große Höhle mit kleinen Steinbänken; dort haben die Killewittchen gewohnt. Die Heinzelmännchen, die am Nordende des Dorfes Pier (nicht weit von Jülich) zwischen dem Schlammenweiher und dem Bauwege in einem Hügel hausten, verstanden noch eine besondere Kunst, die Frucht zu dreschen. In einer bestimmten Höhe brannten sie ein Loch in den Fruchtbarmen, und daraus rieselten dann die Körner, als ob die Frucht von unsichtbaren Händen gedroschen würde, in die bereitgestellten offenen Säcke; und wenn man am andern Morgen in die Scheune kam, standen die Säcke in Reih und Glied gefüllt da. Auch sie taten die Arbeit nur bei Nacht und wollten wie die andern, von denen vorher die Rede war, nicht dabei gesehen sein.

Und wie auf dem Felde und der Tenne ging es auch in der Mühle. Ein

Digitized by Google

Müller im Kempener Lande fand jeden Morgen seine Arbeit in der Mühle getan, wenn es auch noch so viel war; aber nur, wenn er etwas von seinem Butterbrote liegen ließ. Das war dann immer verzehrt und verschwunden. Eines Abends steckte er sich hinter ein paar Mehlsäcke und sah ein nacktes Kaboutermännchen kommen und das Butterbrot essen und in der Mühle arbeiten. Dem Müller tat es leid, daß das Männchen nackt war, darum ging er zum Schneider und ließ ihm ein Höschen und Jäckchen machen, und legte das den andern Abend zu dem Butterbrote. Das Kaboutermännchen kam und sprang vor Freude, als es den schönen Anzug sah; schnell aß es das Butterbrot, zog die Kleider an, stolzierte in der Mühle auf und ab und war weg, ohne daß der Müller sah, wo es hingekommen war. Es kam auch nicht wieder. Das Kabouterchen und der Müller

„Warte, ich will dich schon kriegen!" dachte der Müller und ging an einen Steg am Bache sitzen, wo die Kaboutermännchen jeden Abend herüberkamen. Es dauerte auch nicht lange, da kamen sie. Als das erste auf den Steg trat, fragte es den Müller: „Wer bist du, Mann?" Aber der Müller antwortete nicht, er wartete nur auf das Kabouterchen im Anzug, und die er sah, waren nackt. Das zweite fragte auch: „Wer bist du, Mann?" Aber er schwieg still, und so ging das fort, bis das letzte kam, das hatte das Höschen und Jäckchen an. „Haha!" rief der Müller, „hab ich dich?" und wollte es packen; aber da schrie plötzlich eine Stimme aus dem Bache um Hilfe, die klang gerade wie die seiner Frau. Der Müller sah sich um und plumpste ins Wasser. Die Kaboutermännchen aber waren weg.

Sicher hat das alte Ackerbauland der Hügel und Ebenen nord- und nordostwärts von der Eifel einst noch mehr gewußt von solchen Erdgeistern, gleichsam unterirdischen Bauerngöttern, deren heimliches Wirtschaften überall in die oberirdische Landwirtschaft greifen mußte, wenn Segen dabei sein sollte. Stellenweise ist die Erinnerung schon so verworren und verblaßt, daß man die Zwerge für Reste eines alten zurückgedrängten, aussterbenden Volksstammes hält; so meinten die Leute von Broichhoven (im Selfkant), die Overmännkes, die da früher in dem jetzt abgetragenen Bolleberg „agen Diek" hausten, wären Heiden gewesen, hätten auch einen eigenen Kirchhof gehabt. Als man im Felde die Glocken für die Kirche in Höngen goß, hatten sie eine solche Wut darauf, daß sie nachts an einer Glocke ein Ohr abschlugen. Ein Knirps wurde dabei erwischt und nicht eher freigegeben, als bis er das Ohr wieder gemacht hatte. Die letzten, die sich taufen ließen, nannte man Spätgens. Der Name soll in der Gegend von Höngen noch sehr häufig vorkommen. Auch die Quärresmänn- Geister oder verdrängte Rasse

Digitized by Google

chen, die in dem Quärresloche bei Mausbach (im Indegebiet) ihre Wohnung hatten, halten manche für „Römermännchen“, womit man Menschen von kleinem Schlage meint.

Aus den Sagen, die sonst noch am Niederrhein von den Erdmännchen übrig sind, klingt es immer wieder, daß die gute Zeit, da es noch solche Geister gab, nun schon weit hinter uns liegt: sie sind vertrieben, verschwunden, gestorben. Einmal als ein Hülser Bürger von Kaufmannshof in aller Frühe auf Reisen ging und am Hülser Berge vorbeikam, hörte er plötzlich eine Stimme, die rief: „Kopmann, Kopmann, wenn du na Hus kömms, dann segg Hippken on Heppken sind duot.“ Dies hörte er dreimal. Da er niemanden sah, kam ihm die Sache unheimlich vor, er kehrte um und erzählte es seinen Leuten zu Hause, die über seine rasche Rückkehr nicht wenig erstaunt waren. Kaum aber hatte er die Worte ausgesprochen, die ihm aufgetragen waren, da kam aus dem Keller ein lautes Weinen und es rief: „Dat es min lief Vader, dat es min lief Moder.“ Sogleich stürzten Kaufmanns in den Keller, aber die Erdmännchen waren schon durch das Kellerloch verschwunden. Sie waren gerade dabei gewesen, sich Öl aus einem Fasse zu zapfen; zwei Krüge von ihnen, ganz voll, standen noch da, die hatten sie in der Hast vergessen. Diese Krüge wurden noch lange in Kaufmannshof aufbewahrt, bei einem Brande aber sind sie mit dem Hause zugrunde gegangen.

Die Todesbotschaft

Später ist aber das ganze Zwergenvolk im Hülser Berg zugrunde gegangen, und das kam so: Ihr junger König hörte einmal von der schönen Tochter des Grafen von Krakauen bei Krefeld und machte sich auf die Fahrt, das schöne Menschenkind zu gewinnen. Als er an den Schloßteich kam, riet ihm ein altes Weib, er sollte rufen:

Ende des Volks im Hülserberg

Feeschke, Feeschke, Timpatee,
Hol mech rasch wohl öwer de See!

Er tat es, da erschien sogleich ein Fisch am Ufer, der König setzte sich drauf und wurde von ihm über das Wasser getragen. Im Schloßgarten fand er die Grafentochter, und wie er es angefangen hat, wird nicht erzählt, aber sie wurde seine Liebste, und er kam nun oft zu ihr. Einst aber überraschte der Graf den jungen König, eben als der von dem Fräulein Abschied genommen hatte und auf dem Rücken des Fisches davonfuhr. Voll Zorn griff der Graf zum Bogen und erschoß den Zwerg. Das Volk im Berge wurde unruhig, als der König wider Erwarten lange ausblieb, sie forschten nach und fanden ihn endlich tot im Schloßgraben vor Krakauen. Da begruben sie ihn und sangen einen Grabgesang:

Digitized by Google

Op de See es groote Not,
Es een Feschke bleven doot,
Wá neit mót der Liek well gohn,
Kann die Koos betahlen.
Anner Hammer
Rotterdammer.
Tein, twentig, dörtig, vàrzig, fiffzig, sàssig,
Sewenzig, achzig, negenzig, hongert.

Sooft dies Lied gesungen war, sprang ein Erdmännchen ins Wasser, bis zuletzt alle ertrunken waren; sie wollten ihren König nicht überleben.

Ein ähnliches Ende nahm es mit einem Zwergenvölkchen im Geldernschen, den Bloeten. Warum die nebenbei gesagt so hießen, weiß man nicht recht, vielleicht hatten sie den Namen erst, seit sie sich auf dem Bloetekamp niedergelassen hatten — im Selfkant wohnten z. B. auch Blötesmännkes im Blötes, einem Walde zwischen Vossenberg und Myhl. Nun die Bloete bei Tönisberg hatten vordem auf dem Wolfsberg gewohnt und sich jeden Tag bei Wolfsschmied Geschirr und Eßwaren geholt, um sich was zu kochen; bis eines Tages Wolfs es ihnen verboten. Aber den andern Tag konnten sich Wolfs neu Geschirr kaufen, alles war kaputt, und was noch halbertags ganz war, das war versaut. Und die Bloete waren nach dem Bloetekamp gezogen. Seitdem waren sie aber ganz anders geworden. Wenn ihnen ein Mensch nur nahe kam, dann bliesen sie ihm ins Gesicht, daß er krank wurde und alles voll Schwären kriegte. Aber auch auf dem Bloetekamp sind sie nicht lange geblieben, sie zogen nach und nach zum Höllschen Berg. Just waren sie dort, da starb ihr König, der Prenz Walberstrückske (Waldbeersträuchlein); das konnten die ärm Männekes nicht überleben. Und Tags darnach, als der König begraben war, sprangen sie alle in die Torfkuhle.

Quärresmännchengrab bei Gressenich

Bei Gressenich (im Landkreise Aachen) weiß man auch eine Stelle, wo solch ein Volk von Quärresmännche begraben liegt; am „Hetzberg" zwischen dem Orte und der Grube Diepenlinchen an einer Talsenkung zwischen dem Gestrüpp sieht man mehrere schwere Steinblöcke aufeinander getürmt, das soll die Grabstätte sein. Wenn die Kinder früher dort das Vieh hüten wollten, warnte man sie davor und noch heute ist es ein verrufener Ort, wo es selbst am Tage nicht taugen soll.

Digitized by Google

Wie der Hülserberg entstand

Der Hülser Berg, in dem — wie vorher erzählt ist — eine Zeitlang die Erdmännchen hausten, den haben einst die Riesen gemacht, daran kann man sehen, daß sie schon lange vor den Zwergen dagewesen sind. Einst in einem Frühjahr stieg der Rhein so hoch, daß dem Lande eine große Überschwemmung drohte; da kamen von weither ein paar Riesen, die warfen am Rhein hohe Sandberge auf und dämmten damit die Flut ein. Auf dem Rückwege kamen sie auch in das Hülser Bruch, sie hatten aber noch viel Sand an ihren Holzschuhen und konnten schlecht gehen. Da streiften sie es mit ihren Spaten ab, und das wurde der Hülser Berg. Später ging einmal ein anderer Riese mit seinen Jungen über diesen Berg; der Junge kam nicht recht vom Fleck und klagte, er hätte was im Holzschuh. „Da mach es doch heraus," sagte der Alte. Der Junge schüttete den Schuh aus, da kam ein riesiger Stein heraus, der liegt heute noch auf dem Hülser Berg. (Das Volk nennt ihn auch den Teufelsstein, weil er vom Teufel behext sein soll. Als er einmal den Berg hinabrollte, lag er am andern Morgen wieder oben. Verschiedentlich hat man schon versucht, ihn zu sprengen, es wollte aber nicht gelingen.) Die Riesen haben ja überhaupt die Berge zusammengetragen. Einem fiel einmal dabei von der Schaufel etwas Erde herab. Die andern sagten: „Laß dat Wischke (Krümchen) nur liegen." Das sind nun die Wisseler Dünen, und der Name des Ortes Wissel selbst soll aus Wischke entstanden sein.

Die Wisseler Dünen

Monreberg und Eltenberg

Andere erzählen es so: Auf dem Monreberg bei Calcar lebten zwei Riesenbrüder, die gerieten einst in Streit und beschlossen, den Berg zu teilen. Der eine nahm eine Hälfte auf die Schaufel und warf sie dorthin, wo heute der Eltenberg liegt. Wie er die Schaufel schwenkte, fiel ihm etwas Erde herab. Er kümmerte sich aber nicht weiter um die paar Brocken und sprach: „Das Wischke will ich gar nicht haben, mag es liegen bleiben."

Auch der Kalflack, ein Flüßchen bei Wissel, ist in der Riesenzeit entstanden. Zwischen Monre- und Eltenberg, so erzählt eine andere Sage, wo jetzt die Ebene ist mit dem Rhein, lag damals ein großer See. Auf dem Monreberge wohnte ein Riese, der hatte einen Backtrog und einen Backofen. Auf dem Eltenberge lebte ein zweiter, der ließ sein Brot bei dem Bäcker auf dem Monreberg backen. Der Bäcker stand nun einmal morgens auf, als es noch dunkel war, und trat ans Fenster und schaute nach den Sternen. Denn danach bestimmte man damals die Zeit; Uhren gab es noch nicht. Dabei kratzte er sich am Kopfe, daß man es weithin hörte. Der Riese auf dem Monreberge war zufällig um dieselbe Zeit aufgestan-

Wie die Riesen buken

Digitized by Google

den und schaute hinaus. Er hörte dabei das Geräusch und dachte: Da kratzt der Bäcker wahrhaftig schon seinen Backtrog aus. Da muß ich aber schnell mit meinem Mehl hinüber. — Hastig machte er einen großen Schritt über den See, trat aber in der Dunkelheit zu kurz und bekam Wasser in einen Holzschuh. Ärgerlich zog er ihn aus und schüttete das Wasser auf die Erde. An der Stelle soll sich die Kalflack bei Calcar und Wissel gebildet haben.

Sterk-Helmus

Vor vielen hundert Jahren kamen die Heiden den Rhein heruntergefahren in großen Schiffen, Männer in eisernen Wämsern und mit schrecklichen Mordwaffen, die sie wohl zu führen verstanden. Und wo sie ans Land stiegen, nahmen sie alles, was ihnen gefiel. Sie sagten, das Land gehörte ihnen, und die Früchte, die darauf wüchsen, gehörten ihnen, und die Leute, die es früher besessen, müßten für sie fronen. Unsere Landsleute wehrten sich dagegen und es gab einen blutigen Krieg, aber die Fremden behielten die Oberhand, nahmen das ganze Land, und alle Leute mußten ihnen zinsen und dienen. So trieben es diese unverschämten Heiden viele Jahre lang, und den armen Landeskindern ging es je länger je ärger, kein Retter wollte sich zeigen. Wie Lumpen und Knechte wurden sie behandelt, und hatten früher wohlgemut und frei von dem Ihrigen gelebt, es war ein Elend und Leid, daß es nicht zu sagen ist.

Jedes Jahr wurden neue Fröner aufgeboten und mußten für die fremden Herren verrichten, was die befahlen: pflügen, säen, ernten, dreschen, Holz holen und weiß Gott was.

Da wurde eines Tages auch wieder ein Neuer zur Arbeit geholt, das war ein Staatsjunge, wohl über sechs Ellen hoch, stark und breit in den Schultern, dabei aber ein Siebenschläfer und gutmütig, böse konnte man ihn kaum machen, und einfältig war er, wie es schien, so daß er alles tat, was man ihm befahl. Er war aus den Bergen, war da so wild aufgewachsen als einziger Sohn im Haus und hieß Sterk-Helmus (im bergischen Lande nennen sie ihn den Starken Hermel). Man sagt, er hätte sieben Jahre lang an der Mutterbrust getrunken und davon wär er so groß und stark geworden. Die Fremden freuten sich, als sie ihn sahen, und dachten, der würde ihnen arbeiten für drei. Des andern Tages aber, als die Arbeit begann und die andern Fronleute schon lange am Dreschen waren, da lag der Helmes noch auf dem Stroh und schnarchte. Man weckte ihn und schimpfte, er aber ging in die Scheune, sah sich den Fruchtvorrat an und lachte; um das bißchen Arbeit, meint er, da brauchte einer doch nicht so

Digitized by Google

früh aufzustehen, damit wollte er wohl noch vor Mittag fertig werden, wenn er dafür einen Karren Stroh kriege, so hoch er ihn laden könne, für sein Lager, und Brot und Fleisch zum Sattessen. Ja, das sollte er haben, und nun ging Helmes in den Wald, holte sich einen Eichenstamm, den dicksten, den er fand, und band ihn mit einem Schiffseil an eine ausgewachsene Tanne; das war sein Dreschflegel und damit kam er in die Scheune, hob das Dach ab, daß es ihm nicht im Wege wäre, und fing an zu dreschen, daß das Stroh nur so herumstob; in einer halben Stunde hatte er alles gedroschen. Dann nahm er das Schieferdach als Futterschwinge und schwang es, daß die Spreu wie Schneeflocken flog, und das Korn im Nu gereinigt war; er trug es nun in großen Bettsäcken auf den Speicher und schüttete es dort auf. Die Heiden waren sehr vergnügt über den neuen Knecht; als er aber anfing, den ausbedungenen Karren Stroh aufzuladen, machten sie lange Gesichter, denn er lud so viel auf, daß die zwei vorgespannten Ochsen die Last nicht vom Fleck bekamen, und da schlug er die Tiere mit der Faust zusammen, warf sie oben aufs Stroh und zog den Wagen selber fort. „So, mit Fleisch bin ich schon versorgt," rief er; „nun noch die Semmel!" Das ärgerte nun die fremden Herren mächtig, und sie beratschlagten miteinander, wie sie sich ihn vom Halse schafften. Am Abend hatte man ihm ein paar Malter Mehl gegeben, daraus sollte er für seine Gesellen und sich Brot backen. Am andern Morgen aber war der Ofen kalt, weder Brot noch Mehl zu finden, und der Schlingel lag noch und schlief fest. Sie weckten ihn und fragten, wo er die Brote hätte. Da rieb er sich die Augen und besann sich lange, und sagte endlich: „Ach ja, die hab ich, so wie ich sie aus dem Ofen genommen hatte, zu dem Ochsenbrätchen als Semmel gegessen. Für solch eine Abendmahlzeit will ich euch wohl alle Tage arbeiten."

Da sprach einer von den Heiden: „Geh in unsern Hof, da kannst du den Brunnen reinigen, der ist fünfzig Klafter tief; dafür sollst du ein Abendessen haben, wie du's dir wünschest." Helmes stieg in den Brunnen hinab und fing an, den Schlamm hinaufzuwinden. Die Fremden aber wälzten eine Menge dicke Steine an den Brunnenrand, warfen sie hinunter und meinten, davon müßte der Helmes zerschmettert werden. Der sang sich grad ein lustiges Lied und ließ sich anfangs von den Steinen nicht mal im Singen stören. Endlich aber rief er: „Jagt doch die Hühner fort, die scharren einem ja den Kies und Sand in die Augen, daß man gar nicht mehr arbeiten kann!" Da holten die droben einen mächtigen Mühlstein, zehn Mann mußten ihn mit Hebebäumen heranwälzen, den stürzten sie in den Brunnen und sagten: „Nun hat er sein Teil." Aber Helmes lachte

Digitized by Google

und rief herauf: „Danke für den schönen dauerhaften Kragen, den ihr mir da umgetan habt!“ Und wie sie hinabschauten, da sahen sie ihn ruhig fortarbeiten mit dem Mühlstein um den Hals. Da erschraken sie und erboßten noch mehr, spannten acht Pferde vor einen Lastwagen und holten eine große Glocke. Die warfen sie in den Brunnen; nun ist er doch wohl endlich tot, dachten sie; aber er sang und arbeitete weiter und rief: „Großen Dank, ihr Herren, für eure schöne Schlafmütze!“ Da entsetzten sie sich so, daß sie davonliefen. Aber Helmes, der jetzt fertig war und herauskam, den Mühlstein als Kragen um den Hals und die Glocke wie einen Hut auf dem Kopf, lief ihnen nach und sagte, er verstände auch so einen kleinen Spaß und nähme das Geschenk an; aber sie sollten ihm nun noch ein Stück Arbeit geben, bis zum Abend wär noch viel Zeit; und dann schmeckte das versprochene Abendessen erst recht. Da hielten die Heiden wieder einen Rat miteinander und schickten ihn dann zu der Teufelsmühle, dort sollte er sich das Korn zu seiner Abendmahlzeit mahlen.

Die Mühle war aber verwünscht, und jedem der hinkam, drehte der Teufel den Hals um, und dem Helmes würd' es nicht anders gehen, dachten sie. Aber Helmes wußte gar nicht, was Gespenster und dergleichen waren, er ging mit seinen Bettsäcken voll Roggen hin, schüttete auf und stellte den Mahlgang an. Sofort kam ein furchtbares Ungetüm und griff nach ihm mit seinen Klauen. Doch er packte es und setzte es mit dem Hintern sofort auf den mahlenden Stein, daß das Feuer nur so herausprühte und es jämmerlich bat, er sollte es loslassen; aber er ließ es nicht eher frei, als bis er ihm das ganze linke Bein samt dem halben Gesäß abgeschliffen hatte. Da trollte sich der Böse fort mit Heulen und Fluchen und hüpfte dabei auf einem Bein herum wie ein Kreisel. Und als Hermel am Abend mit seinen Säcken voll Mehl und ganz heil und vergnügt ankam und es erzählte, da waren die heidnischen Herren ganz außer sich. Und nun mußten sie ihm auch noch das ausbedungene Abendbrot nebst den zugehörigen zwei Ochsen geben. Während er nach der Mahlzeit sich hinlegte und schlief wie ein Wickelkind, brüteten sie über einer neuen List.

Als es kaum Tag geworden war, weckten sie ihn und sagten: „Helmes, wenn du noch länger bei uns bleibst, so machst du uns zu armen Leuten; drum geh hinab in die Hölle und laß dir von dem Teufel einen Sack mit Geld geben, so schwer du ihn tragen kannst. Dann sollst du auch gute Tage haben bei uns.“ Helmes antwortete: „Ich weiß weder Weg noch Steg dahin, aber wenn ihr mir einen Wegweiser mitgebt, so will ich wohl hingehen und dem Geizhals die Ohren reiben, daß er euch den Willen tut.“ Da gaben sie ihm einen Jungen mit, der führte ihn bis an

Digitized by Google

den Heidenkeller zu Vollberg, und als der Junge wiederkam und berichtete, daß Helmes in die Teufelshöhle hinabgestiegen wäre, da frohlockten sie: „Jetzt haben wir gewonnen Spiel. Denn der Hahn ist nirgends so frech wie auf seinem Mist und der Teufel nirgends so mächtig wie in der Hölle. Diesmal kommt der Schlingel nicht zurück.“ Helmes war in den Heidenkeller hinabgestiegen und in einen langen düsteren Gang gekommen, darin ging er wohl eine Stunde Wegs, immer tiefer, und endlich kam er vor eine verschlossene Türe. Da trat er mit aller Macht dagegen, daß sie einstürzte, und sah nun in einen großen Raum hinab, in dem unzählige Feuer brannten. Wie er nun keck die große Treppe hinabschritt, kam ihm der Teufel entgegengehüpft, dem er am vorigen Tage das Bein samt dem Hinterbacken abgeschliffen hatte, der hatte den Krach vor der Türe gehört und wollte sehen, was es da gäbe. Kaum hatt' er aber den Helmes erkannt, da macht' er wieder kehrt, in einer Angst um sein einziges Bein, fuhr so schnell weg, daß die Luft pfiff, und rief den Obersten der Teufel. Der wollte den Menschen gleich beim Halse nehmen, aber Helmes schlug ihm auf die Finger, daß ihm die Knochen brummten, und sagte ihm dann ganz ohne Umstände, was er von ihm wollte. Da erwiderte der Teufel, er wollte drei Stücke mit ihm um die Wette tun, wenn Helmes die gewänne, sollte er das Geld haben; wenn aber nicht, dann sollt' er selber dem Teufel verfallen sein. „Nur heraus damit!“ sagte Helmes. Da holte der Teufel ein großes Jagdhorn, das war unten so weit wie ein Färbekessel; „so, wer nun am stärksten blasen kann,“ sagte er und blies hinein, daß der Boden zitterte und die sechs nächsten Feuer ausgingen. Nun blies Helmes, da gab es aber keinen Ton, sondern einen Knall, und das Horn zersprang wie eine Seifenblase, und dem Teufel flog ein Stück an den Kopf, daß er Nasenbluten und Hörnerwackeln kriegte. Und wohl hundert Feuer waren von dem Luftzug erloschen. Nun holte der Fürst der Hölle einen Stein, so dick wie ein Backhaus, und warf ihn steilrecht in die Luft wohl zwanzig Ellen hoch. Als aber Helmes dran kam, da wog er den Stein erst lange in der Hand wie einen Federball, und dann sagte er: „Ich will lieber erst schnell hinaufspringen in den Wald und ein paar Eichenstiele holen, die dicksten, die ich finden kann.“ — „Was willst du denn damit? was soll das?“ fragte der Teufel. „Dies Gewölbe stützen!“ sagte Hermel, „sonst werf ich, daß es bricht, und wir sind hier alle verloren.“ Da wurde der Teufel ganz kleinlaut und meinte, dann solle Helmes lieber gar nicht werfen, und wolle er lieber seine Wette verloren haben. Nun packte Helmes in den großen Bettsack, den er mitgebracht hatte, so viel Gold und Silber hinein, als er hineinkriegen konnte,

Digitized by Google

und brachte alles glücklich wieder hinauf zu den Heidenherren; die ärgerten sich mehr über seine Rückkehr, als sie das Geld froh machte, und hatten denn auch bald einen neuen Anschlag ausgedacht, wie sie ihn umbrächten. Sie schickten ihn hinaus in den Wald, da sollte er mit den andern Fronleuten Holz fällen und herbeifahren. Als er nun dort, wie er gewohnt war, seinen Mittagsschlaf hielt, da schichteten sie eine Menge Holz und Stroh um ihn her, steckten es an, und jubelten, als das Feuer rings um den starken Helmes hoch aufschlug und ihn zu verzehren schien. Lange hatte der gar nichts gemerkt, bis es ihm endlich unter seiner Glocke doch warm wurde und er an zu husten fing. Da richtete er sich auf, seine Kleider und Haare wurden ihm versengt, doch er sprang über den Feuerkreis; daß man ihn so in seinem Mittagsschlaf gestört hatte, war ihm doch zu arg, er riß einen Eichbaum aus und schlug die Fremden tot, wo er sie fand, keinen verschonte er. Die sich nicht rechtzeitig von dannen machten, kamen alle ums Leben, und seitdem hat man dies freche Volk nie mehr in unserm Lande gesehen.

Aachen / die Kaiserstadt

Die Gründung Aachens

Einst zog der König Karl auf die Jagd in der Gegend, wo jetzt Aachen liegt; da war zu der Zeit weit und breit nichts als Wald. In dem Gewirre der Wälder und Wege aber verlor sich sein Gefolge bald von ihm, und er jagte ganz allein mit seinen Hunden einem Hirsch nach. Da trat sein Pferd unversehens in einen Bach, zog aber sogleich den Fuß wieder heraus, sprang zurück und schüttelte den Huf. Der König stieg ab, befühlte den Fuß und tauchte die Hand in das Wasser, da fand er beides ganz heiß. Nun bestieg er sein Pferd und ritt aufwärts bis zur Quelle; die war so heiß, wenn sie voll Feuer gewesen wäre, hätte sie nicht heißer sein können. Und wie der König sich umsah, sprang nahe dabei ein kalter Quell und mitten in Buschwerk und Dornen erblickte er einen alten ganz verfallenen Palast. Karl betrachtete ihn und beschloß, auf den Trümmern sich bei dem warmen und dem kalten Brunnen ein Schloß zu bauen. Der Mutter Gottes aber gelobte er, hier eine Kirche zu errichten.

Eine Legende von Karl dem Großen, die bei seiner Heiligsprechung von einem gelehrten Geistlichen des 12. Jahrhunderts verfaßt wurde, läßt Karl selbst über dies Jagderlebnis berichten, wobei er sagt, „der Palast, den er da entdeckte, sei von dem römischen Fürsten Granus gegründet worden, einem Bruder Neros und Agrippas".

Diese Gelehrtenfabel knüpft an den lateinischen Namen der Stadt: Aquae (Aquis) Grani, der neben dem einfachen Aquae (Aquis, Aquas) im 8. Jahr-

Digitized by Google

hundert auftritt, später dann in die Form Aquisgranum übergeht. Diese Meinung bekam einen gewissen Halt in der Volksüberlieferung Aachens dadurch, daß der östliche Turm des Rathauses, der aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts stammt, den Namen Granusturm trug; man sagte von ihm, er ginge ebenso tief in die Erde hinab, als er sich über der Erde erhebe. Neuere Forscher führten den lateinischen Namen auf einen keltischen Apollo Granus zurück, andere wollen daran festhalten, daß Granus irgendeine geschichtliche Persönlichkeit aus heidnischer Zeit ist. —

Wie die Pfalz erbaut wurde

Doch hören wir weiter, was die Sage vom Bau der Pfalz und des Münsters berichtet. In jenen Zeiten pflegte man es so zu halten: wo nach kaiserlichem Gebot eine neue Kirche oder sonst ein großer Bau zu errichten war, da mußten Bischöfe, Herzöge und Grafen, auch Äbte oder wer sonst über eine königliche Kirche gesetzt war, sowie alle die Lehen vom Könige hatten, sie vom Grund aus bis zum Giebel mit allem Fleiß aufführen; und so geschah es auch mit dem Schlosse zu Aachen, wie auch mit den Wohnungen für das Hofgesinde. Die wurden nach Karls Anweisungen so gebaut, daß er durch das Gitterwerk seines Söllers alles sehen konnte, was aus- und einging und was die Leute trieben, auch wenn sie vermeinten, es heimlich zu machen. Und auch die Wohnungen der Großen waren so hoch von der Erde aufgeführt, daß in ihnen nicht nur die Lehnsleute seiner Ritter und deren Diener, sondern Leute aller Art Obdach finden konnten und doch dem scharfen Blick Karls nicht entgingen.

Für die Werkleute aus der Umgegend mußten die benachbarten Großen sorgen; die aber weither kamen, hatte er seinem Haushofmeister Liutfried anbefohlen. Solange Karl da war, tat der auch leidlich seine Schuldigkeit, gab ihnen Nahrung und Kleidung und was sie zum Bau brauchten. Wenn aber der König fort war, ließ er die Leute darben und sich plagen und brachte großes Gut für sich auf die Seite. Endlich aber kam das doch an den Tag. Ein armer Geistlicher wartete mit andern zwischen der Frühmette und dem Hochamte, wie es Sitte war, in der Vorhalle, auf den Kaiser, um mit ihm im feierlichen Zuge in die Kirche zu gehen; er war noch ein wenig eingeschlafen und träumte, er sähe einen ungeheuren Riesen, der vom königlichen Hof über den Bach durch die Furt ein mächtiges, hochbeladenes Kamel zu Liutfrieds Tür hinüberzog; und wie er ihn fragte, woher und wohin, antwortete der Riese, er wolle noch den Liutfried auf die Last setzen und ihn dann damit in die Hölle versenken. Darüber erwachte der Geistliche und erschrak; denn wie leicht hätte ihn Karl schlafend finden können. Um nun sich und die andern munter zu halten, erzählte er seinen Traum. Kaum hatte er ausgeredet, da kam ein Mädchen, das sie

Digitized by Google

alle kannten, aus der Wohnung des Haushofmeisters, warf sich ihnen zu Füßen und rief, sie möchten beten für die Seele ihres Freundes Liutfried. Und als sie fragten, was ihm geschehen sei, da sagte sie, ganz gesund sei er an einen heimlichen Ort gegangen, da er aber so lange geblieben, seien sie hingegangen und hätten ihn tot gefunden. Als es dem Kaiser gemeldet wurde und nun die Werkleute und das Hausgesinde ohne Scheu über den Geiz des Liutfried und seine Habsucht Klage führten, da ließ Karl des Haushofmeisters Hinterlassenschaft durchsuchen, und man fand große Schätze. Da entschied der Kaiser vor allem Volk: „Von dem, was er andern unrechtmäßig entzogen hat, kann nichts zu der Erlösung dieses Elenden dienen. Es soll unter die Bauleute und die Armeren unserer Pfalz verteilt werden."

Der Münsterbau

Als Karl in Rom zum Kaiser gekrönt war, da baute er Unserer Lieben Frau zu Aachen das Münster mit großer Gezierde und Würdigkeit und taten ihm keine Kosten noch Arbeit leid. Und er bezwang den bösen Geist, daß er marmelsteinerne Säulen von Rom dahin tragen mußte. Als nun das Münster geweiht werden sollte, da kam eine solche Zahl großer Herren dazu, daß davon viel zu sagen wäre. Der Papst war selbst da mit 365 Bischöfen, dazu Fürsten und Herren aus allen Landen. Und einhellig wurde beschlossen, daß dies Münster zu Aachen die Hauptkirche in deutschen Landen sein sollte und die Stätte, wo ein Kaiser seine erste Krone empfangen sollte.

Nun ist zu wissen, daß ein Kaiser drei Kronen empfangen muß. Die erste Krone ist eisern; das bedeutet, daß ein Kaiser stark und mächtig sein soll. Und die empfängt er von dem Bischof von Köln im Münster Unserer Frau zu Aachen. Die andere Krone ist silbern; das bedeutet, daß er soll sein lauter und gerecht. Die empfängt er von dem Bischof von Mailand in der Kirche zu Mundancia (Monza). Die dritte Krone, die ist golden; das bedeutet, daß ein Kaiser an Adel und an Gerechtigkeit und allen Tugenden alle Herren übertreffen soll, wie das Gold alles andere Geschmeid. Und diese Krone empfängt er zu Rom vom Papst.

Die Klappergasse

Eine spätere Sage setzt hinzu, an der Zahl der 365 Bischöfe hätten noch zwei gefehlt, worüber der Kaiser sehr betrübt gewesen sei, da er das Gelübde getan, bei der Einweihung seines Münsters sollten soviel Bischöfe zugegen sein wie Tage im Jahr. In der Nacht aber vor dem Feste erschien in der Stiftskirche St. Servas zu Maastricht, wo die beiden Heiligen Monulph und Gondulph begraben lagen, ein Engel und rief: „Monulph und Gondulph steht auf und ziehet gen Aachen zur Einweihung des Münsters!" Die beiden Bischöfe erhoben sich aus ihren Gräbern und

Digitized by Google

begaben sich zur Stunde in vollem Ornat nach Aachen. Eilig zogen sie durch die Jakobstraße, und als sie sich dem Münster näherten, zitterten ihre Gebeine vor Freude dermaßen, daß sie förmlich klapperten und viele Leute dies ganz eigentümliche Geklapper deutlich hörten. Sie traten in das offene Münster und nahmen zwei von den Sitzen ein, die für die 365 Bischöfe bestimmt waren, so daß die nun vollzählig beisammen waren. Alle Leute in der Kirche staunten über das Wunder, und besonders der Kaiser sah es mit großer Freude. Als die Feier vorüber war, verließen die beiden Heiligen ihre Sitze und kehrten auf demselben Wege, auf dem sie gekommen waren, wieder nach Maastricht zurück. Die Straße aber nahe beim Münster, wo viele Leute die Bischöfe in der Nacht gesehen und das Klappern ihrer Gebeine gehört hatten, wurde zum Andenken an dies Wunder die Klappergasse genannt. Zu Maastricht war die Fahrt der beiden Bischöfe nicht unbekannt geblieben; es soll dort als Wahrzeichen lange im Gewölbe der Kirche das Bild eines Engels gestanden haben, der eine Schrift in den Händen hielt mit den Worten:

Monulphe, Gondulphe, staat oder, vaart,
Wyt Aken dat Münster, seyt God en gepaart!

Der betrügerische Glockengießer

In Aachen war ein Meister, der in Werken von Erz und Glas alle andern übertraf. Als nun Tanko, ein Mönch von St. Gallen, eine sehr schöne Glocke gegossen hatte und der Kaiser ihren Ton nicht wenig bewunderte, sagte jener Meister: „Herr Kaiser, laß mir viel Kupfer bringen, daß ich es ganz lauter koche, und statt Zinn gib mir Silber, soviel dazu nötig ist, wenigstens hundert Pfund; so gieße ich dir eine Glocke, vor der die des Tanko verstummen soll.“ Da befahl der Kaiser, man solle ihm alles geben, was er verlangte, und der Meister nahm es und ging davon. In seiner Werkstatt schmolz und läuterte er das Kupfer; anstatt des Silbers aber tat er Zinn dazu, das er sorgfältig gereinigt hatte. Und so brachte er in kurzer Zeit eine Glocke zustande, die noch viel schöner aussah als die des St. Galler Mönches. Als er sie geprüft hatte, zeigte er sie dem Kaiser. Der bewunderte den schönen Guß, ließ dann sogleich den eisernen Klöpfel darin festmachen und sie im Glockenturm aufhängen. Aber weder der Küster noch die übrigen Kirchner, noch auch die Schüler, die gerade zur Hand waren, vermochten sie zum Läuten zu bringen, so sehr sie sich anstrengten; da wurde der Meister ungeduldig und zog selbst an dem Glockenstrang. Doch auch jetzt gab sie keinen Laut, sondern das Eisen stürzte aus der Mitte heraus und traf ihn mit dem Gewichte seiner Sünden auf seinen Scheitel; drang durch den Leichnam hindurch und kam

Digitized by Google

mit den Eingeweiden und dem Gemächte zur Erde. Das unterschlagene Silber aber fand der Kaiser und ließ es unter die Bedürftigen an seinem Hofe verteilen.

Im Vorhof des Domes auf dem Fischmarkt stand später ein Brunnen, daran waren unter anderm ein Wolf und ein Tannenzapfen oder Pinienapfel, beides aus Erz, und das Wasser sprang aus einem Loch in der Brust des Wolfes, sowie aus feinen Poren unter den Schuppen des Tannenzapfens. Beide Figuren sollten auch schon aus der Zeit Karls stammen. Anfang des 15. Jahrhunderts erst wurden sie an den Dom versetzt und auf steinernen Säulen zu beiden Seiten einer Tür aufgestellt, die danach die Wolfstüre heißt. Das Volk deutete sich dann später diese Figuren durch eine der beliebten Teufelssagen: Der Wolf und der Tannenzapf

Vorzeiten, als man diese Kirche zu bauen angefangen, habe man mitten im Werk einhalten müssen aus Mangel an Geld. Nachdem nun die Trümmer eine Weile so dagestanden, sei der Teufel zu den Ratsherrn gekommen, mit dem Erbieten, das benötigte Geld zu geben unter der Bedingung, daß die erste Seele, die bei der Einweihung der Kirche in die Türe einträte, sein eigen würde. Der Rat habe lang gezaudert, endlich doch eingewilligt und versprochen, den Inhalt der Bedingung geheimzuhalten. Darauf sei mit dem Höllengeld das Gotteshaus herrlich ausgebaut, inmittelst aber auch das Geheimnis ruchbar geworden. Niemand wollte also die Kirche zuerst betreten, und man sann endlich eine List aus. Man fing einen Wolf im Walde, trug ihn zum Haupttor der Kirche, und an dem Festtag, als die Glocken zu läuten anhuben, ließ man ihn los und hineinlaufen. Wie ein Sturmwind fuhr der Teufel hinterdrein und erwischte das, was ihm nach dem Vertrag gehörte. Als er aber merkte, daß er betrogen war und man ihm eine bloße Wolfsseele geliefert hatte, erzürnte er und warf das eherne Tor so gewaltig zu, daß der eine Flügel sprang und den Spalt bis auf den heutigen Tag behalten hat. Zum Andenken goß man den Wolf und seine Seele, die dem Tannenzapf ähnlich sein soll. Die Franzosen hatten beide Altertümer nach Paris geschleppt, 1815 wurden sie zurückgegeben und zu beiden Seiten der Türe auf Postamenten wieder hingestellt. Der Wolf hat aber ein Paar Pfoten verloren. — Andere erzählen es von einer sündhaften Frau, die man für das Wohl der ganzen Stadt dem Teufel geopfert habe, und erklären die Frucht durch eine Artischocke, welche der Frauen arme Seele bedeuten soll.

Der Satan wollte sich aber rächen für den Streich, der ihm gespielt worden war, flog darum nach dem Gestade der See, und lud eine große Düne gleich einem Mehlsacke auf den Rücken; mit der Last machte er sich Der Lousberg

Digitized by Google

alsbald wieder nach Aachen, um die Stadt gänzlich zu verschütten und unter dem Sande zu begraben. So war er schon über die Maas gekommen und stand endlich nicht mehr weit von der Stadt im Soerstale; da trieb ihm ein plötzlicher Wind so viel Sand in die Augen, daß er die Gegend nicht recht erkennen konnte. Eben kam ein altes Weib daher, das hatte Schlubben (Schlappschuhe) an. Das fragte er, wo er denn eigentlich wäre und wie weit er noch bis Aachen hätte. Die Alte schaute ihm einmal ins Gesicht und erkannte ihn gleich wieder, denn sie hatte ihn früher oft beim Baue des Münsters gesehen; auch erriet sie schnell seine Absicht, als sie den Sandberg auf seinen Schultern sah, und sie sprach schlau: „Ach, da seid ihr ja ganz vom Wege abgekommen, lieber Herr. Schaut nur auf mein Fußzeug; ich habe die Schuhe in Aachen neu angezogen und jetzt sind die Sohlen mir von der langen Reise bis hierher schon ganz zerrissen."

Da fluchte der Teufel einen greulichen Fluch und schrie zornig: „Ich bin der Schlepperei müde: für jetzt mag mir das Betrügernest entgehen, ich werde mich doch noch an ihm zu rächen wissen." Und mit den Worten warf er den Sandberg nieder auf die Erde und fuhr ab, wobei er einen übernatürlichen Gestank hinterließ.

Den Sandhaufen kann man noch sehen: er ist durch den gewaltigen Stoß, den er bekam, als der Teufel ihn hinwarf, in der Mitte gespalten und bildet so eigentlich zwei Berge, von denen einer der Lousberg heißt, weil das alte Weib dem Teufel selbst zu loos (lose, schlau) war.

Karls Heimkehr aus Ungarland

Als König Karl nach Ungarn und der Walachei fahren wollte, die Heiden zu bekehren, gelobte er seiner Frau, in zehn Jahren heimzukehren. Käme er in dieser Zeit nicht, so sollte sie seinen Tod für gewiß halten. Würde er ihr aber durch einen Boten sein golden Fingerlein zusenden, dann möge sie auf alles vertrauen, was er ihr durch denselben entbieten lasse. Nun geschah es, daß der König schon über neun Jahre ausgewesen war; da hob sich zu Aachen an dem Rhein Raub und Brand über alle Länder, und baten die Herren die Königin, daß sie sich einen andern Gemahl auswählte, der das Reich behüten könnte. Die Königin aber wollte ihrem Gemahl nicht untreu werden, und nichts tun, eh' er das Wahrzeichen gesandt hätte. Doch die Herren drängten so lange, bis sie endlich nachgab. Gott der Herr aber sandte einen Engel an König Karl nach Ungarland, der es ihm kundtat. Wie der König aber verzagte, daß er in drei Tagen sollte heimkehren können, sprach der Engel: „Weißt du nicht, Gott kann tun, was er will? Geh zu deinem Schreiber, der hat ein gutes

Digitized by Google

ſtarkes Pferd, das du ihm abgewinnen mußt; das ſoll dich in einem Tag tragen über Moos und Heide bis in die Stadt zu Raab, das ſei deine erſte Tagweide. Den andern Morgen ſollſt du früh ausreiten die Donau hinauf bis gen Paſſau; das ſei deine andere Tagweide. Zu Paſſau ſollſt du dein Pferd laſſen; der Wirt, bei dem du einkehrſt, hat ein ſchön Füllen; das kauf ihm ab, es wird dich den dritten Tag bis in dein Land tragen."

Der Kaiſer tat, wie ihm geboten war und ritt in einem Tag von der Bulgarei bis nach Raab, und den zweiten kam er nach Paſſau. Der Wirt, bei dem er abends, als das Vieh einging, das Füllen ſah und es kaufen wollte, gab es ihm aber erſt nicht, weil es noch zu jung ſei und er zu ſchwer dafür. Erſt als der Gaſt ihn zum drittenmal darum anging, ließ er es ihm gegen deſſen Pferd.

Alſo machte ſich der König des dritten Tages auf und ritt ſchnell und unaufhaltſam bis gen Aachen vor das Burgtor, da kehrte er bei einem Wirt ein. Überall in der ganzen Stadt hörte er großen Schall von Singen und Tanzen. Da fragte er, was das wäre? Der Wirt ſprach: „Eine große Hochzeit ſoll heute ergehen, denn unſere Frau wird einem reichen König anvermählt; da wird große Koſt gemacht, und Jungen und Alten, Armen und Reichen Brot und Wein gereicht, und ungemeſſen Futter vor die Roſſe getragen." Der König ſprach: „Hier will ich mein Gemach haben, und mich wenig um die Speiſe bekümmern, die ſie in der Stadt austeilen; kauft mir für mein Guldenpfennig, was ich bedarf, ſchafft mir viel und genug. Als der Wirt das Gold ſah, ſagte er bei ſich ſelbſt: „Das iſt ein rechter Edelmann, desgleichen meine Augen nie erblickten!" Nachdem die Speiſe köſtlich und reichlich zugerichtet, und Karl zu Tiſch geſeſſen war, forderte er einen Wächter vom Wirt, der ſein des Nachts über pflege, und legte ſich zu Bette. In dem Bette aber liegend, rief er den Wächter, und mahnte ihn teuer: „Wann man den Singos im Dome läuten wird, ſollſt du mich wecken, daß ich das Läuten höre; dies gülden Fingerlein will ich dir zu Miete geben." Als nun der Wächter die Glocke vernahm, trat er ans Bette vor den ſchlafenden König: „Wohlan, Herr, gebt mir meine Miete, eben läuten ſie den Singos im Dom." Schnell ſtand er auf, legte ein reiches Gewand an und bat den Wirt, ihn zu begleiten. Dann nahm er ihn bei der Hand, und ging mit ihm vor das Burgtor, aber es lagen ſtarke Riegel davor. „Herr," ſprach der Wirt, „ihr müßt unten durchſchliefen, aber dann wird euer Gewand kotig werden." — „Daraus mach ich mir wenig, und würde es ganz zerriſſen." Nun ſchloffen ſie dem Tor hinein: der König voll weiſen Sinnes, hieß den Wirt um den Dom gehen, während er ſelber in den Dom ging. Nun

Digitized by Google

war das Recht in Franken, „wer auf dem Stuhl im Dom saß, der mußte König sein“; das deuchte ihm gut, er setzte sich auf den Stuhl, zog sein Schwert, und legte es bar über seine Knie. Da trat der Mesner in den Dom und wollte die Bücher vortragen; als er aber den König sitzen sah mit barem Schwert und stillschweigend, begann er zu zagen, und verkündete eilends dem Priester: „Da ich zum Altar ging, sah ich einen greisen Mann mit bloßem Schwert über die Knie auf dem gesegneten Stuhl sitzen.“ Die Domherren wollten dem Mesner nicht glauben; einer von ihnen griff ein Licht, und ging unverzagt zu dem Stuhle. Als er die Wahrheit sah, wie der greise Mann auf dem Stuhle saß, warf er das Licht aus der Hand, und floh erschrocken zum Bischof. Der Bischof ließ sich zwei Kerzen von Knechten tragen, die mußten ihm zu dem Dom leuchten; da sah er den Mann auf dem Stuhle sitzen, und sprach furchtsam: „Ihr sollt mir sagen, was Mannes Ihr seid, geheuer oder ungeheuer, und wer Euch ein Leids getan, daß Ihr an dieser Stätte sitzet?“ Da hob der König an: „Ich war Euch wohl bekannt, als ich König Karl hieß, an Gewalt war keiner über mich!“ Mit diesen Worten trat er dem Bischof näher, daß er ihn recht ansehen könnte. Da rief der Bischof: „Willkommen, liebster Herr! Eurer Kunft will ich froh sein,“ umfing ihn mit seinen Armen und leitete ihn in sein reiches Haus. Da wurden alle Glocken geläutet, und die Hochzeitsgäste frugen, was der Schall bedeute? Als sie aber hörten, daß König Karl zurückgekehrt wäre, stoben sie auseinander, und jeder suchte sein Heil in der Flucht. Doch der Bischof bat, daß ihnen der König Friede gäbe, und der Königin wieder hold würde, es sei ohne ihre Schuld geschehen. Da gewährte Karl die Bitte, und gab der Königin seine Huld.

Karls Fahrt ins Heilige Land und Einrichtung des Aachener Marktes

Als Kaiser Karl das Münster zu Aachen gebaut hatte, da hatten die Heiden das Heilige Land und das Heilige Grab eingenommen, das zuvor die Christen viele Jahre hatten innegehabt. Das entbot der Kaiser von Konstantinopel und auch der Patriarch von Jerusalem dem Kaiser Karl. Da erbarmte es ihn, und er zog mit großem Volk dahin, und gewann das Heilige Land den Heiden wieder ab. Auf der Wiederfahrt kam er nach Konstantinopel, und wurde da empfangen mit großen Ehren. Und der Kaiser Konstantinus wollte ihm viel Golds geben, das wollt' er nicht und forderte nichts als Heiltum, da gab ihm der Kaiser ein Stück von der Dornenkrone unseres Herrn, und das Schweißtuch, das der Engel den drei Marien wies, als unser Herr vom Tode erstanden war; das Hemd Unserer Lieben Frau, den Arm Simeons des Priesters, auf dem er Unsern Lieben Herrn empfing, als er im Tempel dargebracht wurde. Und die Windeln,

Digitized by Google

worin unser Herr Jesus gebunden wurde in seiner Kindheit. Und all das köstliche Heiligtum führte er mit sich nach Aachen und gab es an die Kirche Unserer Lieben Frau, die er hatte bauen lassen. Und ließ im ganzen Reiche verkündigen, daß auf den 13. Juni alles Volk nach Aachen kommen sollte, die Dinge zu sehen, die er von Jerusalem und Konstantinopel mitgebracht habe. Als nun auf den Tag ein unzählig Volk beisammen war, mußte jedermann seine Sünden bekennen, so daß alle mit reinem Herzen die großen Heiligtümer schauten. Und es wurde verkündet, daß alljährlich zu dieser Zeit, in der zweiten Juniwoche, die heiligen Reliquien dem Volke gezeigt würden. Der Papst Leo aber und mehr als fünfzig Erzbischöfe, Bischöfe und andere Prälaten gaben ihre Bestätigung und großen Ablaß dazu. Dieses Indikt (Vorzeigung) und der daran sich schließende große Markt, dauerten jedesmal vom 11.—14. Juni. Später fand die große Pilgerfahrt nach Aachen nur noch alle sieben Jahre statt.

Des Kaisers Glocke

Karl war der beste Richter, den je ein Auge sah. Wo er auch war, nie versagte er jemandem das Recht, wo er dessen begehrte. Und überall, wo er sich aufhielt, ließ er eine große Glocke aufhängen, die laut erklang. Das geschah für die Armen. Und wenn ihrer einer seines Gerichts bedurfte, sollte er daran läuten. Eines Tages saß er mit seinen Fürsten und Herren zu Tisch. Da läutete die Glocke. Sogleich sprach er: „Da ist ein armer Mann; ist ihm ein Leids geschehen, so will ich Gericht halten, wie es sich gebührt.“ Die Hüter gingen hinaus um nachzuschauen, wer die Glocke gezogen hätte, fanden aber niemand und sagten es ihrem Herrn. Und so geschah es noch zweimal. Als der Kaiser sie zum dritten Male hinaussandte und sie in großem Zorn alle vier mit dem Tode bedrohte, wußten sie vor Angst und Not nicht, was sie beginnen sollten, und riefen Gott um Hilfe an. Wie nun einer von ungefähr in die Glocke hineinsah, schwang sich darin eine Natter am Glockenschwengel, davon klang die Glocke. Da eilten sie zum Kaiser und sagten es ihm. Er verwunderte sich sehr und sprach: „Ihr ist ein Leid geschehen, das sie mir klagen will, tut die Tür auf und laßt sie herein!“ Da ging die Natter von der Glocke herab, kam in den Saal und kroch auf den Kaiser zu; der aber verbot allen, sie aufzuhalten und ihr ein Leid zu tun; so kam sie heran und legte sich nieder an seinen Fuß, und der Kaiser sprach: „Sie begehrt Gnade und will, daß ich ihr richte. — Ich gebiete dir, daß du mir deinen Kummer anzeigest, bei Gott, dem nichts verborgen ist!“ Da ging sie von ihm fort zum Saal hinaus, und er sandte ihr vier Männer nach. Sie ging in den Baumgarten und verschwand in einem dicken Gestäude, und wie die Män-

Digitized by Google

ner es auseinanderbogen, sahen sie eine große Kröte, die hatte sich breit auf die Eier der Schlange gesetzt. Da stießen sie die Kröte heraus und brachten sie vor den Kaiser und sagten ihm, was sie gesehen hatten. Alsbald sprach der Kaiser das Urteil, daß die Kröte mit einem Spieß durchstoßen werden und wieder vor das Gestäude getragen werden sollte. Da war die Natter wohlgemut, kam hervor, neigte ihr Haupt und kroch wieder in ihren Busch zurück.

Der Ring im See bei Aachen

Petrarcha, auf seiner Reise durch Deutschland, hörte von den Priestern zu Aachen eine Geschichte erzählen, die sie für wahrhaft ausgaben, und die sich von Mund zu Mund fortgepflanzt haben sollte. Vor Zeiten verliebte sich Karl der Große in eine gemeine Frau so heftig, daß er alle seine Taten vergaß, seine Geschäfte liegen ließ und selbst seinen eigenen Leib darüber vernachlässigte. Sein ganzer Hof war verlegen und mißmütig über diese Leidenschaft, die gar nicht nachließ; endlich verfiel die geliebte Frau in eine Krankheit und starb. Vergeblich hoffte man aber, daß der Kaiser nunmehr seine Liebe aufgeben würde: sondern er saß bei dem Leichnam, küßte und umarmte ihn, und redete zu ihm, als ob er noch lebendig wäre. Die Tote hub an zu riechen und in Fäulnis überzugehen; nichtsdestoweniger ließ der Kaiser nicht von ihr ab. Da ahnte Turpin, der Erzbischof, es müsse darunter eine Zauberei walten; daher, als Karl eines Tages das Zimmer verlassen hatte, befühlte er den Leib der toten Frau allerseits, ob er nichts entdecken könnte; endlich fand er im Munde unter der Zunge einen Ring, den nahm er weg. Als nun der Kaiser in das Zimmer wiederkehrte, tat er erstaunt, wie ein Aufwachender aus tiefem Schlafe und fragte: „Wer hat diesen stinkenden Leichnam hereingetragen?“ und befahl zur Stunde, daß man ihn bestatten solle. Dies geschah, allein nunmehr wandte sich die Zuneigung des Kaisers auf den Erzbischof, dem er allenthalben folgte, wohin er ging. Als der weise, fromme Mann dieses merkte und die Kraft des Ringes erkannte, fürchtete er, daß er einmal in unrechte Hände fiele, nahm und warf ihn in einen See, nah bei der Stadt. Seit der Zeit, sagt man, gewann der Kaiser den Ort so lieb, daß er nicht mehr aus der Stadt Aachen weichen wollte, ein kaiserliches Schloß und ein Münster da bauen ließ, und in jenem seine übrige Lebenszeit zubrachte, in diesem aber nach seinem Tode begraben sein wollte. Auch verordnete er, daß alle seine Nachfolger in dieser Stadt sich zuerst sollten salben und weihen lassen.

Karls Beichte

Karl hatte eine Sünde getan, keinem Menschen auf Erden wollt er sie beichten, und darin ersterben. In die Länge aber wurde ihm die Bürde zu schwer, und da er von Egidius, dem heiligen Manne, gehört hatte, so legte er ihm Beichte ab aller Dinge, die er bis dahin getan: „außer-

Digitized by Google

dem — sprach er — habe ich noch eine Sünde auf mir, die mag ich dir nicht eröffnen, und bin doch in großen Ängsten." Egidius riet ihm, da zu bleiben, bis den anderen Morgen; beide waren über Nacht zusammen, und keiner schlief. Am andern Tage früh bat der König den heiligen Mann, daß er ihn dannen fertigte. Da bat Egidius Gott von Herzen, und eröffnete ihm des Königs heimliche Not; als er die Messe endete, und den Segen sprach, sah er einen Brief geschrieben ohne Menschenhand, vom Himmel gesandt. Den wies er dem Könige, und Karl las darin: wer seine Schuld inniglich bereut, und Gott vertraut, die fordert er nimmermehr.

In einer späteren, durch die Brüder Grimm sehr bekannt gewordenen Sage, die wir aber nur aus der Züricher Überlieferung haben, verbindet sich dann die Erzählung vom Gericht des Kaisers über Schlange und Kröte mit der zuletzt erzählten von dem Ring im See, in der Weise, daß der Kaiser den Zauberring von der dankbaren Schlange empfängt und ihn der geliebten Frau gibt. Erst in neuerer Zeit aber, wohl nicht vor dem 19. Jahrhundert, wurde dann diese Geschichte auf des Kaisers Gemahlin Fastrada übertragen, vielleicht, weil man es als ein Ärgernis empfand, von einer Liebschaft des großen Kaisers zu sprechen. Und als der See, in den der Kaiser den Ring hineinwarf, erscheint um dieselbe Zeit nun das Gewässer, das noch vor hundert Jahren die Ruine des alten Schlosses Frankenberg umgab; jetzt haben auch diese Trümmer längst einem Neubau weichen müssen.

Eginhart und Emma

Eginhart war Karls des Großen Erzkapellan und Schreiber und wurde von allen Leuten wert gehalten. Imma aber, des Kaisers Tochter, liebte ihn von ganzem Herzen. Sie war dem griechischen König als Braut verlobt, und je mehr Zeit verstrich, desto mehr wuchs die heimliche Liebe zwischen Eginhart und Imma. Beide hielt die Furcht zurück, daß der König ihre Leidenschaft entdecken und darüber erzürnen möchte. Endlich aber mochte der Jüngling sich nicht länger bergen, faßte sich, weil er nichts einem fremden Boten vertrauen wollte, ein Herz, und ging bei stiller Nacht zu ihrer Wohnung. Er klopfte leise an der Kammertüre, als wäre er auf des Königs Geheiß hergesandt, und wurde eingelassen. Da gestanden sie sich ihre Liebe und genossen der ersehnten Umarmung. Als inzwischen der Jüngling bei Tagesanbruch zurückgehen wollte, woher er gekommen war, sah er, daß ein dicker Schnee über Nacht gefallen war, und scheute sich über die Schwelle zu treten, weil ihn die Spuren von Mannsfüßen bald verraten würden. In dieser Angst und Not überlegten die Liebenden, was zu tun wäre, und die Jungfrau erdachte sich eine

Digitized by Google

kühne Tat: sie wollte den Eginhart auf sich nehmen und ihn, eh es licht wurde, bis nah zu seiner Herberg tragen, daselbst absetzen und dann vorsichtig in ihren eigenen Fußspuren wieder zurückkehren. Diese Nacht aber hatte gerade durch Gottes Schickung der Kaiser keinen Schlaf, erhob sich bei der frühen Morgendämmerung und schaute von weitem in den Hof seiner Burg. Da sah er seine Tochter unter ihrer schweren Last vorüberschwanken und nach abgelegter Bürde schnell zurückspringen. Genau sah der Kaiser zu und fühlte Bewunderung und Schmerz zu gleicher Zeit; doch hielt er Stillschweigen. Eginhart aber, welcher sich wohl bewußt war, diese Tat würde in die Länge nicht verborgen bleiben, ratschlagte mit sich, trat vor seinen Herrn, kniete nieder und bat um Abschied, weil ihm doch sein treuer Dienst nicht vergolten werde. Der König schwieg lange und verhehlte sein Gemüt; endlich versprach er dem Jüngling baldigen Bescheid zu sagen. Unterdessen setzte er ein Gericht an, berief seine ersten und vertrautesten Räte, und offenbarte ihnen, daß das königliche Ansehen durch den Liebeshandel seiner Tochter Imma mit seinem Schreiber verletzt worden sei. Und während alle erstaunten über dies große Vergehen, sagte er ihnen weiter, wie sich alles zugetragen und er es mit seinen eigenen Augen angesehen hätte, und er jetzo ihren Rat und ihr Urteil heische. Die meisten aber, weise und darum mild von Gesinnung, waren der Meinung, daß der König selbst in dieser Sache entscheiden solle. Karl, nachdem er alles erwogen, und den Finger der Vorsehung in dieser Begebenheit wohl erkannte, beschloß: Gnade für Recht ergehen zu lassen, und dem Schreiber seine Tochter zu vermählen. Alle lobten mit Freuden des Königs Sanftmut, der den Schreiber vor sich forderte und also anredete: „Schon lange hätte ich deine Dienste besser vergolten, wo du mir dein Mißvergnügen früher entdeckt hättest; jetzo will ich dir zum Lohn meine Tochter Imma, die dich hoch gegürtet willig getragen, zur ehelichen Frau geben.“ Sogleich befahl er, nach der Tochter zu senden, welche mit errötendem Gesicht in Gegenwart des Hofes ihrem Geliebten angetraut wurde. Auch gab er ihr reiche Mitgift an Grundstücken, Gold und Silber; und nach des Kaisers Absterben schenkte ihnen Ludwig der Fromme, durch eine besondere Urkunde, in dem Maingau Michlinstadt und Mühlenheim, welches jetzo Seligenstadt heißt. In der Kirche zu Seligenstadt liegen beide begraben. Die mündliche Sage erhält dort ihr Andenken, und selbst dem naheliegenden Walde soll, ihr zufolge, Imma, als sie ihn einmal „o du Wald!“ angeredet, den Namen Odenwald verliehen haben.

Andere verlegen die Sage nach Ingelheim und geben dann dem Namen Seligenstadt diese Deutung: Karl habe Emma erst verstoßen und, auf

Digitized by Google

der Jagd verirrt, wieder an diesem Orte gefunden; als sie ihm in einer Fischerhütte sein Lieblingsgericht vorgesetzt, habe er die Tochter daran erkannt und gerufen: Selig sei die Statt, wo ich dich wiederfand!

In seinem 68. Jahre hatte Karl noch einmal in Sachsen gegen die heidnischen Dänen gestritten, und wie er mit den Seinen wieder heim wollt' fahren, und schon vor Tage aus dem Lager ging, da kam ein Schoß (Meteor) wie ein lichtes Feuer bei heitrem Himmel und flog von der rechten Seite nach der linken. Davon erschraken alle, die da waren. Des Kaisers Pferd scheute, daß er zur Erde fiel, und ihm sein Gürtel mitten entzwei sprang, seine Mantelspange zerbrach und sein Wurfspieß, den er in der Hand führte, mehr als zwanzig Schritte weit wegflog. Da erkannte Karl, daß sein Streiten und Fechten, das er viele Jahre wider den Unglauben und ander Ungerechtigkeit getan hatte, aus sollte sein. Und als er heimkam, setzt' er sein Testament und gab Kindern und Freunden und Magen, was jedem zugehörte, vergaß auch Klöster und Gotteshäuser und Spitäler nicht. Und da ging ihn ein Siechtag oder Krankheit an, die trug er drei Jahr mit großer Geduld. Da nun die Zeit kam, daß er sterben sollt', da geschahen viel Wunderzeichen, die zeigten, daß kein Kaiser nach ihm kommen sollt', der die Dinge zu tun vermöchte, die er getan hat, und daß ein groß Licht in der Christenheit unterging, wenn er stürbe. Er hatte zu Mainz über den Rhein eine Brücke mit großer Mühe und Arbeit in 10 Jahren erbaut, daß man meinte, sie müsse für alle Zeit dauern, die verbrannte in wenigen Stunden und niemand wußte, wie es geschehen war. An Christi Himmelfahrt 813 stürzte der Säulengang, der aus seinem Palaste in das Münster führte, plötzlich bis auf die Grundmauern zusammen; schon in all den drei Jahren seines Siechtums hatten sich Sonne und Mond öfter verfinstert als sonst, und in der Sonne wurde einmal sieben Tage lang ein großer, schwarzer Flecken gesehen. Bei einem Gewitter riß ein Blitz den goldenen Apfel zu oberst auf dem Münster weg, also daß er auf das Dach des Priesters schoß, der bei der Kirche wohnte. Das Gebälke im Palaste und das Tafelwerk der Decken krachte viele Male. Als sicherster Vorbote des nahen Todes aber wurde diese Erscheinung angesehen: Im Oktogon der Kirche begannen von der lateinischen Inschrift, die Karl als Gründer nannte und mit den Worten Princeps Carolus schloß, die Buchstaben des Wortes Princeps zu verblassen und erloschen endlich ganz.

Karls letzte Tage

Als Karl seine letzte Stunde kommen fühlte, berief er den frommen Hildebold zu sich, den er selbst zum Bischof von Köln gemacht hatte, wie

Digitized by Google

später noch erzählt wird, und den er besonders lieb und wert hielt, und empfing das Abendmahl und starb in seiner Pfalz zu Aachen. Karl wurde

Die Bestattung

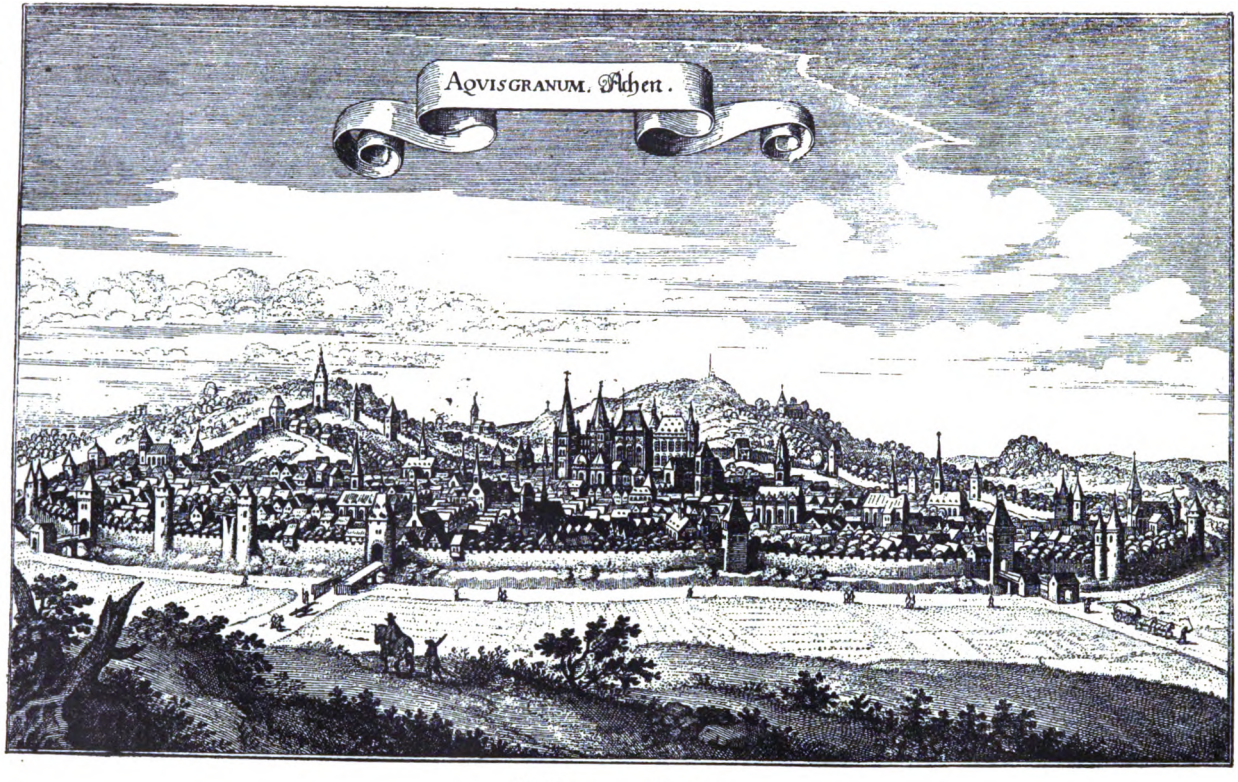
begraben zu Aachen in der Kirche Unserer Lieben Frau, die er selbst gebaut hatte. Sein Körper wurde balsamiert und auf einen goldenen Thron gesetzt in der Wölbung des Grabmals, mit goldenem Schwerte umgürtet, ein goldenes Evangelium in den Händen und auf den Knien, die Schultern an den Thron gelehnt und das Haupt würdevoll erhoben, indem man es mit einer goldenen Kette an das Diadem befestigte. Und in das Diadem wurde ein Stück vom Kreuze Christi gelegt. Das Grab füllten sie mit Wohlgerüchen, Salben, Balsam und Moschus und mit Schätzen. Bekleidet wurde der Körper mit den kaiserlichen Gewändern und das Antlitz unter dem Diadem mit einem Schweißtuche bedeckt. Das goldene Zepter und der goldene Schild, den Papst Leo geweiht hatte, wurden vor ihm hingestellt und das Grabmal versiegelt. Niemand kann erzählen, wie groß die Trauer um ihn im ganzen Lande war, denn selbst von den Heiden wurde er beklagt wie der Vater des Erdkreises. Er starb im Frieden, gesalbt mit dem heiligen Öl und gestärkt mit der Wegzehrung.

Otto III. in Karls Gruft

Nach langen Jahren kam Kaiser Otto III. an das Grab, wo Karls Gebeine bestattet ruhten, und betrat die Stätte mit zwei Bischöfen und dem Grafen Otto von Lomello, der dieses alles berichtet hat. Sie fanden den toten Kaiser noch ebenso, er saß aufrecht wie ein Lebender auf einem Sessel. Auf dem Haupte trug er eine Goldkrone, das Zepter in den Händen, die mit Handschuhen bekleidet waren. Die Fingernägel hatten schon das Leder durchbohrt und waren herausgewachsen. Über ihm war ein Gewölbe aus Kalk und Marmor sehr dauerhaft gemauert. Durch dieses brachen sie eine Öffnung, um hineinzugelangen. Als sie eingetreten waren, verspürten sie einen sehr starken Geruch. Alle beugten voll Ehrfurcht vor dem Toten die Knie. Kaiser Otto legte ihm ein weißes Gewand an, beschnitt ihm die Nägel und ließ alles Schadhafte um ihn ausbessern. Von den Gliedern war nichts verfault, nur an der Nasenspitze fehlte etwas. Das ließ er sogleich von Gold wiederherstellen. Zuletzt nahm er noch einen Zahn aus Karls Munde, ließ das Gewölbe wieder zumauern und ging von dannen. Nachts darauf aber soll ihm Karl im Traume erschienen sein, darum, daß er ihn in seiner Ruhe gestört hatte, und ihm geweissagt haben, daß Otto nicht alt werden und keine Erben hinterlassen werde.

Noch nicht ein Jahrhundert danach, zur Zeit des ersten Kreuzzugs, ging in Deutschland die Sage von Karls baldiger Wiederkunft, und Anfang des 15. Jahrhunderts berichtet der französische Humanist Jean de Mont-

Digitized by Google



Ansicht von Aachen
Kpfr. von M. Merian 1647

Digitized by Google

Digitized by Google

reuil von seiner Rheinreise: „In Aachen wird der Sarkophag und, wie sie sagen, Haupt und Schwert unseres großen Karl so hoch geschätzt, daß die Briten ihren Artur nicht in solchen Ehren halten, und sie erwarten seine Wiederkunft vor dem Jüngsten Gericht". Dieser Sarkophag stand dann später auf der Empore der Kreuzkapelle in Münster, es war ein Werk der Antike, mit Reliefs, die den Raub der Proserpina darstellten.

Die Sage von dem in seiner Gruft aufrecht sitzenden Kaiser, war also gegen Ende des Mittelalters noch nicht sehr verbreitet, zum mindesten am Orte der Bestattung selbst nicht im Volke; der gelehrte französische Besucher Aachens hörte ebensowenig davon, wie im vorhergehenden Jahrhundert Petrarca, als er dorthin kam. Das Vorhandensein des Sarges scheint ja auch gegen die Sage zu sprechen, wenn man ihn nicht etwa, wie Alfred Rethel auf seinem Aachener Rathausgemälde, zum Fußschemel des in der Gruft thronenden Kaisers machen will. Erst um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts fanden jene beiden Sagen des 11. Jahrhunderts in die gelehrte und allmählich überhaupt in die lesende Welt ihren Weg.

Auch die Stelle der Gruft innerhalb der Kirche scheint nicht sicher zu sein und hat zu mancherlei Mutmaßungen und Nachforschungen Anlaß gegeben; die gewölbte Grabkammer der Sage hat sich nicht finden wollen. Dagegen wurden in Aachen früher drei Reliquienkapseln gezeigt, die sollen teils am Halse, teils an der Kette gehangen haben, die sein Haupt mit dem Thronsessel verband. Und der Aachener Chronist Noppius berichtet ferner: „Anno 1000 im Mai ist Kaiser Otto III. gen Aach kommen, hat das Grab eröffnet, und den Heiligen Körper zwar bleiben lassen, aber viel andere Sachen darausgenommen, nämlich die Kaiserliche Kron, den Kaiserlichen Rock, den Szepter, den Reichsapfel, und hat selbige nach Nürnberg (auf daß sie vielleicht daselbst eine Zeitlang in besserem Verwahr bleiben möchten) verschickt, allda sie noch sind und zur Krönung gebraucht werden."

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts sind dann die Nürnberger Reichsinsignien, die dieser Sage nach aus der Gruft Kaiser Karls stammen, in die Wiener Schatzkammer gewandert.

Napoleon im Aachener Münster

Am 7. September 1804 besichtigte Napoleon I. mit großem Gefolge das Aachener Münster und seine Heiligtümer; mancher wartete vielleicht damals sehr begierig, ob er sich wohl dabei auf den Stuhl Karls des Großen setzen würde. Er tat es nicht — man sagte hernach, er habe sich gescheut aus irgendeinem Aberglauben. Die Kaiserin Josephine dagegen habe es

Digitized by Google

im Übermut gewagt, aber sogleich wieder aufstehen und die Kirche verlassen müssen, da sie plötzlich von einem nicht füglich näher zu bezeichnenden Unwohlsein befallen sei. — Als dem Kaiser die ehrwürdigen Gewänder des Reliquienschatzes gezeigt wurden, wandte er sich, so erzählt man weiter, an seinen Leibarzt und fragte ihn, ob es möglich sei, Gewänder 1800 Jahre lang durch sorgfältige Aufbewahrung in gutem Zustande zu erhalten. Der Arzt schwieg erst einen Augenblick und gab dann eine ausweichende Antwort, der Kaiser aber befahl durch eine Handbewegung, die Reliquien in ihren Behälter zurückzulegen. —

Unvergänglich aber und unauslöschlich bleibt in Aachen das Bild des Großen Karls selbst. Wie er schon in den „Aachener Annalen" stets beatus oder sanctus, einmal sogar sanctissimus genannt wird, so ist auch seine kirchliche Verehrung in Aachen, nach den im Stiftsarchiv vorhandenen liturgischen Büchern, seit seiner Heiligsprechung (1165) bis auf unsere Tage feierlich und ununterbrochen gehalten worden. Und nicht nur der Kirche, auch dem Volk ist er ein Heiliger geworden; ein sicheres Zeichen dafür ist, daß ihn das Aachener Sprichwort mit dem Wetter zusammenbringt: Auf Zenter Geles (St. Ägidius, 1. September), sagt es, geht Kaiser Karl in das Winterquartier und verläßt es erst um Christi Himmelfahrt.

Otto III. und Pfalzgraf Ezo

Von Otto III. erzählt noch eine andere Aachener Sage. Als der junge König mit seiner Mutter Theophano in Aachen war, stand dort am Hofe in großem Ansehen der Pfalzgraf Ezo oder Ehrenfried; er war an Gestalt der schönste unter den Großen des rheinischen Landes und keiner kam ihm gleich an Klugheit, Großmut, Verschwiegenheit und Geschick in Unterhandlungen, dazu war er tapfer und ein Meister in den Waffen. Daher zog ihn die Kaiserin Theophano als Vormünderin ihres Sohnes oft zu Rat für die Regierung des Reiches. Der junge König nun zeigte schon früh hohen und klugen Sinn, daß sich alle darüber verwunderten, besonders war er ein so trefflicher Schachspieler, daß er glaubte, darin könne ihn niemand besiegen. Eines Tages forderte er den Pfalzgrafen auf, sein Glück gegen ihn zu versuchen, und es wurde ausgemacht, wer dreimal den andern matt setze, dürfe von ihm das Kostbarste, was er immer wolle, fordern. Sie setzten sich zum Spiele, Ezo aber rief zuvor den Beistand der Heiligen Dreifaltigkeit an, und es gelang ihm so wohl, daß er dreimal gewann. Da faßte er sich ein Herz und verlangte, was er heimlich schon lange gewünscht, aber nicht zu gewinnen gehofft hatte, die Hand von Ottos Schwester Mathilde. Der König befragte die Herren, die zugegen

Digitized by Google

waren, und sie sprachen, nicht Wort zu halten, sei des Königs unwürdig, und Ezo habe immer schon bei ihm selbst wie bei seinem Vater und Großvater in hohem Ansehen gestanden. Und der König gab ihnen recht und bestätigte sein Versprechen durch Handschlag. Ohne Säumen ritt der Pfalzgraf mit seinem Gefolge nach Essen zum Stift und verlangte, in des Königs Auftrag, mit Mathildis zu sprechen, und sagte ihr, daß sie nach dem Gebot ihres Bruders und mit Willen der Mutter seine Braut geworden sei. Die Muhme der Mathilde, die Äbtissin Adelheid, widersprach, gab aber doch zuletzt nach, sei es aus Furcht vor Ezos gewaffnetem Gefolge, sei es aus Ehrfurcht vor dem Wort des Königs. Und ihrer Nichte Mathilde wurde, wie unter Brautleuten hergebracht, ein Ring angesteckt, und sie folgte ihrem Bräutigam nach Brauweiler. Als sie angelangt waren, brach dort Ezo einen Zweig und reichte ihn der Mathilde, zum Zeichen, daß er dieses und andere Güter ihr übertrug. Mathilde aber begab sich alsbald in das Kirchlein des heiligen Medardus, um dort dem Heiland und den Heiligen, deren Reliquien daselbst verwahrt wurden, oder die sie besonders verehrte, die Morgengabe ihres Bräutigams zu opfern. Der Zweig grünte noch lange frisch und bewahrte das Andenken ihres frommen Tuns. Die Hochzeit wurde mit großer Pracht gefeiert.

Der Schmied von Aachen

Die alte Krönungsstadt hatte von den Kaisern, namentlich den beiden staufischen Friedrichen, viele Freiheiten und Rechte erhalten. Wie fest die Bürger die hielten, wie sie sich zu wehren wußten, bewiesen sie in einem Streit mit ihrem Vogt. Dieser, Graf Wilhelm von Jülich wurde (zur Zeit Kaiser Rudolfs von Habsburg) mit der Stadt uneinig wegen eines Busches bei Aachen, in Sepulien genannt; und die Stadt ließ sich darum mit dem Erzbischof von Köln in ein Bündnis gegen den Grafen ein. Das verdroß den sehr, deswegen nimmt er zu sich seine zwei natürlichen Söhne, wie auch seinen ehelichen Sohn Wilhelm, samt 468 Reitern, und kommt den 16. März am Abend vor St. Gertruden unversehens in die Stadt bis auf den Großen Markt, am Abend ungefähr um 9 Uhr. Es ist ihm aber nur dadurch gelungen, daß sein Anhang in der Stadt sich die Wache am Kölnischen Tore zu verschaffen wußte und die Jülischer einließ. Auf solche Verräterei war der Rat nicht gefaßt gewesen, hatte sonst aber einen baldigen Angriff auf die Stadt wohl erwartet und bei einem Schmied für den folgenden Tag fünfzig eiserne Stangen und hundert Klammern für die Verteidigung bestellt; und der Schmied war mit seinen Gesellen schon fleißig an der Arbeit.

Digitized by Google

Wie nun die Jülicher meinten, sie hätten die Stadt schon erobert, griffen die Bürger zu den Waffen, und da ihnen die Zugänge nach dem Markt versperrt waren, durchbrachen sie die Wände zwischen ihren Häusern, um sich zusammenscharen zu können, stürmten dann in hellen Haufen nach dem Markte, fielen unverzagt die jülichschen Reiter an und schlugen alle tot. Der Graf wollte sich samt seinen Kindern erretten, flieht vom Markt nach St. Jakobs Straß und ist schon nicht mehr weit vom Tor. Aber wie er an die Weiße Frau kommt, da hört der Schmied, der nahebei wohnt, das Rufen von denen, die den Grafen und die Seinen verfolgen, kommt mit seinem schweren Hammer und schlägt ihn und seine Söhne zu Boden. Danach kehrt er ruhig in seine Schmiede zurück und arbeitet weiter; denn er wollte dem Rat die bestellte Arbeit rechtzeitig abliefern.

Wundergeschichten aus Burtscheid

Von St. Nikolaus

Die erste Kirche und das Kloster zu Burtscheid wurden gegründet von dem heiligen Gregorius, der war ein Sohn des griechischen Kaisers Nicephorus und erhielt von Kaiser Otto II. die Erlaubnis, diesen Ort zu bebauen und mit 24 Religiösen zu bewohnen; und mit Hilfe des Kaisers hat er S. Apollinaris' und S. Nikolaus' Kapelle erbaut. Die Ursachen, daß das Kirchlein diesen beiden Heiligen zugeeignet wurde, waren einesteils die Reliquien des heiligen Apollinaris, andernteils das Bildnis des heiligen Nikolaus, welche beide Gregorius aus fernen Ländern dahin gebracht, weil Gott dadurch unter Gläubigen und Ungläubigen viel Wunder gewirkt hat.

Das Brustbild des heiligen Nikolaus, ein ellengroßes Gemälde, soll nämlich, so berichtet Cäsarius von Heisterbach, dasselbe sein, von dem in den Wundern des heiligen Nikolaus erzählt wird: ein heidnischer Zöllner habe es vordem an sich genommen und als Wache in seinem Schatzgewölbe aufgestellt gehabt; als ihm nun seine Schätze abhanden gekommen, habe er das Bild geschlagen, da hab' er danach alles Verlorene wiederbekommen, und dann auf dies Wunder sich zum Christenglauben bekehrt.

Das Bild hat auch hernach in Burtscheid noch viele Wunder gewirkt, besonders an gebärenden Frauen. Als es einmal in das Haus einer in Geburtswehen liegenden, ehrbaren Frau gebracht und ihr gegenüber an der Wand aufgestellt worden, hat es sich in der Geburtsstunde, gewissermaßen um nicht auf die Kreißende sehen zu müssen, vor den Augen aller Anwesenden umgedreht. Das Gesicht auf dem Bilde ist länglich und

Digitized by Google

mager, sehr ernst und würdevoll; die Stirne kahl, die Haare des Hauptes und des Bartes sind weiß. Als unlängst die Mönche das Kloster verließen, erhielten die Nonnen unseres Ordens das Gebäude nebst diesem Gemälde.

Von einem Mönch in Burtscheid

Derselbe Cäsarius erzählt noch von einem Burtscheider Mönch: der war von so großer Einfalt, daß er beinah' Tag für Tag bei den Bädern, welche dort vor der Klosterpforte auf natürliche Weise warm zum Vorschein kommen, mitten unter den Armen saß, ihnen den Rücken rieb, den Kopf wusch und die Kleider reinigte. Als ihn der Abt und die Brüder öfters und scharf deshalb zur Rede stellten, ließ er doch nicht davon ab, sondern entgegnete mit den Worten heiliger Einfalt: „Wenn ich es lassen wollte, wer würde dann den Armen solche Dienste leisten?" Als er einmal einen Bittgang nach Köln gemacht, wohnte er dort bei einem gewissen Abraham. Wie nun in der Peterskirche zur Matutin geläutet wurde, stand er auf und wollte eilends hin, und als er ein Fenster des oberen Stockwerks, in welchem er geschlafen, offenstehen sah, hielt er es für eine offene Haustür, ging hinaus und gelangte wohlbehalten auf die Straße und in die Kirche. Als er nach beendigter Matutin an der wirklichen Haustür pochte und von denen, die ihm öffneten, gefragt wurde, woher er komme und auf welche Art er das Haus verlassen habe, da erfuhren sie durch seine Antworten, daß er nicht durch die Tür, sondern durch jenes Fenster hinausgelangt sei; er selbst war sich nicht bewußt, daß ein Wunder an ihm geschehen; denn da besagtes Fenster, das ich selbst kenne, ziemlich hochgelegen ist, so ist kein Zweifel, daß ihn heilige Engel hinabgetragen haben.

Aus Kaiser Karls Jagdrevier

Lütelberg

Kaiser Karl jagte einst im Osning und trank in der Mittagshitze zu hastig. Davon verfiel er in ein heftiges Fieber und lag tagelang zwischen Tod und Leben in der Feste Münchhausen. Die Ärzte, die von Aachen herbeigerufen waren, wandten vergebens ihre ganze Kunst an. Da riet ein alter Schöffe, ein junges Mädchen herbeizurufen, das nicht weit von dort im Walde wohnte, von dem das Volk erzählte, mit ihrer Spindel könne sie jede Krankheit heilen, sie habe großen Zulauf von allerlei Kranken. Das Mädchen wurde gerufen; kaum hatte sie mit ihrer Spindel den Kranken berührt, so schwand die Fieberglut und der Kaiser fühlte, wie ihm die alte Kraft wiederkehrte. Er sprach zu dem Mädchen, es solle sich eine Gnade ausbitten. Da bat sie ihn um ein Stück Land, ein Gotteshaus zu bauen. Der Kaiser verspürte Müdigkeit und sagte: „Nimm

Digitized by Google

deine Spindel und soviel du, während ich schlafe, umstechen kannst, sollst du haben." Sie umstach sich einen schönen Fleck am Berghang und erbaute dort ein Kloster, das nach ihr Lüftelberg hieß, und wo die Spindel noch lange aufbewahrt wurde.

Die kirchliche Überlieferung der Bollandisten, jener frommen und gelehrten Patres, die seit dem 17. Jahrhundert alle Nachrichten über die Heiligen sammelten, und anscheinend auch eine nur trümmerhaft überlieferte Legende aus dem 14. Jahrhundert weiß nichts von dieser Begegnung mit Karl dem Großen, sondern erzählt von der Jungfrau mit der Spindel: Ihres Vaters Furchgenoß (Flurnachbar) ein reicher Mann, dessen Gier war so groß, daß er ihm sein Land abpflügte, und es ihm nicht wieder lassen wollte. Zuletzt kam das in Klage, aber die Richter vermochten auch die rechte Grenze nicht zu finden. Endlich nahm der Vater das Mädchen zu Roß mit hinaus aufs Feld, und beide Parteien kamen überein, sie solle das Land teilen. Sie hatte aber, um nicht müßig zu gehen, Rocken und Spindel mitgenommen, und damit schritt sie nun über die Flur, und wo sie mit ihrer Spindel den Faden herzog, da wurden nun die Grenzsteine gesetzt. Und so soll sie nicht nur hier, sondern zu wiederholten Malen getan haben.

Es wird ferner erzählt, daß sie einst auch, als sich um einen ansehnlichen Wald ein Streit erhob, ihren Faden gesponnen habe, und wo sie hergegangen, sei in ihrer Spur durch ein Wunder ein Graben entstanden (der auch jetzt noch zu sehen ist, und St. Leuchthildengraben heißt, so setzt Cornelius Curtius, Dekan zu Zülpich, der es 1608 aufschrieb, hinzu).

Es heißt weiter von ihr, daß ihre rechte Mutter früh starb, und der Vater sich ein ander Weib nahm, die mochte das Kind nicht leiden, und wenn es nach seiner Gewohnheit den armen Leuten gab, da war sogleich großer Zorn und viel Fragen. Auch gab die Stiefmutter ihm Arbeit auf, die niemand tun mochte; so sollte sie die Wildgänse von den Saatfeldern des Vaters scheuchen. Als Lufthild einst hinausging und ihrer mehr denn tausend sah, gebot sie ihnen in ihres Schöpfers Namen, daß sie in ihr Behalt gingen. Da gingen immer zwei und zwei vor ihr her, wo hin sie sie gehen hieß. Sie trieb sie in ihres Vaters Scheuer, ließ die Tür aufstehen, verbot ihnen aber hinauszugehen und bat das Gesinde, um Gottes Ehre, sie nicht anzurühren; die Leute gelobten es, aber hielten es schlecht, die Knechte stahlen eine, die wurde heimlich verzehrt. Den andern Tag ging Lufthildis zu der Scheuer und gebot den wilden Gänsen allsamt in Christus Namen, daß sie das Land fortan meiden sollten. Dann gab sie ihnen Urlaub, daß sie ihre Fahrt führen. Aber keine wollte von der Stelle.

Digitized by Google

Da ſprach ſie zu den Knechten, ſie hätten eine der Gänſe genommen, die müßte ſie wieder haben. Nach langem Leugnen ſagten ſie zuletzt die Wahrheit, und Lufthild hieß die Knochen der Gans bringen. Da betete ſie zu Jeſus Chriſtus, und alsbald wurde aus den Beinen die Gans wieder lebendig. Da fuhren ſie alle weg. Und nie ſeitdem kam wieder eine Wildgans auf das Feld.

Die fromme Lufthildis, die Jungfrau mit der Spindel, die alſo auch einmal den Kaiſer Karl aus tödlichem Fieber rettete, führt einen Namen, der eher zu einer heidniſchen lüftedurchfahrenden Idis und Zauberfrau paſſen würde, und der Wald, in dem Karl jagte, der Osning, das große Königsgewälde, das von Aachen das ganze Ripuarien bis an den Rhein durchſtrich, bedeutet einen Wald der Aſen, einen heiligen Wald.

Ein anderer Wald, in dem der Kaiſer Karl gern jagte, war der Burgel bei Arnoldsweiler; er iſt ſo oft von Aachen dahin geritten, daß ein Feldweg durch die Lucherberger Mark zum Andenken daran noch heute Keſeſchpättche (Kaiſerspfädchen) genannt wird. Von dieſem Burgel- oder Bürgelwald wird auch eine Schenkungsgeſchichte erzählt, die ſich auf einer Jagd Karls zugetragen hat.

Arnoldsweiler

Es war zu der Zeit ein Sänger ins Land gekommen, der Legende nach aus Griechenland, er hieß aber Arnold. Da er ein Meiſter in ſeiner Kunſt war, wurde er am Hofe wohl aufgenommen. Alles aber, was er mit Singen und Saitenſpiel gewann, verteilte er unter die Armen und Waiſen. Einſt ging König Karl mit ſeinem Gefolge bei Ginnezwilre (Arnoldsweiler) auf die Jagd. Da lag ein großer Wald, Burgel genannt, die Leute aber, die ringsum wohnten, hatten kein Holz und litten große Not dadurch, wagten aber keines aus dem Walde zu holen, da er zum Königsgut gehörte. Da ſann der fromme Arnold, wie er ihnen helfen könnte.

Und eines Tages, als der König ſich zu Tiſch ſetzte, trat er zu ihm und erbat ſich eine Gnade. Der König fragte, was es wäre, da ſprach er: „Ich bitte dich darum, daß du mir ſo viel von dem benachbarten Walde ſchenkſt, als ich umreiten kann, während du an der Tafel ſitzeſt.“ Karl gewährte es ihm, der Sänger aber hatte ſchon vorher eine Anzahl der ſchnellſten Pferde rings um den Wald, den er zu erwerben gedachte, in gleichen Abſtänden aufgeſtellt, ſo daß er ſofort, wenn ein Tier müde war, ein anderes beſteigen konnte. So umritt er ein Waldſtück zwei Meilen in die Länge und halb ſo breit; jedesmal aber, wenn er abſtieg, zeichnete er eine hohe Eiche mit dem Schwerte, die Marken ſollen noch zu der Zeit, da dieſe Legende aufgezeichnet wurde (1637) zu ſehen geweſen ſein.

Digitized by Google

Dann kehrte er voll Freude zurück, als Karl noch an der Tafel saß. Der König verwunderte sich über die Maßen, aber was er ihm zugesagt hatte, säumte er nicht zu erfüllen, zog einen Ring vom Finger und gab ihm mit diesem nach Königs Brauch vor aller Augen den Wald zu eigen. Der Sänger dankte ihm auf den Knien und flehte Gott um langes Leben und himmlischen Lohn für ihn an: „Wisse, o Herr," sprach er, „diese reiche Gabe wird dir für alle Zeit unvergessen sein, denn ich will sie dem Himmelsherrn darbringen für das Heil deiner und meiner Seele."

Und nachdem er den Wald so durch Übergabe des Ringes empfangen, verteilte er ihn an die umliegenden Dörfer, deren Namen hier angeführt seien, damit kein Fremder und von dieser Schenkung Ausgeschlossener sich deren etwas anmaße: Arnoldsweiler, Ellen, Oberzier, Niederzier, Lich, Ober- und Niederembt, Angelsdorf, Elsdorf, Paffendorf, Glesch, Heppendorf, Sindorf, Manheim, Kerpen, Blazheim, Golzheim, Buir, Morschenich, Merzenich.

Karls Jagdschlösser

Auf seinen Wegen zum Bürgelwald soll der Kaiser auch über den Plan nachgedacht haben, eine große Stadt zu bauen, die von Aachen bis Düren reichte; soll es dann aber schweren Herzens der zu großen Kosten wegen aufgegeben haben mit den Worten: „Ach weh, teuer!" Danach, so meinten die alten Leute früher dort, seien dann die Orte Aachen, Wehe und Düren benannt worden. Dagegen weiß man an vielen Orten des Landes um Aachen über die ganze Eifel und die Ardennen hin von einem Jagdschloß zu erzählen, das sich Karl da gebaut haben soll, so in Stolberg, Monschau, Karlshausen (im Kreise Bitburg) und Bertrad.

Kaiser Karls Mutter

Jener Landstrich von seiner Aachener Pfalz gegen Düren hin, den er so herrlich zu bebauen gedacht hatte, muß ihm, wenn wir der Sage glauben wollen, noch aus einem besonderen Grunde vor anderen wert gewesen sein. Sein Vater Pipin nämlich, zu der Zeit, da Karl noch nicht auf der Welt war, hatte drei Herren seines Gefolges ausgesandt, ihm eine Braut zu werben, von der sie ihm zuvor schon ein Bild gebracht hatten. Einer von den dreien aber, Rothas, beredete seine Gefährten, daß sie mit ihm auf dem Rückwege zum Königshofe das Mädchen aus dem Wagen rissen und in die Wildnis stießen, nachdem sie es zuerst mit dem Tode bedroht und ihm den Eid abgenommen, nichts davon zu sagen. Dem Könige führten sie eine Tochter des Rothas als seine Braut zu, und Pipin vermählte sich mit ihr, da sie auch dem Bildnis ähnlich sah, doch oft, wenn er es betrachtete, war ihm als schaue ihn daraus ein anderes Weib an als das seine. Die aber, deren Züge er hier im Bilde sah, fand,

Digitized by Google

nachdem sie drei Jahre lang umhergeirrt war, eine Zuflucht bei einem Müller im Wehbachgrunde (einem Seitental der Rur). Da der Schwur sie band, durfte sie nichts von ihrer Herkunft und ihrem Geschick sagen, aber sie war geübt in kunstreicher Stickerei, und so stickte sie in ein weißes Tuch, wie die drei Höflinge sie aus dem Wagen zogen. Der Müller ging mit dem Tuch zu Markte nach Lüttich, und durch einen Juden kam die seltene und kostbare Arbeit an den Hof und dem König zu Gesicht. Der beschaute sie verwundert und nachdenklich und erfragte von dem Juden, woher sie sei. Nicht lange, so ritt er zu dem Wehbachtale und die drei betrügerischen Höflinge mußten mit. Nachdem er unterwegs von ihnen mit dem Schwerte das Geständnis ihres Frevels erzwungen hatte, kehrte er, in seinen Mantel gehüllt, bei dem Müller ein und verlangte zu essen, aber nur die Mädchen im Hause sollten es ihm bringen. Als die zwei Schwestern des Müllers nun mit den Schüsseln hereinkamen, fragte Pipin, ob der Müller sonst kein Mädchen im Hause habe, und wie der Müller ihm von der Fremden sagte, mußte die dem Herrn einen Trunk Wasser hineintragen. Indem sie hereintrat, warf Pipin seinen Mantel ab, und sie erschrak vor seinem Anblick, daß sie niederfiel. Er aber erzählte dem Müller alles, nahm seine rechte Braut mit und vermählte sich mit ihr. Die Tochter des Rothas, seine erste Frau, war während seiner Reise in Wahnsinn verfallen und gestorben, und die drei ungetreuen Diener ließ er hinrichten.

Von Cleve bis Revelaer

Der Schwanenritter

Im Jahre 713, als Hildebert König von Frankreich und Pipin von Herstall Herzog von Brabant war, starb Derick (Dietrich) von Cleve und hinterließ eine einzige Tochter, eine schöne Jungfrau, die hieß Beatrix; die war nun eine Fraue von Cleve in den Landen ringsum. Sie litt aber viel Bedrängnis und Anfechtung von ihren Widerparten, die sie an Land und Herrschaft verkürzen wollten. Auf eine Zeit saß die edle Jungfrau auf der Burg von Nimwegen, wo sie damals wohnte, und es war schön klar Wetter, sie schaute auf den Rhein hinab und sah ein wunderlich Ding, ein schöner, weißer Schwan trieb daher, eine goldene Kette an seinem Hals, daran hing ein Schiffchen, das er nach sich zog. Und in dem Schiffchen war ein stolzer Jüngling, der hatte ein goldenes Schwert in der Hand und ein Jagdhorn umhängen, und einen köstlichen Ring am Finger. Vor ihm stand ein Schild, gelb und roter Farbe, und darauf in silbernem Inschild acht goldene Zepter, die endigten in Lilien, mitten darin aber saß ein schöner, edler Stein von Zinnober.

Digitized by Google

Dieſer Jüngling, wie man in alten Hiſtorien findet, hieß Helias und kam aus dem irdiſchen Paradies, das etliche den Gral nennen. Und als er aus dem Schiffchen ans Land trat und die Jungfrau zu ſprechen begehrte, kam ſie von der Burg herab und ſprach ihn freundlich an und führte ihn mit auf die Burg. Er hatte viele Worte mit ihr und ſagte, er wäre gekommen, ihr Land zu beſchirmen und ihre Feinde zu vertreiben. Ihr war aber im Traum offenbart, daß ſie allſolchen Mann haben ſollte, dabei alle ihre Nachkömmlinge Sieg gewinnen würden.

Der Jüngling behagte ihr ſo wohl, daß ſie ihn liebgewann, und er ſprach zu ihr, daß er ihr Mann ſein wolle und durch Gottes Schickung, und zu gutem Abenteuer hergekommen ſei. Er verwarnte ſie aber, daß ſie ihn niemals nach ſeinem Geſchlechte oder ſeiner Herkunft fragen ſollte, denn wenn ſie das täte, müſſe ſie ihn von Stund' an verlieren und werde ihn nie wiederſehen. Und ſagte ihr noch, er hieße Helias und ſei ein Ritter.

Die Jungfrau gelobte es ihm und nahm ihn zum Gemahl, denn er war der weidlichſte Mann, den man ſehen mochte, und er überwand alle, die ſich gegen ihn oder ſeine Lande ſetzten, und war ein Graf zu Cleve einundzwanzig Jahre lang. Er gewann bei Beatrix, ſeiner Hausfrau, drei Söhne, der erſte hieß Derick, der andere Godert, der dritte Konrad. Und er ordnete bei ſeinem Leben, zu was Stande er dieſe drei Söhne haben wollte. Seinem älteſten Sohn Derick gab er ſeinen Schild mit dem Wappen und ſein verguldet Schwert, der ſollte nach ihm Graf zu Cleve werden. Und dem andern Sohne Godert gab er ſein Horn; der wurde hernach ein Graf zu Loyn, und dem dritten Sohn Konrad gab er ſeinen Ring und er wurde Landgraf zu Heſſen. Und die drei Söhne durften ihn auch nicht fragen nach ſeiner Herkunft, gleich wie er es der Mutter verboten hatte. Eines Nachts aber, als er bei ſeiner Frau lag und ſie ſprachen miteinander, fragte ihn die Gräfin ohne Bedacht: „Herr, ſolltet ihr Euren Kindern nicht ſagen, von wannen Ihr gekommen ſeid?“ Sowie ſie das geſagt hatte, da verlor ſie ihn aus dem Bette, daß ſie nicht wußte, wo er blieb, und ſah ihn nie wieder. Da wurde ſie ſehr traurig und ſtarb noch in demſelben Jahr.

In neueren Sagen wohnt die verwaiſte junge Gräfin auf dem Schloß in Cleve ſelbſt; ein Vaſall bedrängt ſie, daß ſie ihn zum Gemahl und Herren ihrer Güter nehmen ſoll; er will nur einem Stärkeren weichen, der ihn im Zweikampf beſiegt. — Oder es heißt: Die junge Gräfin verlor ihren Gemahl früh und wurde des Gattenmordes beſchuldigt von einem begehrlichen Vaſallen, den ſie abgewieſen, und dieſer will vor Gericht

Digitized by Google

im Zweikampf dartun, daß er die Wahrheit gesagt. Keiner wagt sich an ihn. Wie nun die Gräfin den Himmel um Hilfe anruft und im Gebet den Rosenkranz an die Brust drückt, erklingt das Silberglöckchen daran wunderbar; der Ton wird über den Strom hin in weite Ferne getragen und ruft den Helfer herbei. Wie einige erzählen, sah sie ihn auf dem Rhein in seinem Schwanenschifflein, auf dem Schilde schlafend, heran-treiben. Er erschlägt nun nach schwerem Kampf jenen Vasallen und voll-zieht so das Gottesurteil.

Der Schwanen-turm

Von noch älteren Zeiten redet eine Steininschrift am Schloßturm — Schwanenturm wird er genannt und ist mit seiner Wetterfahne, dem Schwan, ein Wahrzeichen von Cleve —; die Inschrift ist von der Seite des Schloßhofes eingemauert und besagt, daß im Jahre 1439 auf den siebenten Tag vom Oktober auf diesem Platz ein großer Turm von grauem Stein einfiel, der da mehr denn 300 Jahre vor Gottes Geburt gestanden hatte, und daß Herr Adolf der erste, Herzog von Cleve, diesen neuen Turm aus der Erde bis an diesen Stein binnen demselben Jahr auf-mauern ließ. Ein Zusatz, wohl von späterer Hand, gibt eine andere Über-lieferung, nach der Julius Cäsar den Turm, der da zuvor stand, hätte bauen lassen; und es soll früher einmal auch eine alte Steininschrift auf dem Schlosse gewesen sein, die angab, Cäsar habe die Burg im Jahre 698 nach der Gründung Roms gebaut.

De Schwöppen-stock zu Aspel

An ein anderes Gottesgericht erinnert der Schwöppenstock zu Aspel. Das Haus Aspel, ein altes Schloß, liegt nicht weit von Rees, jetzt haben die „Töchter vom heiligen Kreuz" ein Töchterheim darin. In der Allee nah am Tor, nach Rees zu, steht eine Reihe Jedern, die größte davon heißt: „de Schwöppenstock". Als der Graf von Aspel auf einem Kreuzzuge im Heiligen Lande war, wollte einst einer seiner Knappen einem Mädchen des Landes dort Gewalt antun, wurde aber von einem andern daran ge-hindert.

Darüber war schon eine ganze Zeit vergangen, da wurde eines Tages dieser junge Knappe, der das Mädchen gerettet hatte, in einem Kampfe mit den Türken an der Hand verwundet, und wie er an ein Wasser ging, die Wunde abzuwaschen, sah er im Schilf die Leiche eines Priesters, den die Ungläubigen ermordet hatten; er hob sie auf die Schulter und trug sie ins Lager, und man begrub sie in geweihter Erde. Bald aber hieß es, der Knappe selber sei der Mörder, und ein anderer — derselbe, aus dessen Händen er einst das Mädchen befreit hatte — schwor sogar einen heiligen Eid, er könne es bezeugen. Nichts halfen ihm alle Beteuerungen seiner

Digitized by Google

Unschuld, er wurde gefesselt und gefangen gehalten bis zur Rückkehr nach Deutschland, und dort im Schloß zu Aspel vor Gericht gestellt.

Hier wiederholte der boshafte Knappe seine Aussage, und es wäre um den Angeschuldigten geschehen gewesen, wenn nicht die Gräfin dazwischen getreten wäre, die Verdacht gegen den Ankläger schöpfte. Auf ihr Verlangen wurde ein Gottesurteil beschlossen, und der Graf als oberster Richter entschied, der Angeklagte solle selbst das Zeichen nennen, durch das er seine Unschuld erweisen wolle. Da nahm der Knappe seinen Peitschenschaft, den er selbst im Heiligen Lande aus den Zweigen einer Libanonzeder geflochten hatte, pflanzte ihn in den harten Boden des Burghofes, kniete dabei nieder und sprach, er sei unschuldig, so wahr dieser dürre Schaft grünen werde; und rief Gott als Zeugen an. Und im selben Augenblick begann der Stock zu wurzeln und zu sprießen; und der unschuldige Knappe wurde frei, der Verleumder aber zum Tode durch den Strang verurteilt. Und der Baum, der aus dem Peitschenschaft wurde, wie gesagt, steht noch da. — Noch einmal muß zu Rees ein besonders denkwürdiges Gericht gehalten worden sein:

Die abgehauene Hand im Rathause zu Rees

Im Aktenzimmer des Rathauses nämlich befindet sich in einem hölzernen Gefäße eine vertrocknete Menschenhand. Geschriebene Nachrichten über die Ursache der Abtrennung dieser Hand sowie der Aufbewahrung im Rathause sind nicht vorhanden; die Sage meldet jedoch, diese Hand habe einem jungen Menschen gehört, der sich an seinem Vater schwer vergriffen habe, und zur Strafe für diese Untat sei ihm die Hand vom Arme getrennt worden.

Der Goliath von Emmerich

In den Kriegen zwischen Karl von Egmont-Geldern und den Habsburgern ergriffen auch die Bürger von Emmerich Partei. Und zwar hielten sie es mit den Feldhauptleuten des Kaisers Max, den sächsischen Herzögen. Diese hatten Söldner aus dem Reich angeworben — den schwarzen Haufen nannte man sie — welche bald der Schrecken des Landes wurden. Auch Karl von Egmont hatte viele Söldner in seinem Heere, darunter manche mit großem Namen, wie den friesischen Seeräuber, Peter den Langen, den „grooten Pier", von dem wir in den friesischen Sagen noch mehr hören werden. Die Emmericher nun ließen einen Trupp des schwarzen Haufens ungehindert bei ihrer Stadt über den Rhein. Zur Strafe dafür aber, schickte Karl von Egmont den „grooten Pier" gegen die Stadt. Als nun die Seeräuber anfingen, die Stadt zu belagern, kam einer aus der Bau- d. i. Bauernstraße — einer der Bauern also, von denen eine Zahl dort innerhalb der Stadtmauer wohnte —, er hieß van

Digitized by Google

Weel und war ein riesenhafter Kerl. Von Kopf bis zu Fuß bewaffnet, statt des Helmes einen eisernen Kessel auf den Kopf gestülpt, lehnte er sich über die Stadtmauer und schrie die Belagerer dermaßen grimmig an, daß sie erschraken und meinten, mit einer Stadt, in der es solche Riesen gäbe, wollten sie lieber nichts zu tun haben; zogen also unverrichteter Sache ab.

Zwei Jahre danach versuchte Karl von Egmont selbst, die Stadt zu überrumpeln; dabei machte der Herzog von Cleve einen Ausfall zum Löwentor hinaus (also wieder in demselben Stadtteil), wurde aber von den Feinden gefangen genommen. Die Emmericher aber, voran ein starker, kühner Mann — vielleicht auch aus der Baustraße — setzten ihnen nach und befreiten den Herzog.

Zum Andenken an diese zweimalige Rettung der Stadt wurde am Löwentor die Figur eines riesigen Mannes angebracht, und alljährlich wurde am Tage der Befreiung ein festlicher Umzug durch die Stadt gehalten, wofür man immer einen besonders großen Bürger als „Goliath" aussuchte. In späteren Zeiten aber stellte man ihn durch eine riesenhafte Figur dar, das war ein weidengeflochtener Kegel mit aufgesetzter, hohler Brust und gewaltigem Kopf, das ganze wurde mit buntbemaltem Leinen überzogen, und ein darunter verborgener Mann setzte durch eine künstliche Vorrichtung den Kopf und die in ihm rollenden Augen und klappernden Zähne in Bewegung.

Poorte-Jântge

Ein Wahrzeichen ganz anderer Art, von entgegengesetztem Sinn, hatte früher die clevische Stadt Goch: einen Schädel auf einer Eisenspitze über dem Voßtor, ursprünglich war es ein wirklicher, abgehauener Kopf, dann, als der ganz verwittert und zerfallen war, ließ die Stadt einen aus Blei gießen und an derselben Stelle aufstecken, und dort ist er geblieben, bis vor etwa 100 Jahren das Tor abgebrochen wurde.

Zur Zeit des niederländischen Freiheitskrieges, der zum Teil auch auf clevischem Boden ausgefochten wurde, ließ sich ein Stadtpförtner mit den Spaniern ein, Poorte-Jântge nannten sie ihn in Goch — er schrieb sich Peter Bongardt. Sie versprachen ihm 4000 Kronen, eine Kapitänstelle in des Königs Volk und sechs Häuser in der Stadt, wenn er ihnen helfe, in die Stadt kommen. Und er tat um so leichteren Herzens bei diesem Verrat mit, weil die Spanier seine Glaubensgenossen waren, denen er die Stadt eher gönnte als den Ketzern, den Holländern; und er hatte den Spaniern schon Wachsabdrücke der Torschlüssel nach Geldern geschickt. Er wurde aber von seinen Mitbürgern beim Sondieren des Grabens ertappt und ins Gefängnis geworfen. Als man ihn verhörte, be-

Digitized by Google

kannte er alles, holte sogar die nachgemachten Torschlüssel aus einem Versteck in seiner Bienenhütte hervor: mit denen sollte er seinerzeit das Stadttor bei der Burg aufschließen, das Schloß der Zugbrücke vor der Stadt mit einem Hammer abschlagen und dadurch den Spaniern die Stadt öffnen.

Als man weiter untersuchte, kam man noch mehreren Mitschuldigen auf die Spur, es waren sogar ähnliche Anschläge auf andere clevische Städte, nämlich Rees und Emmerich, geplant. Aus Poorte-Jántge aber konnte man nichts weiter herausfragen, noch ihn die gebührende Strafe von der Hand des Henkers erleiden lassen, denn er nahm nach dem ersten Verhör Gift, welches er in seiner Halskrause verborgen hatte. So vollzog man die Strafe an seiner Leiche. Sein Körper wurde gevierteilt, sein Kopf auf eine Eisenspitze über dem Voßtor gesteckt, welches ihm bei Lebzeiten zur Verwahrung übergeben gewesen, und die vier Teile seines Körpers wurden unter den übrigen Toren in Ketten aufgehängt.

Der Weisenstein zu Viersen

Blutbann und Halsgericht waren immer große Dinge im Städteleben der alten Zeit, die Richtstätten, die „Galgenberge" und „Galgenheiden", würden wohl noch manches erzählen können, und solche Gerichtstage schufen manche Sage. Neben solchen, wo einem besonders ruchlosen Verbrecher wie Poorte-Jántge das verdiente Brandmal für Jahrhunderte aufgedrückt wurde, stehen andere Fälle, welche die Unzulänglichkeit irdischer Gerichte und Richter dartun, Beispiele von Fehlspruch oder gar Mißbrauch der Gerichtsgewalt. Auf dem Markte in Viersen lag in alter Zeit der Weisenstein, so genannt, weil daran das Recht gewiesen wurde. War ein Verbrechen geschehen, so führte man die, welche der Tat verdächtig waren, an diesen Stein und hieß sie mit ihren Händen daran schlagen; wem dann die Nase blutete, der war der Täter. Einst aber griff man auf die Art einen Mann, der sich vor Gott und seinem Gewissen unschuldig wußte; trotzdem wurde er zum Galgen geführt. Wie er aber an einem Lindenbaume vorbeigeführt wurde, rief er: „So wahr dieser Baum alle seine Blätter verliert, bin ich unschuldig!" In demselben Augenblick fielen alle Blätter von der Linde herab; da mußte man ihn freisprechen.

Das Bäumchen zu Ürdingen

Zu Ürdingen wurde einst ein Mädchen eines schweren Verbrechens beschuldigt, und so sehr sie auch ihre Unschuld beteuerte, dazu verurteilt, im Kerker Hungers zu sterben. Als man sie wegführte, rief sie den Richtern zu: „Zum Zeichen, daß ich unschuldig bin, wird ein Bäumchen aus meinem Grabe wachsen, das wird immer wiederkommen, so oft ihr es auch abschlagt. Dann wird es zur Reue für euch zu spät sein." Als man kaum

Digitized by Google

noch an das Mädchen im Turmgefängnis am Obertore dachte, war eines Tages aus der Mauer ein Bäumchen gewachsen, das haben weder Wind und Wetter noch Menschenhände zu zerstören vermocht, es grünte immer wieder bis zum Abbruch des Obertores im Jahre 1877.

Die Schöffen zu Gräfrath

In Gräfrath waren vorzeiten einmal Schöffen, die sprachen manches ungerechte Urteil; nur einer unter ihnen widersetzte sich dem immer. Darum haßten sie ihn und lauerten lange auf eine Gelegenheit, ihn aus dem Wege zu räumen. Da sie aber keine gerechte Sache gegen ihn fanden, so steckten sie eines Tages heimlich fremdes Eigentum in seine Tasche, stellten dann eine Untersuchung an, ließen ihn als einen Dieb ins Gefängnis bringen und verurteilten ihn zum Galgen. Seine Frau begleitete ihn zur Richtstätte und wollte sich gar nicht von ihm trennen. Als es nun geschehen war und man es ihr sagte, er sei tot, da lehnte sie ihren Kopf an einen Baum und rief klagend: „Ach Himmel, hilf mir!" Kaum hatte sie es gesagt, da verlor der Baum die Blätter, zum Zeichen, daß unschuldiges Blut vergossen war. Und wie der Baum die Blätter, so verloren hernach die mörderischen Schöffen ihr Hab und Gut und wurden arme Leute.

Zu Santen

Die letztgenannten Orte, und selbst Cleve, überragt als Sagenstätte das alte Xanten. Wir denken bei diesem Namen zunächst an Siegfried und die Nibelungen. Vor mehr als tausend Jahren, als sich der jetzige Name der Stadt an Stelle des alten: Troja (Colonia Trajana) einbürgerte, dachte man an ein Heldentum ganz anderer Art, das hier sein Blut verströmte. Von jener römischen Legion aus Oberägypten, die nur Christen unter ihre Fahnen aufnahm und sich standhaft weigerte, den Göttern Roms zu opfern, waren mehrere Kohorten rheinabwärts vorausgesandt worden, unter den Führern Gereon, Gregorius, Cassius, Viktor und anderen. Als nun Diokletians Mitkaiser die Hauptmacht der Christenlegion in den Alpen hatte niedermachen lassen, befürchtete er eine Empörung der schon am Rhein stehenden Vorhut, und sandte ihr seinen Unterbefehlshaber Rictius nach. Und hier gleichsam vor den Augen jener heidnischen Franken und Sachsen, denen als Höchstes ein Nibelungenleben und ein Nibelungentod galt, hier geschah, was auch heute noch deutschem Denken schwer faßbar ist: Erprobte Krieger, geübte Fechter in ihrer blanken Wehr ließen sich, ohne einen Schwertstreich zu tun, niederhauen.

Bei Xanten erlitten der heilige Viktor und seine Gefährten aus der thebaischen Legion im Jahre 302 auf Befehl des Kaisers Maximianus

Digitized by Google

Herculeus den Märtyrertod. An der Heerstraße von Xanten nach Köln, in der Nähe der Kirche zu Birten, sieht man rechts vom Wege einen länglich-runden Erdhügel mit vier Eingängen, die nach den vier Weltgegenden hin liegen. Er wird vom Volke St. Viktorsloch oder St. Viktorslager genannt, denn hier sollen der heilige Viktor und die Seinen für den Christenglauben gestorben sein.

Die Stadt selbst hat von den heiligen Märtyrern ihren Namen: „ad sanctos" (martyres), „Te Santen", „Die Stätte der Heiligen" wurde der Ort genannt; zu dem Grabe der Gottesstreiter pilgerten schon früh die Gläubigen und dort entstand wohl schon bald ein Gotteshaus, bereits im frühen Mittelalter gelangte es zu hohem Ruhme als ein Standquartier des siegreich vordringenden Christentums.

Später scheinen sie freilich an ihren alten Heiligen noch nicht genug gehabt zu haben, wenigstens erzählt man sich noch heute in dem benachbarten Sonsbeck:

St. Gerebernus in Sonsbeck

Die Xantener Pfarre, zu der früher Sonsbeck gehörte, wallfahrte einst nach Geel bei Mecheln zur Verehrung der heiligen Märtyrer Gerebernus und Dümpna. Aus Neid stahlen sie die silbernen Schreine mit den Reliquien, wurden aber verfolgt und ließen den Schrein der Dümpna im Felde stehen, da wurde er gefunden und nach Geel zurückgebracht. Mit dem Schrein des heiligen Gerebernus kamen die räuberischen Wallfahrer bis Sonsbeck, wo sie auf dem Blootenhofe (jetzt Hammerbrucher Schule) übernachteten. Als man aber am folgenden Morgen den Berg nach Xanten weiterzog, bogen die Ochsen links vom Wege ab und blieben vor der Kapelle stehen; und sooft man sie noch zurückführte, sie bogen immer wieder zu der Kapelle ab, bis man den Schrein dort ließ. Später wurden die Reliquien durch das Xantener Kapitel nach Geel zurückgebracht, aber in der Sonsbecker Kapelle wurde ein Gerebernus-Altar errichtet mit einigen Reliquien und hochverehrt. (Es war ein sogenannter Kriechaltar, unter dessen Mensa man herkroch, wie die Rinne im Fußboden noch zeigt.)

Luther und Calvin in Xanten

In der Reformationszeit kam es auch in Xanten zwischen Katholiken und Protestanten zum Streit über den wahren Glauben. Endlich kam man überein, auf einer gemeinsamen Tagung dem Zwiespalt in der Gemeinde ein Ende zu machen. Als nun beide Parteien erschienen waren und Rede und Widerrede begann, stellte der Kaplan an die Evangelischen die Frage: „Wollt ihr wissen, wer den wahren Glauben hat?" Da klopfte es an die Tür; der Kaplan bat, es möchte doch einer aufmachen, aber

Digitized by Google

keiner wollte öffnen. Da tat er selber die Türe auf, und zwei große schwarze Hunde sprangen herein. Alle erschraken. „Luther und Calvin!“ riefen viele. Der Kaplan aber fragte wieder: „Wollt ihr nun wissen, wer den wahren Glauben hat? Ich will den Hunden meine Hand in den Rachen halten, und wenn mein Glaube falsch ist, so sollen sie mich verschlingen.“ Er tat es, und ihm geschah nichts. Die Protestanten wagten nicht, es ihm nachzutun. Damit war der Streit entschieden; St. Viktor, Gerebernus und Dümpna und ihre Gefährten hatten gesiegt.

Neben diesen alten, weither aus fremden Ländern gekommenen Heiligen, die immer etwas fremd uns anschauen oder an uns vorbeischauen, steht bescheiden, aber dem Volke vielleicht näher, ein Kind des rheinischen Landes:

Irmgardis

Irmgardis, des Grafen von Zütphen Tochter, verlor früh ihre Eltern, entsagte der Welt und verbrachte ihr ganzes Leben mit Andachtsübungen und Werken der Barmherzigkeit, wozu sie ihr ganzes reiches Erbgut verwandte. Der Weg, auf dem sie von ihrer Burg Aspel nach Rees zur Kirche ging, zum Andenken an sie Irmgardenweg genannt, soll Winter wie Sommer immer grünen. Auf einer Höhe bei Süchteln erbaute sie sich eine Einsiedelei und Kirche. Vielen vom Adel war die freiwillige Erniedrigung der jungen Gräfin ärgerlich, und als sie einst frühmorgens das Garn, das sie für die Armen gesponnen hatte, zum Bleichen auslegte und aus dem nahen Born begoß, kam ein Junker, der auf der Jagd war, mit Fleiß mitten durch ihr Garn geritten, sprach sie an wie eine Bauerndirne und wollte sie mitnehmen. Sie aber wies ihn ab und weissagte allen Burgen ringsum, soweit der Schall von der Glocke ihres Kirchleins reiche, Unglück und Untergang. — Von dem Born bei der Kirche, der auf ihr Geheiß entsprungen sein soll, sagt man, er vertrage keinen Schmutz; werde er getrübt, so verschwinde er und entspringe an einer andern Stelle.

Der Hügel auf dem Heiligenberg im Hohenbusch bei Süchteln, wo sie gewohnt haben soll, wurde ein Wallfahrtsort und den 4. September wie die ganze Oktave hindurch viel besucht; diese Wallfahrt fällt gerade in die Apfelernte, denn Irmgardis ist die Beschützerin der Apfelbäume, und eine Sorte, die in der Gegend häufig vorkommen soll, heißt Irmgarden-Apfel.

Wo das Paradies lag

Im Cleverlande, um noch einmal dahin zurückzukehren, soll auch das Paradies gelegen haben, in der Gegend nämlich, wo das Dorf Warbeyen liegt. Als nach dem Sündenfall Adam und Eva sich versteckt hatten, rief

Digitized by Google

Gottvater: „War bey je (wo seid ihr), Adam?" Und wie die beiden ersten Menschen nun aus dem Paradies vertrieben waren, da war gleich der Teufel hinter ihnen her; der Herr sah es eine Zeit mit an, dann rief er aber: „Düffel, wart!" Da ließ der Teufel von der Verfolgung ab, und Adam und Eva blieben stehen und „keeken" (guckten). Die Stellen, wo das alles geschehen ist, bezeichnen jetzt die Dörfer Warbeyen, Düffelward und Keeken.

Kloster Meer und der Schlafkamp

Zwischen Urdingen und Neuß liegt das Kloster Meer, Hildegundis, eine Tochter des Grafen von Lidtberg, hat es gestiftet. Ihr Gemahl, ein Graf von Are, war gestorben; von ihren Söhnen war der eine Geistlicher geworden, der andere mit Kaiser Friedrich nach Italien gezogen, dort aber hatte er zu Rom einen großen Frevel begangen, er hatte die Laurentiuskirche in Brand gesteckt, die außerhalb der Mauern lag, und zur Strafe dafür einen jähen Tod gefunden. Die Mutter gründete nun in ihrem Schloß Meer ein Kloster und baute für dieses wenige Jahre später noch ein neues Haus nicht weit davon „am Meer", d. h. an dem See, an dem das Schloß lag. Die Klosterkirche weihte sie dem hl. Laurentius zur Sühne für die Tat ihres Sohnes, und der Turm mußte nach ihrem Wunsch genau so gebaut werden wie der von St. Laurentius in Rom, so daß sich alle Welt verwunderte.

Mehrere hundert Jahre danach lebte im Lande der Graf Friedrich von Mörs. Sein Vater, Graf Vinzenz, war ein arg frommer Mann gewesen; der Sohn hielt auch wohl was auf Almosengeben und Beten, aber er war ein leichtes Blut, ein stattlicher junger Herr, groß und gerade gewachsen, mit einem Gesicht, als wenn es gemalt wär, auf die Fraulüd wie versessen, keine Deern ließ er in Ruhe. In der Nähe vom Kloster Meer hatte er viele Höfe und Ländereien, wenn er da zu tun hatte, kehrte er gern bei den geistlichen Herren vom Kloster ein. Das Stift war eigentlich nur für adlige Fräulein, aber es sind ja immer auch ein paar Mönche darin, um die Sachen in Regel und Ordnung zu halten. Die Herren sahen ihn gern kommen, er war immer aufgeräumt, hielt was auf einen guten Rheinwein und hatte ihnen schon manches schöne Stück Land geschenkt; aber sie hätten gern noch was dazu gehabt, vorab eine ziemlich große Weide, die nicht weit vom Kloster lag, doch davon wollte der Graf nichts wissen. Eines Abends um Christmeß kehrte er noch spät im Kloster ein. Wie er hereinging, kam ihm so eine leckere junge Nonne entgegen, so 'ne feine Deern hatte er sein Lebtag noch nicht gesehen. Die kümmerte sich aber nicht groß um ihn. Als er nun nach der Abendmahlzeit mit den Vätern beim Wein saß, fingen sie wieder von dem Stück Land an. Da

Digitized by Google

sagte er: „Ihr habt schon so oft davon gesprochen; gut, ich will's euch geben, aber nur unter einer Bedingung: daß ich eine Nacht bei der Nonne schlafen darf, die ich vorhin gesehen habe." Da erschraken die geistlichen Herren und meinten, daraus könnte nichts werden. Doch dann besannen sie sich und steckten die Köpfe zusammen, es war doch schade um das Land, es mußte gehen irgendwie, sie verstanden ja die Karten zu mischen — und zuletzt stand der Obere von ihnen auf und sagte: „Herr Graf, wir gehen auf Euren Vorschlag ein; aber eine Nacht nur!" Graf Friedrich rief: „Gut, meine lieben Herren, eine Nacht nur!" Nun ließen es sich die Väter schwarz auf weiß geben, der Graf aber war wie en doll Perd und vor Freude trank er ein Glas nach dem anderen, und sie stießen fleißig mit ihm an und sorgten dafür, daß sein Glas nicht leer wurde, bis ihm zuletzt die Augen zufielen und er unter den Tisch sank. Da trugen sie ihn ins Bett und legten die Nonne ganz sachtkes neben ihn. Und am anderen Morgen hatte er für nichts und wider nichts sein schönes Stück Land verschlafen. Seit der Zeit soll er nicht mehr nach Meer gekommen sein. Das Stück Land aber heißt noch bis auf diesen Tag der Schlafkamp.

Die Wallfahrten nach Kevelaer haben erst im letzten Drittel des Dreißigjährigen Krieges begonnen. Von der Entstehung des Gnadenortes wird erzählt: Ein armer Krämer aus Geldern, der viel mit seiner Kiepe über Land mußte, kam einst abends um die Weihnachtszeit an einem Hagelkreuz vorbei, das da unterhalb Kevelaer einsam auf der Heide stand. Wie er davor niederkniete und sein Gebet sprach, hörte er auf einmal eine Stimme: „Hier sollst du ein Heiligenhäuschen bauen!" Er sah sich verwundert um, wer das gesprochen hätte, aber kein Mensch war rings zu sehen, und er ging weiter und hatte es schon fast vergessen, da hörte er, als er nach acht Tagen wieder des Weges kam, dieselbe Stimme. Da ging es ihm sehr im Kopf herum; wovon sollte er das bauen, er war ja zu arm. Doch schließlich nahm er sich vor, es doch zu versuchen, besprach es mit seiner Frau und sagte ihr, sie solle jeden Tag drei Stüber für das Heiligenhäuschen zurücklegen. Als er ein paar Tage danach wieder an derselben Stelle vorbeikam, hörte er die Stimme zum dritten Male, und nun war es für ihn gewiß wie das Amen in der Kirche, das Heiligenhäuschen mußte gebaut werden. Darüber war eine Zeit vergangen, da kamen zu der Mechel (Mechthild), seiner Frau, zwei hessische Reiter, die hatten zwei papierne Bildchen Unserer Lieben Frau von Luxemburg, deren neuaufgefundenes Gnadenbild damals große Wunder wirkte und großen

Kevelaer

Digitized by Google

Zulauf von Pilgern aus Deutschland und den Niederlanden hatte; und wer ein solches Bildchen hatte, der schätzte sich glücklich. Die Soldaten sollten die zwei für ihren Leutnant mitbringen, doch sie dachten sich Geld zu machen und boten sie der Krämersfrau an, jedes für einen Blaumüser (etwa 1½ Silbergroschen). Das war aber der Frau Mechel zu teuer, sie dachte an die drei Stüber, die sie heute noch herausparen mußte. Bald danach aber sah sie nachts in ihrer Kammer auf einmal ein taghelles Licht und mitten darin ein Heiligenhäuschen mit einem Bild gerade wie das, welches die zwei Reiter gehabt hatten. Als ihr Mann heimkam und sie es ihm erzählte, wollt' er's erst nicht recht glauben, aber die Nachbarn kamen und fragten, was da bei ihm zu nachtschlafender Zeit für ein seltsam helles Licht gewesen wäre. Nun schickt' er seine Frau den beiden Soldaten nach, aber sie hatten die Muttergottesbildchen schon ihrem Leutnant gebracht, und der säße jetzt zu Kempen gefangen, sagten sie. Doch der Krämer hatte nun keine Ruhe mehr, hatte er auch das Bildchen noch nicht, so baute er derweile doch das Heiligenhäuschen, und genau so, wie es der Mechel des Nachts erschienen war. Und als das fertig war, kam auch der Leutnant frei, wollte freilich erst um keinen Preis der Frau eins von den Bildern lassen; wie sie ihm aber den Hergang erzählte, da durfte sie sogar wählen, welches sie wollte. Und der Pfarrer von Kevelaer hat es dann an einem Samstagabend am letzten Mai 1642 in aller Stille vom Krämer abgeholt (wohl damit ihm niemand vorgriffe, denn das Wunder war schon stadtbekannt) und am folgenden Sonntagmorgen in dem Heiligenhäuschen aufgestellt, wo es gleich von Gläubigen umlagert war und sofort einige Wunder geschahen.

Dies ist die herrschende Überlieferung. Daneben gibt es noch eine andere Sage, nach der hat früher da, wo heute das Städtchen Kevelaer liegt, ein Wald gestanden, darin ist einmal ein Bauer am Holzfällen gewesen, und wie er einen Stamm spaltete, hat er mitten darin das Muttergottesbildchen auf gewöhnliches Papier gedruckt gefunden.

Digitized by Google

Über der Figur: Der furchtbare, feuerſpeiende, Menſchen und Tiere verſchlingende Drache. — Unterſchrift: Der Drache fliegt in der Luft, ſchwimmt in den Gewäſſern, und geht auf der Erde umher. Wenn er unterwegs auf den Höhen von der Begierde erfaßt wird, wirft er ſeinen Samen in Brunnen und fließende Waſſer, dann folgt in dem Jahre ein Sterben.

Geldern und Jülicherland

Aus der Gelderſchen Chronik

Jnt Jaer DCCCLXXVIII (878) do Carolus Caluus Keijſer was, es in dat Creesdom von Colln ein grote wyde plaetz geweſt, daer nu Gelder ſteit, by die herſchapie (Herrſchaft) van Pont, und in die ſelve plaetz was ein groet feninich (giftig) beeſt, und dede in dem land voell quaets (viel Böſes), und verſlanck voell menſchen und beeſten, alſo dat voele luyde uet dem lande vlouwen (flohen) van vreſe (Schrecken) und anxſt, und hadde furige ougen, die men by nacht beſcheidentlich (deutlich) ſien mocht. Und men hoirt dat dit beeſt onderwylen (zuweilen) riep Gelre, Gelre, und der heer van Pont leidt ouch groten ſchaden van deſem beeſt, und deſe heer hadde tween ſone dat herliche manner waern, genompt Wichardus und Lupoldus, und fyngen by nacht an durch raet uers vaders, und verwonnen (überwanden) dit vreſeliche beeſt, durch die macht Gotes,

Digitized by Google

dairumb dat volck sere verblyt was (erfreut war), und frolich waern, dat volck ergaf sich onder die tween gebroeders, und koren die tot ueren (wählten die zu ihren) Princen und Voechten (Vögten), und sy maechden dair ein Borch, und noemden die Gelder (nannten die Geldern), up die plaetz und stat daer sy dat feninich beest und dier verslogen (erschlugen) und daer hait dat ganze Lant den namen aff. Sommigen (manche) sagen dat van dat Slott Gelduba komen es, dat gelegen was tusschen Nuysen und Xancten als Tacitus dair van geschrieuen hait.

Der Löwe im Wappen von Jülich

Der Markgraf von Milanen wurde belagert von den Heiden und Sarazenen und sandte einen Boten nach Frankreich an den König Philipp, daß er ihm beistände. Der Bote kam nach Paris, grüßte den König und gab ihm die Briefe des Markgrafen, erzählte ihm auch von der Zerstörung von Rom. Und wie nun der gute König Philipp Rat pflog mit seinen Fürsten und Herren, kam ein anderer Bote aus Gaskonien und meldete, daß Johann der Schlimme, damals König von England, mit großer Zahl Volkes ins Land gefallen sei. Da wußte der König nicht, sollte er gegen den König von England ziehen, oder nach Rom, den Papst zu rächen, der getötet worden war, oder sollte er dem Markgrafen helfen. Nun war am Hofe auch der Graf von Flandern, der erbat sich als ein Geschenk vom Könige, daß er dem Markgrafen von Milanen helfen dürfe die Heiden vertreiben und den heiligen, apostolischen Stuhl zu Rom rächen. Das gewährte ihm der König, und der Graf von Flandern bot alle seine Mannen auf, darunter den Grafen von Jülich, der auch Land von ihm zu Lehen hatte, und zog mit einem großen Heere nach der Lombardei. Vor Milanen gab es einen harten Kampf, der Markgraf wurde von der Hand des Sultans getötet, aber auch einer von den Söhnen des Sultans fiel, und während der Nacht, als die Heiden den Rückzug antraten, wurde noch ein anderer Sohn des Sultans erschlagen, und den tötete der Graf von Jülich. Am andern Tage aber legte der Sultan köstliche Waffen an, zog vor Milanen und fordert den Grafen von Flandern heraus, allein mit ihm zu kämpfen; wenn der Graf ihn überwinde, wolle er ihnen Rom zurückgeben und Konstanz (Konstantinopel) und alle Schätze, die er dort eroberte, und wolle zurückgehen nach Afrika und nie mehr die Christenheit angreifen; wenn er aber den Grafen besiege, so solle ihm dieser die Stadt Milanen ausliefern und mit seinem Heere in die Christenheit zurückziehen. Und als der Graf den Kampf alsbald auf die Bedingung zusagte, hatte der Sultan große Freude, denn er dachte, ihn gleich zu

Digitized by Google

beſiegen, und zum Zeichen der Gewißheit klopfte er an ſeinen Zahn, denn das iſt die Gewohnheit der Heiden von jenſeits des Meeres.

Beide waren bald bereit und eilten in Waffen auf eine Wieſe, und der Sultan trug den Schild mit dem kletternden Löwen, gar herrlich gemalt, und den hätte der Graf über alles gern gewonnen. Und ſie ſtritten grimmig miteinander, bis daß der Graf ſiegte, und er ſchlug dem Heiden die Hand und einen Fuß ab, und ließ ihn liegen, den Schild mit dem ſteigenden Löwen aber nahm er mit. Da aber ſtürzten die Heiden aus dem Hinterhalt hervor und umringten ihn; er wurde ſchwer verwundet, ein Sohn des Sultans warf ihn nieder und nahm ihm den Schild. Der Graf wäre tot geblieben, wenn nicht der Graf von Jülich mit den andern Chriſten aus der Stadt heraus ihm zu Hilfe geeilt wäre. Und der Graf von Jülich tat ſo herrliche Waffentat, daß er den Sohn des Sultans erſchlug und ihm den Schild wieder nahm. Und die Heiden wurden in die Flucht geſchlagen, daß ſie nicht wiederzukommen wagten und ſich einſchifften und bei Mahom ſchwuren, die Chriſten ſollten das teuer büßen.

Und in Milanen ſprach der Graf von Flandern zum Grafen von Jülich, daß er ihm den Schild mit dem ſteigenden Löwen zurückgebe, den er dem Sultan genommen, und daß er und ſeine Nachkommen ihn ſtets tragen wollten. Aber der Graf von Jülich weigerte ſich und ſagte, er habe ihn erobert, nachdem der von Flandern ihn verloren gehabt. Endlich kamen ſie überein, nach ihrer Rückkehr ſollt' es der König von Frankreich entſcheiden. Und als ſie zum König Philipp kamen und ihm die Geſchichte von dem Schilde berichteten, berief der König ſeine Räte; nachdem er deren Meinung vernommen hatte, ſprach er: „Ihr ſollt beide den Schild führen, aber der Graf von Flandern ſoll ihn ganz tragen und ohne einige Änderung, denn er hat ihn zuerſt gewonnen; und der Graf von Jülich ſoll ihn tragen gebordet mit lichtem Azur, und alſo trage ich es euch auf." Damit waren die beiden Grafen zufrieden und führten ſo den Schild von da an als Wappen.

Von der Strafe des Grafen Wilhelm von Jülich

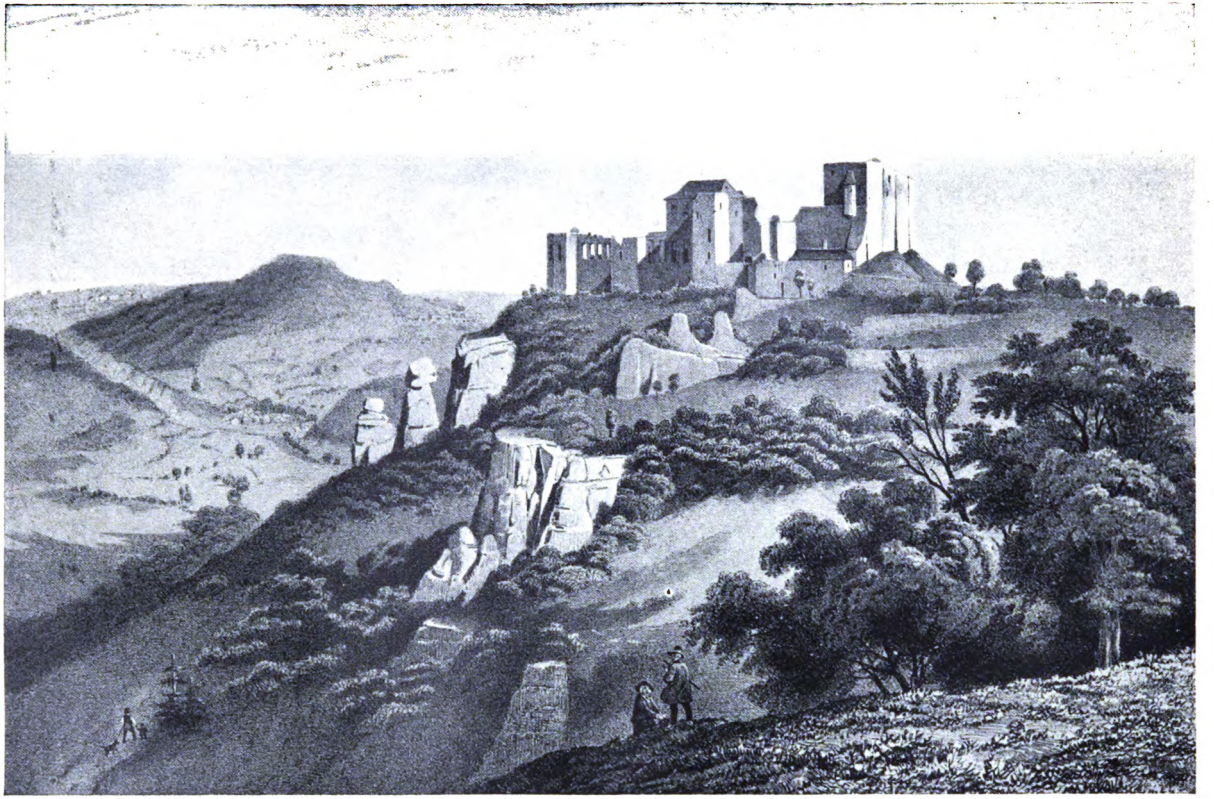
Von dem Grafen Wilhelm II. von Jülich erzählte man ſchon bei ſeinen Lebzeiten und noch mehr nach ſeinem Tode unerhörte Dinge. Cäſarius von Heiſterbach ſchreibt darüber: er ſei ſo ausſchweifend, daß er kaum einen Dienſtmann habe, deſſen Weib oder Tochter er nicht angetaſtet. Wie grauſam er gegen ſeine Untertanen und Nachbarn war, davon wußte das ganze Bistum Köln zu erzählen. Seine eigene Gemahlin kerkerte er ein; während des Zwieſpaltes im römiſchen Reich verfolgte er die, welche dem Heiligen Stuhl gehorſam waren, vertrieb Prieſter von ihren Sitzen oder

Digitized by Google

verstümmelte sie und beraubte sie ihrer Güter. Das geschah zu den Zeiten des Papstes Innozenz III. Dennoch hat ihm Gott, der die Güte und Barmherzigkeit selbst ist, einst einen Blick in seine Herrlichkeit gewährt, um ihn von seinen Sünden abzubringen. An einem Weihnachtstage ließ er ihn im Kanon der ersten Messe liebliche Klänge wie von den süßesten Engelstimmen vernehmen. Als sich der Graf bei Herrn Engelbert, dem damaligen Dompropst und nunmehrigen Erzbischof, erkundigte, ob er auch diese himmlische Musik gehört habe, und Herr Engelbert es verneinte, wuchs des Grafen Erstaunen. Im Kanon der zweiten und dritten Messe hörte er dieselben Töne und unterschied deutlich ältere und jüngere Stimmen. Als dies dem Abt von Marienstatt erzählt wurde, ging er zu dem Grafen und hörte das Wunder aus dessen eigenem Munde. „Gott sei mein Zeuge," rief der Graf, „daß ich nicht lüge," und tat den Schwur, wenn er noch einmal gewürdigt werde, einen solchen Gesang zu hören, wollte er von seinem bisherigen, sündhaften Leben lassen. Aber diese Mahnung vom Himmel hat nicht lange nachgewirkt. Endlich wurde er auf seinem Schlosse Nideggen schwer krank, begab sich aber doch noch einmal nach Köln eines Rechtshandels wegen. Auf dem Heimwege aber schwanden ihm die Kräfte und er stöhnte: „Ach, ich werde die Stadt Köln niemals wiedersehen!" Man legte ihn auf den Boden; der Arzt sprach: „Macht Euch bereit, der Tod ist unterwegs. Ich rate Euch, daß Ihr Euer Weib wieder in Gnaden annehmt!" Aber der Graf schüttelte zornig den Kopf. Da bat ihn der Arzt, einen eingekerkerten Ritter freizugeben. „Niemals", antwortete der Graf, „niemals! solange ich lebe wenigstens, kommt er nicht heraus." — „Noch morgen", sagte der Arzt darauf, und so ist es auch geschehen. — Während der Todesstunde lag der Graf im Schoß einer Frau, die er ihrem Manne geraubt hatte. „Herr, was soll aus mir werden, wenn Ihr gestorben seid?" fragte sie ihn. Da antwortete er: „Du mußt einen jungen Ritter nehmen." Das waren seine letzten Worte.

In derselben Nacht wurde eine Nonne von St. Mauritius in Köln an den Ort der Strafen entrückt. Da kam sie an einen Brunnen, der war schrecklich anzusehen, er stand ganz in Schwefelflammen und der Deckel war wie Feuer. Sie fragte ihren Führer, was das bedeute, und er sagte: „Darunter sind zwei Seelen, die des Kaisers Marentius und die des Grafen von Jülich." — Morgens erzählte die Nonne dieses Gesicht, und an demselben Tage noch hörte sie, daß der Graf gestorben sei, und erkannte, daß die Erscheinung Wahrheit gewesen war. Daß er aber so viele Jahrhunderte nach dem Kaiser Marentius an denselben Ort der Pein mit ihm gekommen ist, geschah, weil die Schuld des Grafen der des Kai-

Digitized by Google



Ansicht der Burg Nideggen
Lithogr. von N. Ponsart

Digitized by Google

UNIV. OF MICH.

Digitized by Google

sers so ähnlich war; denn es ist nicht mehr wie recht, daß die, welche gleiche Sünde tun, auch gleiche Strafe leiden. Nach seinem Tode erschien der Graf einer Klausnerin, der er im Leben einige Wohltaten erwiesen hatte, sein Gesicht war fahl und eingefallen und er sprach: „Ich war einmal der Graf Wilhelm von Jülich.“ Sie fragte, wie es ihm ergehe; er erwiderte: „Ich brenne ganz und gar“; und wie er sein armseliges Gewand hob, schlug die Flamme darunter heraus; da verschwand er mit einem Schmerzensschrei.

Noch bis in unsere Tage erzählt man sich in der Nidegger Gegend von diesem Grafen. Einen Bischof von Köln hat er jahrelang gefangen gehalten. Und die Gräfin ließ er nicht bloß einkerkern, er ließ sie eines Tages mit Honig bestreichen, in einen Eisenkorb sperren und an einem Turme des Schlosses aufstellen, damit die Bienen und Wespen sie zerstächen. Dann ritt er nach Köln und meinte, wenn er zurückkäme, wäre sie tot. Aber kaum hatte man in den Nachbardörfern von der greulichen Tat gehört, da kamen die Weiber aus dem ganzen Kirchspiel Drove nach Nideggen und befreiten die unglückliche Gräfin. Der Graf ritt am späten Nachmittag noch von Köln zurück, aber unterwegs scheute sein Pferd, er stürzte und brach den Hals. Einige wissen noch Genaueres: Der Graf sei bis zum Altwerk vor Nideggen gekommen, da seien die Nidegger, die mehr zu ihm hielten, ihm entgegengelaufen mit der Neuigkeit, daß die Gräfin befreit wäre. Da hab' er in wildem Grimme seinem Pferde die Sporen gegeben, das habe einen Seitensprung getan, davon sei der Graf zu Falle gekommen. So war die Gräfin ihren Quäler los. Zum Dank für ihre Rettung schenkte sie ihren Befreiern den Wald Mausauel auf ewige Zeiten; noch heute sind die Dörfer des Kirchspiels Drove und Nideggen da holzberechtigt, und der eiserne Korb, in den die Gräfin gesperrt war, steht noch zum Andenken im Turme der Pfarrkirche zu Nideggen. Nach einer andern Erzählung hatte der Graf auf dem Jenseitsturme[1] ein Riesenfaß auf einem hohen Mastbaume aufstellen lassen, damit er von Köln aus sein Schloß sehen könnte. Als er nun an dem Abend heimritt, lag die Abendsonne so hell auf dem Faß, daß von dem ungewohnten Anblick das Pferd des Grafen sich aufbäumte und den Grafen abwarf.

Im Grabe fand der Graf keine Ruhe. In der Mittagsstunde von 12

[1] Nideggen gegenüber auf einem Bergkegel soll eine ältere Burg Bergstein gelegen haben. Zwischen den Besitzern, zwei Brüdern, brach Streit aus und der eine baute sich auf dem andern Ufer eine neue Burg: „Neideck“. Bald hernach belagerte er seinen Bruder, zerbrach dessen Burg und baute von den Steinen den Burgturm von Nideggen, den „Jenseitsturm“.

Digitized by Google

bis 1 sah man ihn jedesmal mit einer weißen Mütze auf dem Kopfe auf die Gadde (Untertür) des Stalles gelehnt, stehen und unverwandt in den Hof blicken. Des Nachts riß er ein Pferd aus dem Stalle und jagte mit ihm die Treppen des Jenseitsturmes auf und ab, bis das abgehetzte Tier nicht mehr weiter konnte. Morgens stand es noch schaumbedeckt im Stalle. Ein Pater hat ihn endlich hinter das Siebengebirge gebannt. —

Der starke Helmes auf Nideggen

Endlich hat der wilde Graf auf Nideggen in der Sage die Züge halb eines wilden Riesen, halb eines gespenstischen wilden Jägers angenommen; aus dem Eisenkopf Wilhelm von Jülich ist ein „starker Helmes" geworden. Denn der, so erzählt man sich im Kurtale, hat vorzeiten auf Burg Nideggen gewohnt und ist ein gewaltiger Riese gewesen. Dieser starke Helmes zeigt nun freilich ein ganz anderes Gesicht als jener, von dem wir gleich in den ersten niederrheinischen Sagen hörten. — Was er für ein Kerl war, haben die Leute im Orte sehen können, als vor mehr als hundert Jahren sein Grab, das bis dahin mitten in der Kirche zu Nideggen war, verlegt wurde; da kamen Gebeine von ganz ungewöhnlicher Größe zum Vorschein. Er ist so wild gewesen, daß seine Seele auch nach dem Tode keine Ruhe hat finden können.

In stürmischen Winternächten geht er im Kurtal um, fährt durch die Wälder und über die Felsen, rüttelt und reißt an den Ruinen des alten Nidegger Schlosses, tobt auch durch das Dorf und läßt selbst die alte Pfarrkirche nicht in Ruhe. Es ist nicht gut ihm zu begegnen, früher wenigstens, wenn es im Winter dämmerig wurde und der Sturm sich erhob, sputeten sich die Kinder, die auf den Straßen gespielt hatten, und auch die großen Leute, die noch draußen zu tun gehabt, daß sie nach Haus kamen.

Geldrisch-jülichsche Händel

Die Hubertusschlacht bei Linnich

Als mit Reinald IV. das Haus Geldern ausstarb, wählten die geldrischen Landstände Arnold von Egmont zum Herrn, der Kaiser aber belehnte den Herzog Gerhard von Jülich mit Geldern. Arnold aber bemächtigte sich des Landes und fiel, obwohl Gerhard auf seine Rechte verzichtete, noch mehrmals in Jülich ein. Endlich rüsteten die Jülicher und schlugen bei Linnich am Hubertustage 1444 eine glorreiche Schlacht, wobei ein Ritter Paland und ein Schneider Peter Trump aus Linnich das Beste taten. Der Herzog Gerhard stiftete zu Ehren des Heiligen, der ihm diesen Sieg geschenkt, den Hubertus-Orden, den dann nach Jahrhunderten der Kurfürst Johann Wilhelm von der Pfalz erneuerte, als er Jülich-Berg erwarb, und der hernach der erste Orden des Königreichs Bayern wurde. Paland, wie die Sage erzählt, wurde, weil er das Feld behalten hatte,

Digitized by Google

Ritterſchlacht

vom Herzog Gerhard zum Grafen von Hatsfeld erhoben, Peter Trump aber in das Wappen von Linnich aufgenommen, nämlich als Maultrommel, die in der Mundart des Landes „Trump“ heißt.

Wie ein Graf Paland zu dem Ehrennamen von Hatsfeld (Hatzfeld) kam, darüber iſt auch noch neuerdings eine Sage aufgezeichnet; danach wäre es aber viel ſpäter und in kaiſerlichen Dienſten geſchehen.

Der Graf von „Hatsfeld“

In der Pfarrkirche zu Weisweiler lag früher im Fußboden am Taufbecken eine große Steinplatte, in der ein Mann ohne Beine eingehauen war. Das ſoll das Bild dieſes Grafen Hompeſch vom Hauſe Palant geweſen ſein, dem in einer Schlacht beide Beine weggeſchoſſen wurden. Am Abend ritt der Kaiſer über das Schlachtfeld und kam auch an ſeinem verwundeten Feldherrn vorbei, ohne ihn zu erkennen. Dieſer erkannte ihn auch nicht, rief ihn aber an: „Wer hat die Schlacht gewonnen?“ — „Armer Mann,“ antwortete der Kaiſer, „was nützt es dir, das zu wiſſen.“ Aber der Verwundete rief wieder: „Wer hat die Schlacht gewonnen?“ — „Wir,“ antwortete der Kaiſer. „Wer, wir?“ fragte wieder Hompeſch. „Die Kaiſerlichen haben gewonnen,“ erwiderte der Kaiſer. Da richtete ſich der Verwundete mit aller Kraft etwas auf und rief freudig: „Gott ſei geprieſen! Wenn ich auch beide Beine verloren habe, unſere Armee hat's Feld!“ Jetzt erkannte ihn der Kaiſer, ſprang vom Pferde, nahm eine Nadel mit diamantenem Knopf vom Helm, heftete ſie auf den Helm des Feldherrn und rief: „Er hat's Feld; er ſoll von nun an nicht mehr Graf von Hompeſch, ſondern von Hatzfeld heißen.“ — Die koſtbare

Digitized by Google

Nadel ließen die Nachfolger des Grafen später in eine Monstranz setzen, die sie der Kirche zu Weisweiler schenkten.

Der Ritter ohne Arme und Beine

Auch an dem Haupteingang der Burg Weisweiler soll ein ähnliches Steinbild gewesen sein mit einer ähnlichen Geschichte, von einem Ritter ohne Beine und sogar noch ohne Arme. Nach der Sage war das ein alter Haudegen aus dem Geschlechte der „Witzwieler", der hatte in den vielen Kämpfen, in denen er dabeigewesen, Arme und Beine verloren. Aber auch da hatte er noch nicht genug, er ließ sich einen Korb machen und in die Schlacht tragen, und befehligte von dem Korbe aus seine Leute.

Solch ein kampflustiges Volk hat in dem Lande gelebt, und das sieht man auch aus den folgenden Geschichten.

Der Krieg mit Karl V.

Zur Zeit Maximilians I. und Karls V. hatte Geldern viel im Krieg mit den Habsburgern gelegen, der letzte Herzog von Geldern, Karl, war ihnen ein gefährlicher Gegner gewesen. Da er nun kinderlos blieb, wollten die Geldrischen um keinen Preis an Habsburg kommen, sie entschieden sich für Wilhelm den Reichen von Jülich-Cleve-Berg, und man ließ es auf einen Krieg mit dem mächtigsten Herrn der Christenheit ankommen. Anfangs war die jülichische Partei im Vorteil, bis der Kaiser selbst heranrückte, und die Stadt Düren, auf deren starke Wälle und Mauern und wehrhafte Bürgerschaft und Besatzung sich der Herzog Wilhelm verlassen hatte, in wenigen Tagen nahm.

Zerstörung Dürens

„Als die Spanier nun die Stadt einbekommen, mußten sie erst für die toten Beine Sorge tragen, ehe sie die Lebendigen erwürgten. Denn in dieser Stadt war von etlichen Zeiten her ein besonder Stück Heiltums verehret worden, nämlich das Haupt S. Annen, welche der Jungfrauen Mariä Mutter gewesen. Dasselbe pflegte man jährlich auf den 26. Julii, welcher ist der Tag S. Annä, den Leuten zu zeigen, und kam dazu eine große Welt Volks. Dasselbe Häupt hat vorzeiten zu Mainz in S. Stefanskirchen ohn sondere Acht gleich verborgen gelegen, und hat es Anno 1100 ein Steinmetz oder Mäurer gestohlen, gen Düren bracht, und es allda verkauft. Darüber die von Mainz und die Stadt Düren in schwere Rechtfertigung geraten, und vor dem römischen Stuhl beiderseits in viel langen Jahren ein groß Geld verrechtet, indem jene das, so ihnen diebischer Weise enttragen, wieder haben; diese aber das, so sie bezahlt hatten, nicht aus den Händen geben wollten ... Dasselbe Häupt nun in Gold gefasset, trugen die Spanier mit großem Gepräng und Reverenz in die Kirche zu den Barfüßern, damit es nicht in der Zustörung und Brunst der Kirchen zugrunde ginge. Da ging es nun über die lebendigen Häupter, alles was mannbar und wehrhaft ward danieder gehauen und

Digitized by Google

gestochen, die Stadt mit allem den Spaniern preisgegeben, Weib und Kind mit Gewalt geschändet, alles gut geplündert, und die Stadt in Brand gesteckt. Der Jammer, der die unschuldigen übergangen, ist nit auszusprechen, denn die unmenschliche spanische Kriegsgurgeln keine Tyrannei, Mutwillen, Unzucht und Frevel unterlassen. Also ging die alte Stadt Deuren erbärmlichen zu Grund. Der sieghafte Kaiser zog fort und gewann die Hauptstadt dieses Landes Gülich . . ."

So erzählt die Gülichische Chronik des Pfarrers Adelar Erich zu Andersleben.

Es ist nun merkwürdig, daß die mündliche Überlieferung in Düren, die soviel von Belagerungen und Kriegsnot weiß, von diesen Spaniergreueln nichts mehr festgehalten hat, von diesen furchtbarsten Kriegstagen wohl, die Düren je erlebt hat. Aber es scheint vielleicht nur so.

In Düren erzählt man sich, an einem Hause der Philippstraße sei früher eine künstliche Hand zu sehen gewesen, ein Andenken aus einer Schreckenszeit. Einst nämlich haben die Franzosen die Stadt genommen nach einem harten Kampfe, und nun gab ihr General die Stadt seinen Truppen preis. Die Bürger hatten sich alle in Angst und Hast versteckt. Endlich wurde Pardon geblasen. Die Leute kamen nach und nach aus ihren Schlupfwinkeln und so wollte auch in der Philippstraße ein Mann, der in einem Steinhaufen gesteckt hatte, wieder hervorkriechen. Wie aber eben seine Hand heraus war, kam ein feindlicher Soldat und schlug sie ihm ab. Davon kam das Wahrzeichen an jenes Haus. Noch Furchtbareres weiß eine weitere Sage, die noch dort im Volke lebt: Ein französischer General nahm Düren ein, verschonte die Stadt, und zog bald ab. Da schoß aber ein Dürener aus einem kleinen Hause auf der Stadtmauer hinter ihnen her und traf zum Unglück den Adjutanten, der neben dem General ritt. Und nun kannte der General keine Gnade mehr und gab Befehl, die Stadt zu zerstören und die Bewohner niederzumachen. Die Truppen kehrten wieder um und wüteten so lange in der Stadt, bis keine lebende Seele mehr zu sehen war. Da ließ der Franzosengeneral Pardon blasen, um die hervorzulocken, die etwa noch übriggeblieben waren. Wirklich kroch noch ein Mann unter der Brücke hervor, die damals am Eingang der Peschschule stand. Sogleich wurde er niedergemacht, und noch einer, der hatte in dem Holzkasten gesessen, welcher um die Pumpe am Pfarrhause bei der Marienkirche gebaut war. Als noch ein dritter zum Vorschein kam, schenkte ihm der feindliche Befehlshaber das Leben und sagte: „Du sollst übrigbleiben, damit du der ganzen Welt erzählen kannst, wie es Düren ergangen ist, das sich so verräterisch an meinem Freunde vergriffen hat."

Es ist nun wohl in Wirklichkeit bei keinem der Franzosenbesuche zu einer

Digitized by Google

solchen Zerstörung Dürens gekommen, und wahrscheinlich waren dies Erinnerungen aus der Spanierzeit, die später mit denen an die Franzosen zu einer Sage verwuchsen.

Der Sürthgen-Musel

Besser als der Stadt Düren ist es damals im Kriege mit Karl V. der Feste Nideggen ergangen. Eine Truppe der Kaiserlichen lag im nahen Bergstein, und ihr Anführer wollte die stark befestigte Burg durch eine Kriegslist nehmen. Er hüllte sich in einen zottigen Hundspelz, und schlich sich in dieser Verkleidung abends an die Stadt heran. Seinen zurückgebliebenen Leuten hatte er hinterlassen, falls er Glück mit seinem Vorhaben hätte, würde er ihnen ein bestimmtes Zeichen geben und daraufhin sollten sie die Stadt stürmen. Sollte es ihm aber nicht gelingen, so hatte er sich verschworen, ewig als Hund denselben Weg hin und zurück zu laufen. Sein Anschlag mißlang, er wurde abgefangen und auf der Stadtmauer nicht weit vom Graziasturm erschossen. Und weil er nun jenen Schwur getan hat, muß er jede Nacht den Weg von Bergstein durch das Sürthgen — einen Fußpfad dort — nach Nideggen und wieder zurück als Hund laufen. Manchem, der nachts des Weges kam, hat er schon einen Schrecken eingejagt; er läuft dann etwa den Leuten zwischen die Beine, rennt ein Stück mit ihnen fort und wirft sie hin, und verübt noch sonst allerhand Bosheiten. Weil er immer vom Sürthgen herkommt, heißt er der Sürthgen-Musel.

Die Wilden in Karls Heer

Die Zerstörung Dürens verbreitete Schrecken allerwärts im Jülicher und Clever Lande. Flüchtlinge erzählten, der Kaiser habe in seinem Heere erschrecklich wilde schwarzbraune Menschen, die hätten ganz lange Nägel an den Händen oder Klauen und könnten damit die steilsten Mauern hinanklettern, und Zähne hatten sie wie die wilden Schweine, mit denen zerrissen sie, was ihnen vorkäme. Ohne Zweifel seien das welche von den wilden Menschen in dem neuentdeckten Weltteil. Der Schrecken lähmte die vorher so kriegslustigen Jülicher; wo sich Karl nur zeigte, unterwarf sich alles; auch der junge Herzog Wilhelm, er wurde in Gnaden angenommen, auf Geldern und Zütphen mußte er verzichten, sein Herzogtum Jülich durfte er behalten.

Die Bockreiter

Ihre Herkunft

Als 1543 die Kriege um Geldern mit dem Siege Karls V. endeten, hatten sich viele von den Geldernschen so an das Kriegen und Rauben gewöhnt, daß ihnen ein anderes Handwerk nicht gefallen wollte; viele liefen hernach zu den Geusen, da konnten sie weiter gegen die Spanier kämpfen; andere taten sich zu Räuberbanden zusammen. Für solches Gewerbe waren die Heiden von Nordbrabant, die Kempen, wie geschaffen.

Digitized by Google

Und da ist denn auch die Zunft der Bockreiter entstanden. Als dann in der Folge der Handel Antwerpens daniederlag und die Generalstaaten ihre Waffen gegen diesen Räuberstaat kehrten, zogen die Bockreiter in das Land über der Maas, wo sie in dem Vielerlei kleinerer Herrschaften leichteres Spiel hatten. Schaurige Dinge erzählte man von ihnen. Sie wären mit dem Teufel im Bunde, jeder von ihnen könnte auf einem schwarzen Bock — oder auch dem Teufel selbst — durch die Luft reiten, daher kämen sie so unheimlich schnell von Ort zu Ort und wären so schwer zu fassen. Über der blutigen Leiche eines Ermordeten schlössen sie ihren Bund durch einen gräßlichen Eid, durch den sie sich ganz dem Teufel überlieferten.

Ihre Zunft

Nach einer anderen Sage geschah das über einem am Boden liegenden Kreuz oder Marienbilde, an einem einsamen Orte, meistens in einer Kapelle auf der Heide oder im Walde. Der Hauptmann der Bande stand in langem, schwarzem Talar vor dem Altare, neben ihm ein anderer Bockreiter, der ein Buch mit der Eidesformel in der Hand hielt. Auf dem Altar brannten zwei Kerzen, und davor am Boden lag das Kreuz oder Marienbild. Der Neuling mußte rückwärts in die Kapelle treten und den rechten Fuß auf das Heiligenbild setzen. Dann hob er zwei Finger der linken Hand und schwur Gott und seinen Heiligen ab; dem Teufel aber schwur er sich zu mit der Gotteslästerung, er wolle alle nur erdenklichen Schlechtigkeiten immerzu vollbringen, dabei aber dem äußeren Scheine nach immer als guter Christ leben, in die Kirche gehen und die Sakramente empfangen. Er wolle nie den Zusammenkünften der Bande fernbleiben, nie auf eigene Faust rauben oder stehlen, lieber die furchtbarsten Folterqualen leiden, als den Namen eines seiner Genossen verraten. Darauf wurde dem Schwörenden ein Trunk warmen Branntweins gereicht und sein Name in die Liste der Bande eingetragen. Alle spien dabei auf das Kreuz, das am Boden lag. Damit waren sie alle wieder dem Teufel aufs neue verschworen.

Das Bocksbild war ihr Wappen und Wahrzeichen, bei ihren Zusammenkünften hatten sie häufig einen silbernen Bock aufgestellt. Diese Versammlungen wurden oft in fremde Länder verlegt und gehen begreiflicherweise leicht in die bekannten Sabbate der Hexen und Hexeriche über. „Hexijeroder Zunft“ taufte der Volksmund anzüglich die Bande, die besonders im Herzogenrather Ländchen hauste. Ein Bockreiter von dieser Bande wurde von der Reue ergriffen und beichtete alles dem Priester. Und der sagte, er wolle selbst eine Fahrt mitmachen, und an dem bestimmten Tage mußte ihn dieser Bockreiter auf seinem Tier mitnehmen. Es ging durch die Luft bis nach Spanien, da kam die ganze Bande mit den Teufeln in einem Keller zusammen, und jeder Neue mußte seinen

Digitized by Google

Namen in ein großes Buch eintragen: der Priester aber schrieb: „Gelobt sei Jesus Christus!" Im selben Augenblick stob die ganze Versammlung mit fürchterlichem Gepolter durch die Kellerfenster von dannen, und der Priester blieb allein zurück. Es hatte aber eine Magd am Schlüsselloch gelauscht, die rief einen spanischen Geistlichen herbei, doch auch mit dessen Hilfe fand der deutsche Priester sich nur mit Mühe in seine Heimat zurück. Hier berichtete er alles dem Fürsten von Jülich, und der ließ binnen kurzer Zeit die ganze Zunft vernichten. So erzählte man in Krauthausen (Kreis Jülich).

Ihre Bekämpfung

Zwölf von den Räubern haben in den hintersten unterirdischen Gewölben der Burg Alsdorf gefangengesessen, wo heute noch die drei kleinen niedrigen Verließe sind mit den dicken Eisenringen, an die sie gefesselt waren. Diese zwölf Bockreiter wurden dann auf dem „Galgenpley" hingerichtet. Ihr Todesurteil fällte der Gerichtsherr Freiherr von Blanckart und die Schöffen der Herrschaft Alsdorf. In Wirklichkeit ist die Justiz der Bockreiter wohl nicht so schnell Herr geworden, wie man in Krauthausen meint. Über ein halbes Jahrhundert lang haben sie ihre Raubzüge, oft bis weit ins Westfälische und Holländische hinein unternommen mit der größten Unverschämtheit, bis man kräftig gegen sie einschritt.

Besonders hat der kurkölnische Statthalter des Landes Valkenburg, Graf Karl Leopold von Velderbusch, sich angelegen sein lassen, die Bockreiter auszurotten. Ganze Dörfer, Männer, Frauen, Kinder wurden zum Galgen geschickt. In Beck zeigte man eine ganze Reihe von Häusern, die durch dergleichen Hinrichtungen verödeten, auch in Meersen soll ein großer Teil der Einwohner den gleichen Weg gegangen sein.

Aber noch gegen Ende des 18. Jahrhunderts, vor und in der Franzosenzeit, sollen die Bockreiter in dem Lande über der Maas gar sehr lebendig gewesen sein. Wenn etwa die reiche Abtei Klosterrade Knaben aus befreundeten Familien zu Besuch hatte, wagte man sie kaum ins Freie zu lassen aus Angst, sie blieben vielleicht bis zum Abend aus; und Gäste aus Maastricht, die der Abt zur Tafel geladen hatte, gerieten in Unruhe, wenn ihre Kutschen nicht Schlag 4 Uhr vorfuhren. Es hieß, die Abtei habe mit den Bockreitern einen förmlichen Vertrag schließen müssen, nachdem sie sich zu regelmäßigen hohen Abgaben verpflichtete und ihre Hausgenossen sich von morgens 5 Uhr bis abends 6 Uhr ungefährdet im Freien aufhalten durften, während für Besuche diese Schonzeit um 10 Uhr morgens begann und um 5 Uhr ablief. Auch andere große und kleine Gutsbesitzer, so erzählt man, hätten sich auf ähnliche Art durch Entrichtung von „Schwarzem Korn" einen Gottesfrieden für bestimmte Stunden erkaufen müssen.

Digitized by Google

Unter den Soldaten gab es früher auch manchen, der mehr als Brot essen konnte, oder sich gar mit dem Teufel eingelassen hatte, das hat auch einmal ein junges Blut aus Jülich erfahren; das war den Werbern in die Finger gekommen und nach Spandau gebracht worden. Als er schon sieben Jahre dort gedient hatte, konnte er es vor Heimweh nicht mehr aushalten. Ein alter Korporal, ein Landsmann aus Herzogenrath, merkte das und versprach ihm fortzuhelfen. Er sei Bockreiter, vertraute er ihm an. Und ehe der Hahn krähte, solle der Soldat schon in Jülich sein. Dem Jülicher war es unheimlich, von den Bockreitern aus Herzogenrath hatte er schon soviel Grausiges und Wunderbares gehört, er wußte, daß sie schneller waren wie der Wind, daß sie an einem Tage dem Sultan in der Türkei die Wäsche stahlen und am andern Morgen in London feilboten. Aber er erwartete doch nachts den Korporal auf der Bastei. Der Korporal kam, winkte mit dem Stock, da stand schon ein schwarzer zottiger Bock da mit Feueraugen. Der Alte belehrte nun den Soldaten, wenn er etwa Angst kriege, dürfe er ja nicht das Wort aussprechen, das seine Mutter immer bei plötzlichem Schrecken rufe, aber fluchen und teufeln dürfe er soviel er wolle. Der Bursch saß auf, faßte die Hörner des Bockes fest und sprach: „In Teufels Namen"; da fuhr das Tier mit ihm auf und rasend schnell durch die Luft, wie ein Feuerstreif sah es aus. Leute in Jena haben es gesehen, und geglaubt, der Feuerdrach wär es. Auf einmal aber ging es jäh in die Tiefe; da erschrak der Mann und schrie: „Jesus!" Gleich stürzt' er ab, zum Glück in einen Busch, aber ein Bein war gebrochen, der Bock war fort. Am Morgen fand ihn ein Bauer, der sagte ihm, das wär der Jülicher Wald, wo er läge, und lud ihn auf den Wagen und fuhr ihn nach Jülich zu seinen Eltern. Ein Bockritt

St. Anna / die Schutzpatronin von Düren

Die Auffindung und Überbringung des St. Anna-Hauptes, wurde von dem Chronisten in dem vorletzten Kapitel etwas kurz und hart abgetan; es ist hier nachzuholen, was die Volkssage davon weiß: Der Steinmetzgehilfe, der die Reliquie unterm Bauschutt fand, wollte sie erst seiner Mutter nach Cornelymünster bringen. Sie aber befahl ihm, das Haupt wieder zurückzutragen. Auf dem Rückwege kam er mit seiner Kiepe, in der er die Reliquie trug, nach Düren. Bis dahin war ihm die Last leicht gewesen, hier wurde sie ihm plötzlich so schwer, daß er nicht mehr weiter konnte. Und in demselben Augenblick fingen alle Glocken der Stadt auf einmal an zu läuten. Die Bürger kamen aus ihren Häusern gelaufen, um zu sehen, was das feierliche Geläut zu der ungewohnten Stunde be-

Digitized by Google

deuten sollte. Da fanden sie den Jüngling, der unter der Kiepe auf der Straße zusammengesunken war. Als sie von ihm hörten, was er trug, geleiteten sie in feierlicher Prozession das Heiligtum zur Martinskirche. Dort wurde es aufbewahrt, und die Kirche erhielt von nun an den Namen Annakirche.

Das Glockenspiel auf dem Annaturme war anfangs noch kunstvoller als heute. Um 12 Uhr erschienen aus einem Gehäuse die zwölf Apostel, und zwar kam mit jedem Schlage einer mehr. Die Dürener waren stolz auf ihre Uhr und hatten sich in den Kopf gesetzt, in keiner andern Stadt sollte es ein solches Glockenspiel geben. Nun hätten die Kölner gar zu gern auch so eins besessen, und boten dem Meister an, sie wollten ihm dafür den Weg von Düren bis Köln mit Talern belegen. Da waren aber die Dürener Gift und Galle, und blendeten ihn; nun war es aus mit seiner Kunst, aber rächen konnte er sich noch. Er bat die Bürger, sie möchten ihn noch einmal zu dem Werk hinaufführen, er wollte noch etwas daran verbessern. Erst traute man ihm nicht, schließlich aber wurde er doch auf den Turm gebracht. Er griff bloß einmal hinein und drückte auf eine Feder, und kein Apostel rührte sich mehr. Die Dürener ließen zwar die geschicktesten Meister kommen, aber keiner konnte das Werk wieder in Ordnung bringen. Da wurde das Gehäuse mit den Aposteln ganz herausgenommen. Das vergoldete Brustbild eines Mannes mit verbundenen Augen im Balkongitter am Rathause soll der geblendete Meister des Anna-Glockenspiels sein.

Einst schlug der Blitz in den alten Turm der Annakirche und sofort stand er in hellen Flammen. Man befürchtete, die Flammen möchten auch die Kirche ergreifen. In dieser Gefahr drängte sich durch die zuschauende Menge ein altes Mütterchen, das ein Gefäß mit Milch in den Händen trug. Keiner kannte das Mütterchen und keiner wußte, woher es gekommen war, und was es wollte. Aber jeder machte ihm ehrfürchtig Platz. Es stieg die Turmtreppe hinauf und schüttete die Milch in das Feuer. Sogleich schlugen die Flammen zusammen, und die Glut war gelöscht. Das Mütterlein aber war nicht mehr zu sehen. Es war die Mutter Anna, die ihr Heiligtum selbst gerettet hatte.

Nach dem Volksglauben ist die hl. Mutter Anna die besondere Beschützerin der Stadt Düren. Ja, die Umwohner behaupten, daß sogar die Annaglocke, so weit ihr Schall dringe, vor Blitz und Wetterschaden schütze.

Einst wurde Düren hart belagert, man sagt von den Franzosen. Nach langem vergeblichen Kampfe setzte der Feind zum Sturme an. Da, in

Digitized by Google

ihrer großen Not taten die Dürener einen Bittgang zur heiligen Mutter. Und nicht vergebens. Die Gestalt der Schutzherrin erschien auf einmal an der gefährlichsten Stelle auf der Stadtmauer, und bestürzt ergriffen dort die Feinde die Flucht. Auf einer anderen Stelle der Stadtmauer erschien ein Jüngling, man glaubt, es war der Erzengel Michael, der eine weiße Fahne in der Hand trug, in der plötzlich das Haupt der Mutter Anna abgebildet war. Auch hier zog der Feind sich zurück. Deshalb, so urteilt das Volk, habe man in einem Gebete die Worte aufgenommen: „Heilige Mutter Anna, Beschützerin der Stadt Düren."

Über einem Eingange in der Annakirche steckten in der Mauer früher mehrere Steinkugeln, jetzt hat man sie herausgenommen. Sie sollen auch von einer Belagerung der Franzosen herrühren. Besonders hielten die Feinde ihre Geschosse auf den Annaturm, den Stolz der Stadt, um dadurch den zähen Widerstand der Bürger zu brechen. Aber keine Kugel traf; denn die Mutter Anna beschützte ihre Heimstätte. Da ritt der Feldherr zu den Kanonieren und sprach zu ihnen: „Hört auf zu schießen! es nützt nichts. Eine weiße Gestalt (nach anderen sagte er: ein altes Mütterchen oder gar: eine alte Hexe) schwebt um den Turm und fängt alle Kugeln in ihrem Schoße." Der Feind zog ab, und die Dürener mauerten zum Andenken an die Rettung ein paar von den Kugeln über der Kirchentür ein.

Die untergegangene Stadt Gression

Als an der Duffesmaar bei Geich einmal ein Bauer beim Pflügen an etwas Hartes im Boden stieß, so hart, daß der Pflug davon zerriß, fing es an zu läuten; er grub nach und fand die Spitze eines Kirchturmes von Gression. Sofort warf er Erde in das Loch, denn es soll nicht gut sein, in die Geheimnisse einer versunkenen Stadt einzudringen. Einen guten Teil unseres linksrheinischen Niederlandes muß in alten Heidenzeiten einmal diese große Stadt Gression bedeckt haben. Auf dem Rott, einer Flur bei Gürzenich, haben ihre Festungswerke on Poeze (Pforten, Tore) gestanden, aber auch „em Poezefähld" (feld) bei Langerwehe, wie schon der Name besagt, die Marktplätze der Stadt lagen in Düren, wo heute das Muttergotteshäuschen steht, bei Birgel auf dem „Mahdberg" (was also nichts anderes als Marktberg bedeutet) und in der „Duffesmaar" bei Geich. Auch bei Berzbuir, wo es heißt „de ahl Kerch", und im „Kirchwasser" bei Merken sollen solche Kirchen von Gression versunken sein, oder richtiger Heidentempel, denn auch an der Stelle mancher alten Pfarrkirche, wie der zu Langerwehe und zu Pier, standen solche Tempel. Und

Digitized by Google

bei letztgenanntem Orte im Schlammerweiher liegt denn auch die Burg von dem, der über die Stadt zu sagen hatte; freilich auch die Heidenburg bei Hoven gehörte mindestens noch zu Gression. Und wiederum in Lamersdorf behaupten sie, ihr Ort sei einst der Mittelpunkt von Gression gewesen. Zurzeit als er noch auf der Höhe, nicht wie jetzt im Tale, lag. Bescheidener beansprucht Altdorf, daß dort eine Vorstadt gewesen sei, weshalb auch jetzt noch ein Teil der Ortschaft so heiße. Durch einen großen Teil des Kreises Düren und des Landkreises Aachen geht diese Sage von Gression, und auch noch bis in die Kreise Bergheim und Jülich. Wo man mit dem Spaten oder Pflug auf römische Baureste, Dachpfannen oder Grundmauern stößt, sagt man gleich: „Das es wedde e Stöck van dr Stadt Gression, die versonke es", oder so ähnlich. Fast immer heißt es auch: „diese Stadt die reichte bis Gressenich". Dies heutige Dorf Gressenich (zwischen Stolberg und Düren) muß denn auch seinen Namen von dem alten Gression haben, es ist eben das, was von der großen Stadt übrigblieb, es war der Hauptteil davon, ja, die untergegangene Stadt wird nicht selten selbst Gressenich genannt (daneben noch Gressiona, Gressionau, Grassi-Gronau, Grasigrone und Gratenich).

Nach alledem muß die Stadt größer gewesen sein, als alle jetzigen bei uns. Nach einigen brauchte man zwei Stunden, nach andern fünf, nach den meisten Berichten sieben Stunden, um sie zu durchmessen. Damit noch nicht genug, es heißt, sie habe gar von Aachen bis Köln und von Düren bis Jülich gereicht, oder von Aachen längs der Krefelder Straße bis an den Rhein, hundert Stunden habe sie im Umfang gehabt. Sie war auch anders gebaut als die heutigen Großstädte; „Dat woe su ne vertelte Stadt, net wie jetz die Städt senn. He woe ne Fleck, do stonde de Huse, dann kom ne Plaatz, do wor et frei; su geng dat fürahn, su dat dat velle Oetschofte wore. Dat ganze nennte me evve Gressiona". Und an verschiedenen Orten, wie wir bereits wissen, kennt man noch die Stellen der Tore und Mauern.

Fast alle stimmen darin überein, daß sie in der Heidenzeit gestanden habe, einige meinen, es sei schon vor der Sündflut gewesen. Die römischen Scherben im Ackerboden haben wohl den Anstoß zur Bildung der Sage gegeben, aber die Volkssage weiß von Römern als Erbauern und Bewohnern Gressions nur in Gressenich und wenigen andern Orten. Einmal war ein riesiges Türkenheer vor Gression, das als uneinnehmbare Festung galt, das war zu der Zeit als der Omerbach, der zwischen Gression und Hamich fließt, noch ein großer, schiffbarer Strom war. Dort wurden die Türken in einer furchtbaren Schlacht besiegt:

Digitized by Google

Zu Greſſion
Am Omerſtrom
Ward eine blutige Schlacht geſchlagen ...

So begann ein altes Lied, das die Leute jetzt leider vergeſſen haben. Der Türkenfeldherr ſoll aber beim Abzuge geſagt haben, „wenn er wiederkäme, würde er ein ſo großes Heer mitbringen, daß ihre Pferde den ganzen Omerfluß ausſaufen und trocknen Fußes hinüber könnten. Dann ſolle in der Stadt kein Stein auf dem andern bleiben.“ Noch ein andres Wort von dem Türkenpaſcha läuft im Volke um:

Komme ich bis an den Rhein,
So iſt gleich Greſſion mein.

Die einen erzählen nun weiter, die Türken hätten es wahrgemacht und ſeien in ungeheuren Maſſen wiedergekehrt, die Bewohner hätten ſich vor ihnen in die Wälder geflüchtet, und die Stadt ſei gefallen. Die andern behaupten, die Türken hätten von dem erſten Male genug gehabt, und bei ihren fürchterlichen Verluſten gar nicht an einen zweiten Zug gedacht, im Gegenteil, ſie hätten jetzt noch die Angſt vor Greſſion in den Knochen.

In der Umgegend von Stolberg weiß man ferner von einem großen Franzoſenheer, das einmal gegen Greſſion von Weſten anrückte. Es hat aber nicht über den Merzbach gekonnt, oder vielmehr den Strom, der damals an deſſen Stelle dort floß und ſo groß war, daß Schiffe darauf fahren konnten. Und ſo mußten die Feinde unverrichteter Sache wieder abziehen. Und in Lucherberg, wo ebenfalls Greſſion gelegen haben ſoll, erzählt man, daß dort einmal ein feindliches Heer — man weiß aber nicht mehr, von welchem Volke — einen Angriff auf die Stadt machte; Erdbauten, die dazu dienten, ſollen noch zu ſehen ſein. Am „Totenlager“ heißt die Stelle, denn da wurde ein feindlicher General mit vielen andern Gefallenen begraben. Ein ſolcher General ſoll auch in einem goldenen Sarge unter einer Linde zwiſchen Greſſenich und Hamich, oder unter einer Rotbuche zwiſchen Greſſenich und Köttenich begraben ſein; da aber beide Bäume gefällt ſind, iſt die Stelle jetzt ſchwer zu finden.

Wie die Stadt Greſſion zugrunde ging, davon wird noch mancherlei erzählt; außer den Türken wird es auch irgendwelchen andern fremden Kriegsvölkern zugeſchrieben. In Merken ſagt man, bei der Zerſtörung ſei es ſo furchtbar zugegangen, daß davon die Stadt oder vielmehr ihre Ruine den Namen Gräßelich bekam, woraus dann ſpäter Greſſenich wurde. An der Kohlenaſche, die ſich viel in römiſchen Trümmern findet, ſoll man ein ſicheres Zeichen haben, daß die Stadt durch Feuer zerſtört

Digitized by Google

wurde. In andern Orten dagegen hält man dafür, daß eine große Flut, meist sagt man: die Sündflut, die Stadt begraben habe. Man sehe das ja auch noch an den versteinerten Muscheln in den Steinbrüchen, die könnten doch nur vom Wasser herrühren; ebenso auch die Baumstämme, die in der Braunkohle bei Lucherberg zusammengeschwemmt sind, und die Sand- und Geröllmassen über dieser Schicht; und dann die steinharten, schwarzen Baumstümpfe, die im „ruede Brooch" bei Schwarzenbroich stecken, mit der Wurzel nach oben: was das für eine gewaltige Flut gewesen sein müsse!

Am öftesten hört man: Gression ist versunken, warum, wissen manche Erzähler nicht zu sagen, oder es heißt, wie bei vielen andern Städten, denen das geschah: zur Strafe für ihre Üppigkeit und ihre Sünden. Wie prächtig und wie reich die Stadt war, können wir nur noch ahnen; im Oretzfeld bei Selgersdorf (im Kreise Jülich) werden manchmal besonders schöne, große Ziegel ausgepflügt, mit Blumen und anderm Bildwerk darauf, und am Sandberg bei Rödingen (ebenfalls im Kreise Jülich) findet man an einigen Stellen Sand so glänzend und schwer wie pures Gold. Die Alten wußten mehr davon, wie es in Gression zugegangen ist. Eine von den schlimmsten in der Stadt sei „Frau Liesche" gewesen. Nach ihr heißt heute noch eine Mulde, die mit Gestrüpp und alten Weidenbäumen bewachsen war, hinter Röhe auf St. Jöris zu; da ging nachts Frau Liesche um, oder sprang von Baum zu Baum in langes, leuchtend weißes Leinen gehüllt, und plättete mit den Händen Wäsche, daß es schaurig durch den ganzen Wald hallte; das mußte sie nach ihrem Tode zur Strafe dafür, daß sie Sonntags gewaschen hatte.

Am Ausgange des Schmidtsgäßchens in Gressenich standen früher zwei Steine, jetzt ist's nur noch einer. Wer sich dort am Ostermorgen mit dem Ohr auf den Boden legte, konnte das Geläute der Osterglocken vom Vatikan in Rom hören. Doch meinen andere, das seien die Glocken der untergegangenen Stadt Gression. Ebenso sagt man von ein paar alten bemoosten Steinen bei Diepenlinchen am Erzbach und dem Gipfel des Lüggebrochs (oder Louebroichs, eines Berges zwischen Gressenich und Schevenhütte); doch muß man da in der heiligen Weihnacht um 12 Uhr hingehen; auch beim Kirchwasser, am Duffesmaar und am Nonnenweiher bei Derichsweiler kann man es zu der Zeit hören.

Ganz anders war, was einst ein Schuster hörte, der um Mitternacht von Merken nach Birkesdorf hineinging; wie er kaum bis zum Heiligenhäuschen St. Annahand gekommen war, ist da ein Durcheinander von Stimmen, ein Lachen, Rufen, Sprechen, Scherzen, Jauchzen — eine

Digitized by Google

Prozeſſion, denkt er, die haben mal im Beten eine Pauſe gemacht. Der Zug ſchien ihm aber mitten durchs Feld zu gehen, wo die alte Heerſtraße geweſen ſein ſoll, und dann weiter bis zur Heidenburg. Und da verſtummte auf einmal alles. Das wurde ihm ſo unheimlich, daß er ſchnell nach Hauſe lief; dort verfiel er in eine lange Krankheit, genas aber wieder. Vor etwa hundert Jahren hat ein Müller von der Mühle vor Hoven, der oft abends nach Merken zum Kartenſpielen ging, mehr als einmal geſehen, was das für ein Zug an der Heidenburg geweſen iſt. Als er um Mitternacht beim Bökenskreuz an der Chauſſee war, ſah er auf der Heidenburg hell erleuchtete Gebäude und ein ganzes Heer mit Roſſen und Reitern kam mit lautem Getöſe und ſchönem Trompetenklang herunter auf das Kreuz zu, wo er ſtand. Es war, als wenn ſie zur Schlacht zögen. Vor Schrecken konnte er nicht von der Stelle und dachte ſchon, jetzt biſt du verloren. Auf einmal macht alles eine Schwenkung und iſt im Nu zerſtoben. Danach hat er dies Geiſterheer noch oft geſehen.

Von alten Bergwerken

In uralten Zeiten, als die Stadt Greſſion noch ſtand, wurde in der Gegend viel gebergt; man grub beſonders nach Blei-, Eiſen- und Kupfererzen. Das größte Bleibergwerk war im Schieverling zwiſchen Greſſenich und Diepenlinchen. Viele ſagen, dieſe Gruben ſeien zur Römerzeit in Betrieb geweſen, andere meinen, es müſſe noch viel früher, ſchon vor der Sündflut, geweſen ſein. Denn das Bergwerk im Schieverling lag bis zu den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts tief unter angeſchwemmtem Sande begraben, und darunter kamen Schlacken zum Vorſchein, die noch viel Metall enthielten, und man hat ſie in Stolberg ſogar noch einmal verſchmolzen. Außerdem hat man da im Sande auch „Rüſter aus Eiſen", alte Schmelzöfen gefunden; es waren kleine Handöfen, die mit Holzkohle geheizt wurden. In den Bergwerken arbeiteten ganz kleine Menſchen, es ſollen Römer geweſen ſein; denn, wie die alten Leute ſagen, früher nannte man Menſchen von ungewöhnlich kleinem Wuchs Römermännchen. In einer anderen Sage heißt es, es wären Tataren geweſen (damit ſind Zigeuner gemeint), doch werden ſie auch Heinzelmännchen genannt. Sie waren außerordentlich geſchickt in der Arbeit, und der ganze Boden war ausgehöhlt durch Gänge und Gewölbe. Durch den großen Erzreichtum ſoll die Stadt Greſſion auch zugrunde gegangen ſein, die Leute verfielen dadurch in Übermut und Völlerei. Es kam die Sündflut, oder nach anderer Sage, fremdes Kriegsvolk, zerſtörte die Bergwerke und rottete die Bergleute aus.

Die Römermännchen

Digitized by Google

wurde. In andern Orten dagegen hält man dafür, daß eine große Flut, meist sagt man: die Sündflut, die Stadt begraben habe. Man sehe das ja auch noch an den versteinerten Muscheln in den Steinbrüchen, die könnten doch nur vom Wasser herrühren; ebenso auch die Baumstämme, die in der Braunkohle bei Lucherberg zusammengeschwemmt sind, und die Sand- und Geröllmassen über dieser Schicht; und dann die steinharten, schwarz Baumstümpfe, die im „ruede Brooch" bei Schwarzenbroich stecken der Wurzel nach oben: was das für eine gewaltige Flut gew müsse!

Am öftesten hört man: Gression ist versunken, warum, w Erzähler nicht zu sagen, oder es heißt, wie bei vielen an denen das geschah: zur Strafe für ihre Üppigkeit und ihr prächtig und wie reich die Stadt war, können wir nu Oretzfeld bei Selgersdorf (im Kreise Jülich) werden schöne, große Ziegel ausgepflügt, mit Blumen und auf, und am Sandberg bei Rödingen (ebenfalls man an einigen Stellen Sand so glänzend und Die Alten wußten mehr davon, wie es in Gre von den schlimmsten in der Stadt sei „Frau heißt heute noch eine Mulde, die mit Gestr bewachsen war, hinter Röhe auf St. J Liesche um, oder sprang von Baum zu enich Leinen gehüllt, und plättete mit den Hä t, sowie den ganzen Wald hallte; das muß nhütte das dafür, daß sie Sonntags gewaschen Eisensteine ver-

Am Ausgange des Schmidtsgäß n Bergmann vor Steine, jetzt ist's nur noch einer. and aber wenig Erz Ohr auf den Boden legte, k nd hinter ihm: „Glück Vatikan in Rom hören. Do eht da ein seltsam großer untergegangenen Stadt G ge. Da klagte ihm der Berg- bemoosten Steinen bei D ar seine vielen Kinder zu Hause Lüggebrochs (oder Lou ter durch," sagte der Fremde, „dann Schevenhütte); doch m te er so, daß der Bergmann gar nicht hingehen; auch beim orten tun, und er stieß wirklich auf ein bei Derichsweiler k m Erze, und wie er unverdrossen weiter

Ganz anders w eiter. In seinem Eifer hatte er gar nicht ge- von Merken nach von längst wieder weg war. Als der Mann nach- häuschen St. A kommen war, begegnete ihm ein Herr in feinen Klei- Stimmen, ei da näher ansah, war es der fremde Bergmann wieder.

Digitized by Google

ihn freundlich an und wollte das Erz sehen. Als nun der arme
Päckchen auftat, da war pures Gold darin.

Prozession, denke er, die haben mal im Berg ein Dank gemacht. Er
Jug schien ihm aber mitten durchs Feld zu gehen, wo da nie Bergwerk
gewesen sein soll, und dann weiter bis zur Gebenburg und da ins Gebirge
auf einmal alles. Das wurde ihm so unheimlich, daß er umkehrte und
Hause lief; dort verfiel er in eine lange Krankheit, aus der er erst
hundert Jahren hat ein Müller von der Mühle, die jetzt da steht,
ach Merken zum Kartenspielen ging, mußte da Spalier stehen
ein Jug an der Grubenburg gewesen ist, wie es auf der Grube
treuz an der Chaussee war, ist es auf der Grube
he und ein ganzes Heer mit Fahnen und Musik
schönem Trompetenschall kommen und
Stelle und dachte, sie wollten ihn
Schreckung und ist gestorben.

Das verfluchte Bergwerk

es Krüstchen von Bergmann ging einmal durch die
linchen oder in einem andern Bergwerk da herum. Da
er Bergmann mit einem Licht, das strahlte weit-
er redete den Alten an: „Sag ens, deng Lamp
m woll ich att maache, dat ich flöck op de
Alterchen. Da sagte der Riese zu ihm:
ll dich jett Ollig dropp donn," und
uchs jetz keen Ollig mie dropp zu
aber einem was), dann moß
wie deng Kamerate." Damit
s Licht die Strecke noch
ar der Berggeist ge-
von seinen Kame-
n ihn oft darum,
n hatte; bis er
ocken ließ, und da

en. Einem Bergknappen
ngewohnheit hatte, erschien
warnte ihn. Aber der Knappe
nicht. Noch in derselben Schicht
ein erschlagen und begraben.

oll sehr leichtsinnig ausgebaut gewesen
amen. Einst verunglückte ein junger Berg-
er armen Witwe. Als der verstümmelte Leich-
urde, warf die Mutter sich verzweifelt darüber
plötzlich auf, ergriff eine Bürste, warf sie in den
o rief: „So viel Haare, so viel Jahre soll die Grube
nd kein Erz mehr zutage fördern!" Die Worte gingen in
die Grube stürzte ein, und ist nie wieder in Betrieb gesetzt
Wegen des Jammers, den sie über so viele Bergmannsfamilien
ot hat, nennt man sie die Jammersgrube.

Weiteres vom Jülicher Adel

Vom Adel des Landes ist vorher in den Kriegsgeschichten schon allerlei erzählt worden, indessen kennen wir ihn damit doch noch nicht richtig. Jener Graf von Schellaert, der, wie wir hörten, gleich mehreren andern

Digitized by Google

Die alten Bergmännchen, die Berggeister, hat diese Sage fast vergessen, und ähnlich wie bei den Erdgeistern im Selfkant, gehen die verblaßten Erinnerungen durcheinander mit Vorstellungen von Zwergmenschen und fremdartigen aussterbenden oder vertriebenen Völkern. Geisterhafter sind schon die Heinzelmännchen, die sich in dem alten Leversbacher Bergwerk zu schaffen machten.

Dort in der Kupfergrube Aurora hatte man viel mit dem Wasser zu tun, und da sah ein Bergmann ein paarmal, wie zwei solche Männchen am Pumpen waren. Er erzählte es dem Pfarrer, und der ging hin und sprach Gebete, um sie zu vertreiben. Seit der Zeit ließen sie sich auch nicht mehr sehen, aber nun war das Wasser in den Schächten auch nicht mehr zu stillen, und man mußte das ganze Bergwerk aufgeben. — Es gibt noch eine andere Sage davon. In der Grube dort soll sich vor langen Jahren einmal eine Goldader gefunden haben. Da glaubte man, jetzt käme eine gute Zeit, wie sie noch nie dagewesen sei, und acht Tage lang wurde gefeiert, getanzt und fein gelebt. Als man aber dann wieder an die Arbeit gehen und das Gold holen wollte, stand der ganze Schacht voll Wasser, und man verstand damals noch nicht, das hinauszuschaffen; so blieb der Schacht für immer verschlossen.

Der Berggeist

Aber auch von jenem oft riesenhaften Gespenst, das sie in Mitteldeutschland den Bergmönch nennen, und das immer allein und als ein Herr und Meister des Bergwerks auftritt, weiß man in der Gegend von Gressenich zu erzählen. Früher hatten nämlich die Bergleute aus diesem Ort, sowie aus Mausbach, Krehwinkel, Werth, Hamich und Schevenhütte das Baggerrecht, d. h. jeder konnte an einer Stelle, wo man Eisensteine vermutete, auf eigene Faust graben. Einmal stand nun ein Bergmann vor seinem Ort (das ist die Stelle, wo gegraben wird), fand aber wenig Erz und war sehr bekümmert. Da rief plötzlich jemand hinter ihm: „Glück auf!" Und wie der Bergmann sich umsieht, steht da ein seltsam großer Mann im Berghabit, der fragt, wie es ginge. Da klagte ihm der Bergmann sein Leid, wie er kaum das Brot für seine vielen Kinder zu Hause verdienen könne. „Grab ein wenig weiter durch," sagte der Fremde, „dann kommst du auf schön Erz." Das sagte er so, daß der Bergmann gar nicht anders konnte als nach seinen Worten tun, und er stieß wirklich auf ein schmales Aderchen mit feinstem Erze, und wie er unverdrossen weiter grub, wurde es immer breiter. In seinem Eifer hatte er gar nicht gemerkt, daß der Fremde schon längst wieder weg war. Als der Mann nachher wieder oben angekommen war, begegnete ihm ein Herr in feinen Kleidern, und wie er ihn näher ansah, war es der fremde Bergmann wieder.

Digitized by Google

Der redete ihn freundlich an und wollte das Erz sehen. Als nun der arme Häuer sein Säckchen auftat, da war pures Gold darin.

Ein kleines altes Krüstchen von Bergmann ging einmal durch die Strecke, auf Diepenlinchen oder in einem andern Bergwerk da herum. Da begegnete ihm ein riesiger Bergmann mit einem Licht, das strahlte weithin durch die Strecke, und er redete den Alten an: „Sag ens, deng Lamp geht uhs." „Dat weß ich, dröm woll ich att maache, dat ich flöck op de Poste komm", antwortete das Alterchen. Da sagte der Riese zu ihm: „Geff mich ens deng Lamp, ich well dich jett Ollig dropp donn," und schüttete ihm Öl auf das Licht; „du bruchs jetz keen Ollig mie dropp zu schödde. Säß de evve enem jett (Sagst du aber einem was), dann moß du och wärem (wiederum) Ollig oppschödde wie deng Kamerate." Damit verschwand er; der Bergmann sah nur, wie das Licht die Strecke noch meilenweit erleuchtete, und er wußte nun, das war der Berggeist gewesen. Jetzt hatte der Alte ein so helles Licht wie keiner von seinen Kameraden, und brauchte nie Öl aufzugießen. Die andern fragten ihn oft darum, aber er hielt lange dicht, wie der Berggeist ihm befohlen hatte; bis er sich das Geheimnis endlich dann doch einmal herauslocken ließ, und da erlosch sein Licht sogleich.

Der Berggeist konnte auch das Fluchen nicht leiden. Einem Bergknappen auf der Grube Diepenlinchen, der die üble Angewohnheit hatte, erschien er eines Tages in Bergmannstracht und warnte ihn. Aber der Knappe gab eine patzige Antwort und ließ es nicht. Noch in derselben Schicht wurde er vom herabstürzenden Gestein erschlagen und begraben.

Das verfluchte Bergwerk

Eine Grube bei Münsterbusch soll sehr leichtsinnig ausgebaut gewesen sein, so daß öfter Unfälle vorkamen. Einst verunglückte ein junger Bergmann, der einzige Sohn einer armen Witwe. Als der verstümmelte Leichnam zutage getragen wurde, warf die Mutter sich verzweifelt darüber hin. Dann fuhr sie plötzlich auf, ergriff eine Bürste, warf sie in den Schacht hinab und rief: „So viel Haare, so viel Jahre soll die Grube verflucht sein und kein Erz mehr zutage fördern!" Die Worte gingen in Erfüllung; die Grube stürzte ein, und ist nie wieder in Betrieb gesetzt worden. Wegen des Jammers, den sie über so viele Bergmannsfamilien gebracht hat, nennt man sie die Jammersgrube.

Weiteres vom Jülicher Adel

Vom Adel des Landes ist vorher in den Kriegsgeschichten schon allerlei erzählt worden, indessen kennen wir ihn damit doch noch nicht richtig. Jener Graf von Schellaert, der, wie wir hörten, gleich mehreren andern

Digitized by Google

Feudalherrn den Frevel beging, nach der Monstranz oder nach dem Pfarrer zu schießen, wohnte ja auch im Jülicher Lande auf einem Schlosse gegenüber der Kapelle zu Gürzenich, nicht weit von dem Hofe, der noch heute im Volksmunde „Die Burg" heißt. Von seinem wüsten Treiben und der Vergeltung dafür, erzählt man sich dort noch: Der war so reich und so übermütig, daß er zu sagen pflegte: „De Steen en der Rur send iede ze zälle as menge Richtom", oder: „De Steen en der Rur gohn iede up as meng Geld". Es soll zu der Zeit gewesen sein, als auf der Burg zu Birgel der Ritter Veith im Bunde mit denen auf der Binnesburg bei Horm und auf der Burg Hüde in der Gey die ganze Gegend durch ihre Raubzüge unsicher machten. Dieser Graf von Schellaert aber soll schlimmer als sie alle gewesen sein. Er fuhr mit seinem Vierspänner mitten durch die Felder, wenn auch die Frucht noch stand. Man erzählt sich auch von ihm, daß er in Ungarn große Güter besaß und durch Spiel und Verschwendung die schönsten davon verlor. Je mehr es aber mit ihm bergab ging, um so wüster und roher wurde er. Als einst der alte Pfarrer aufs Schloß kam und ihm ins Gewissen redete, antwortete er mit greulichen Drohungen. Da stieß der Pfarrer zornig seinen Stock auf den Fußboden des Saales und sprach: „Hier auf dieser Stelle wird einst Gras wachsen." Und in einer Nacht versank die Burg mit allem, was drin war.

Der Graf von Schellaert

Die reichen Bauern von Heerdt und Kasse

Ein bäuerliches Seitenstück hierzu ist eine Sage aus dem benachbarten Landstrich gegen den Rhein hin. In der Gegend von Niederkassel und Heerdt war früher ein sehr fruchtbarer Boden, und als die Leute nun viele gute Jahre auf der Reihe hatten, da wurden sie so üppig und protzenhaft, daß der Pfarrer seine liebe Not mit ihnen hatte. Ein Bauer ließ ein Hufeisen von Silber machen mit seinem Namen darauf, und ließ das seinem Pferde nur lose unterschlagen, und als er einmal auf die Nachbardörfer ausritt, fiel es natürlich ab. Aber das wollte er ja auch gerade; die armen Schlucker dort sollten es finden und sehen, was die Bauern in Niederkassel für schwerreiche Leute wären. Die Sache sprach sich denn auch herum, aber es kam auch dem Pastor von Heerdt zu Ohren, und der hat dann von der Kanzel herunter seiner Gemeinde ins Gewissen geredet und sie gewarnt, und dabei gerufen:

Kassel, Kassel!
Gott wird dich hassen
Mit Feuer oder mit Wasser!

Und bald darnach ist eine furchtbare Überschwemmung gekommen — dieselbe, bei der auch das „Heerdter Loch" entstanden ist —, hat Hun-

Digitized by Google

derte von Morgen des besten Ackerlandes mit Sand und Kies bedeckt und viele reiche Bauern zu armen Leuten gemacht.

Die Burgen Eschweiler, Röthgen und Rothberg sollten von ein und demselben Baumeister erbaut worden sein, im Auftrage dreier adeliger Fräulein, und über dem Tor der Eschweiler Burg soll ehedem ein Stein eingemauert gewesen sein mit der Inschrift: Burg Eschweiler

Dieses Haus bauen wir drei adlige Jungfrauen auf uns Gemacht,
Und wer nach uns kommt, wird es nicht halten in Deck und Dach.
Der Reiche erhält den Knopp, der Arme den Schnopp und der runde Fuß den Weidgang.
Wer nicht will [liederlich leben?] . . . in unserem Geschlecht,
Der wisch es aus und schreib es recht.

Das wird folgendermaßen gedeutet: die Gründer der Burg sind entschlossen, flott zu leben. Als Besitzer und Herren erhalten sie den „Knopp", das ist: den Fruchtertrag der Ernte; der Arme dagegen den „Schnopp", die abfallenden Weidenschösse. Der „runde Fuß" ist entweder der Teufel, der ja bei dieser Wirtschaft seinen „Weidgang" haben würde, oder das Vieh, das auf den umliegenden Weiden grasen soll. Jedenfalls ist aber das leichtsinnige Geschlecht nicht im Zweifel, daß bei solchen Vorsätzen das Haus nicht lange wird „in Deck und Dach" stehen können.

Die Burg in Eschweiler, die in den Kriegen der letzten Jahrhunderte sehr gelitten hatte, war zuletzt nur noch von einem Burghalfen bewohnt. Der letzte Burghalfe, der um 1816 wegzog, hatte auch drei Töchter; er hat auch zuzeiten nachts eine weiße Juffer umgehen sehen, die aber niemanden etwas zuleide tat.

Nach einer andern Sage lebten früher einmal auf der Burg drei Geschwister, die in Kriegszeiten drei große „Bare" (Steintöpfe zum Einmachen) voll Geld im tiefsten Keller versteckten. Sie hatten keine Erben und machten kein Testament; so erbte eine Schwester von der andern, und als auch die letzte gestorben war, hieß es, sie müßte so lange nachts wiederkommen, bis sie einen fände, der das Geld bekäme.

Die Burg wurde dann später von einem Besitzer an den andern verkauft, der Spuk verleidete den Bewohnern den Aufenthalt; bis dann sich ein herzhafter Käufer fand, der dem Geist, der „Juffer", nachging, zu dem Schatz geführt wurde und ihn bekam. Der Spuk hörte nun auf und der neue Besitzer, der die Burg billig gekauft hatte, war ein gemachter Mann.

Noch auf andern Herrensitzen ist es so hochhergegangen, wie bei den

Digitized by Google

Gründern von Eschweiler, und hat dann die lustige Wirtschaft zuletzt doch ein unrühmliches Ende genommen.

Der Kapitän

Johann von Barrenstein war Kapitän in holländischen Diensten gewesen, aber dann aus Holland vertrieben und kaufte sich den Junker-Buckshof in Röhe. Da führte er nun ein Herrenleben. Jeden Mittag, wenn er tafelte, mußte ihm eine Musikkapelle dabei aufspielen, um das Gut aber kümmerte er sich wenig und ließ seine Leute machen was sie wollten. Zuletzt hatte er sein ganzes Vermögen durchgebracht und keinen Heller mehr übrig zum Leben. Da mußte er sich denn nun als ein armer Tagelöhner sein Brot verdienen, und die alten Leute wissen zu erzählen, er habe mit dem Degen an der Seite den Schiebkarren gefahren.

Kellersberg

Im nördlichen Aachener Hügelland, im Broichtale, lag bis vor einigen Jahrzehnten die Burg Kellersberg, eine Wasserburg. Wegen des wasserreichen Bodens hatte man dort unter dem Burghofe keine Keller ausbauen können, da waren statt dessen in einem nahen Hügel weite Gewölbe angelegt und durch einen unterirdischen Gang mit dem Herrenhause verbunden. Davon hatte auch die Burg den Namen. In dem kühlen Weinkeller und einem anstoßenden Gemach ist es in den alten Zeiten oft sehr lustig hergegangen. Dabei aber waren unter den Nachkommen des klugen Erbauers auch tüchtige Wirte und streitbare Herren, die das Erbe lange Zeit zu halten und zu mehren wußten, bis es zuletzt, vor etwa anderthalb Jahrhunderten, an Kurt von Kellersberg kam, der ein Trinker und Spieler war; da kamen in dem Kellergemach im Berge oft viele dergleichen Herren zusammen und verspielten hohe Summen. Anfangs hatte Kurt viel Glück dabei, aber einstmals kam er beim Spiele mit einem österreichischen Offizier a. D. so ins Fieber, daß er immer höher setzte und zuletzt seine Burg mit allem drum und dran verspielte, am andern Tage sein Vätererbe schmählich verließ und irgendwo draußen verkam. Der Gewinner aber schlug die leichterworbene schöne Burg bald wieder los.

Besseren Bestand hat die Herrlichkeit des alten niederrheinischen Hauses der Merode gehabt, und es lebt davon im Jülicher Lande noch eine mannigfaltige Überlieferung.

Die Merode

Die vier Balken im Wappen der Merode kommen daher: Ein österreichischer Kaiser, in dessen Dienst ein Graf von Merode-Westerloo einen großen Sieg erfocht, schlug ihn in seiner Freude mit noch blutiger Hand auf die Schulter, so daß es vier fingerbreite rote Streifen auf seinem Waffenrocke gab, und sagte: „Da hast du ein Wappen!“ — Andere erzählen es so: Ein Waffenfreund des Grafen erschlug in gemeinsamer Fehde einen alten Feind der Merode, und die Burg des Feindes fiel. Da

Digitized by Google

ritt er zu dem Grafen, es ihm anzusagen, und seine Hand noch rot vom Blut des Erschlagenen, zeichnete dabei vier Streifen auf die Schulter des Freundes, und der nahm sie in sein Wappen auf.

Die Magd und der Gefangene auf Merode

Ein Graf von Merode hatte einst einen anderen Grafen gefangengenommen und wollte ihn im Kerker verhungern lassen. Da kam die Tochter des Gefangenen unerkannt auf das Schloß und verdingte sich als Magd. Aber alles was sie versuchte, dem Gefangenen Nahrung zu bringen, schlug fehl. Da erhielt sie Hilfe in höchster Not; sie verspürte plötzlich, wie sie in ihre Brüste Milch bekam, und schlich nun nachts immer heimlich an das Kerkerfenster und nährte den Vater. Im Schlosse aber verwunderte man sich, daß der Gefangene immer noch lebe. Man schöpfte Verdacht gegen das Mädchen und gab auf alle seine Schritte acht, zugleich bewachte man den Gefangenen strenger. Da entdeckte man in der nächsten Nacht, wie die Magd am Kerkergitter stand und dem Gefangenen die Brust reichte. Die Kerkerwächter ergriffen das Mädchen und führten es vor den Schloßherrn; dort bekannte sie alles freimütig. Da konnte der Graf nicht widerstehen, er verzieh ihr und ließ ihren gefangenen Vater sogleich frei. Zum Andenken wurde ein Bild gemalt, auf dem die Tochter am Kerkerfenster ihrem Vater die Brust gab. Dies Gemälde war lange unter den Ahnenbildern im Meroder Schlosse, jetzt soll es nicht mehr da sein.

Der Engel des Herrn

Einst lagen der Graf von Merode und der Herr von d'Horn im Streit miteinander; zu der Zeit ritt der Graf einmal frühmorgens auf Düren, wo er am Gericht zu tun hatte. Der Weg, der jetzt zwischen Äckern durchführt, ging damals noch durch einen großen Wald, nur „der Engel des Herrn", ein Haus in der Nähe von Derichsweiler, stand ganz allein am Waldwege. Nicht weit davon im dichten Gesträuch lauerte der Herr d'Horn seinem Feinde auf. Eben als der Graf sich näherte, läutete die Morgenglocke von der Schloßkapelle her, und der fromme Herr stieg vom Pferde, kniete nieder und betete den Engel des Herrn. Da ließ der von d'Horn seine Waffe fallen und faltete auch seine Hände zum Gebet. Und der Graf zog ungefährdet seines Weges weiter, ohne zu ahnen, was ihm gedroht hatte. Später gestand es ihm d'Horn, und zum Gedächtnis seiner Rettung ließ der Graf an dem Hause das Bildwerk aus Sandstein aufstellen mit dem Engel des Herrn, welcher der hl. Maria die Botschaft bringt.

Bei einer anderen Fehde zwischen Merode und Nideggen bot der Meroder Graf alle starken Jungmannen aus seinen Dörfern auf. Im Kampfe siegte er und hatte das besonders sechzehn tapfern Burschen aus Merode und Schlich zu verdanken. Zum Lohn schenkte er ihnen einen großen

Digitized by Google

Wald von sechs-, siebenhundert Morgen zu vollem Eigentum; er zerfiel in den Ober-, Nieder- und Hinterbusch, und noch heute soll Schlich vierhundert Morgen von dem Walde besitzen.

Der Marschall

Ein Graf von Merode war Marschall beim österreichischen Kaiser, gerade zu derselben Zeit wie Prinz Eugen. Beide leisteten dem Kaiser viele gute Dienste, doch Prinz Eugen wurde dem Grafen vorgezogen. Das verdroß diesen sehr, und als der Krieg aus war, nahm er seinen Abschied, sagte mit kurzen Worten dem Kaiser warum, und sprach zum Schluß: „Jetzt gehe ich nach Merode, dort baue ich mir ein Schloß, das soll größer und schöner sein, als dein Palast." Und als er zurückgekehrt war, ließ er das alte Schloß zu Merode abreißen und einen neuen herrlichen Bau aufführen, der jetzt noch steht, und so viel Fenster hat, als Tage im Jahre sind. Gleichzeitig legte der Graf eine Reitbahn an, die auf steinernen Pfeilern aufgebaut war und vom Schlosse bis zum „neuen Hause" in Schlich gehen sollte. Er starb aber, ehe sie fertig war, und dies war ein Glück für die Familie, da der ausgeführte Teil bereits zuviel Geld verschlungen hatte. In der Franzosenzeit ist die Reitbahn abgebrochen und das Hauwerk in Jülich zu dem neuen Brückenbau verwandt worden.

Die Braut des Marschalls soll eine Nichte des damaligen Papstes Innozenz VII. gewesen sein. In der Pfarrkirche zu Echtz wurde das Paar getraut. Nach der Trauung zog die Braut ihr kostbares Seidenkleid aus und verschenkte es an die Kirche, um daraus Meßgewänder anfertigen zu lassen.

Der Hundemarquis

Beim Landvolk stehen die Merode in gutem Andenken, nur zwei machen eine Ausnahme. Das eine ist der Hundemarquis von Merode, der in alten Zeiten auf dem Schlosse hauste und sich zu seinem Jagdvergnügen über hundert Hunde hielt. Auf der Jagd waren dann je zwei und zwei aneinandergekoppelt, und die ganze Hundeschar lief in einer langen Reihe nebeneinander, so daß ihr kein einziges Wild entgehen konnte; und hinterher kam der Graf mit seiner Jagdgesellschaft. So ging's oft mitten durch die Felder, wenn auch die Frucht hochstand; da wurde manchmal an einem Tage alles niedergetreten und in den Grund gestampft. Einmal rannte die wilde Meute auf Lucherberg hin, dabei kamen zwei Hunde an eine Hecke und wollten durch zwei verschiedene Löcher, blieben aber wegen der Kette stecken. Da kamen die ergrimmten Bauern und schlugen die Tiere tot. Als endlich der Graf gestorben war, mußte er als wilder Jäger mit seiner Hundemeute von Merode und auf Lucherberg und Pier zu durch die Luft jagen. Der Großvater des Erzählers hat es, wenn er von seiner Braut in Lucherberg kam, nachts oft gehört.

Digitized by Google

Das Hexenloch

Dann gab es noch einmal eine Schloßherrin auf Merode, die ihre Untertanen hart drückte, unter anderem auch wieder, wie einige andere Gutsherren und -herrinnen im Rheinland, von ihnen nachts die Frösche in den Schloßweihern mit Ruten zum Stillschweigen bringen ließ und dann doch am Tage dieselbe schwere Arbeit wie sonst verlangte. Auf dem Schlosse soll es lange eiserne Trompeten gegeben haben, mit denen die Leute zur Arbeit gerufen wurden. Wer nicht zur Zeit erschien, wurde ins „Hexenloch" geworfen; das war ein Gewölbe zu unterst in einem Schloßturm, worin die Hexen an eisernen Ringen geschlossen lagen, bis sie auf dem Schöbbich zu Echtz verbrannt wurden; die Speisen reichte man ihnen durch ein viereckiges Loch der Kerkertür auf einer langen Gabel durch. Es sollen aber, wie gesagt, auch andere Gefangene ins Hexenloch gekommen sein. Heute sagt man nur noch zu ungezogenen Kindern: „Nämm dich in aach, sös könts du en et Hexeloch."

Schwarzenbroich und Wenau

Einem Grafen von Merode, Werner V., der in der Wenauer Kirche begraben liegt, ist einst, als er auf einem langen Pirschgange sich ermüdet schlafen legte, der hl. Matthias im Traum erschienen und mit ihm Männer in weißen Mänteln, und hat ihn geheißen, für die Männer ein Kloster zu bauen an dieser Stelle; denselben Traum hat zu derselben Zeit auch die Gräfin daheim gehabt. Und als er und auch sein Schloßkaplan das Ding nicht gleich ernstlich betrieben, gebot der Heilige den beiden wieder im Traum strengstens ungesäumte Ausführung, und so stiftete der Graf an dem Orte das Kloster Schwarzenbroich für die Kreuzbrüder. — Das Kloster tat viel Gutes, spendete in Notzeiten den Armen vom aufgesparten Getreide; dann stand die Klostermühle Tag und Nacht nicht still. Noch heute heißt ein Weg nach Schwarzenbroich das „Bruettpättche" (Brotpfädchen), weil da immer die armen Leute gingen, sich Brot aus dem Kloster zu holen.

Als einst aber ein Graf die Brüder aus dem Kloster vertrieb — weiß nicht weshalb —, kam Unglück auf Unglück über das Haus Merode; bis eine Tochter des Grafen, sein liebstes Kind, auf dem Sterbebette die Eltern mahnte, das Unrecht an den Klosterbrüdern wieder gutzumachen, sonst käme noch größeres Unglück. Da tat der Graf nach dem Wunsch der Sterbenden und rief die Kreuzherren wieder in ihr Kloster zurück.

Ein Ritter auf der Laufenburg bei Wenau und ein Fräulein von Merode — oder nach anderer Überlieferung eine Tochter der Laufenberger und ein junger Graf von Merode — hatten sich lieb, die Eltern aber wollten nichts von einer Heirat wissen. Da entfloh das Paar heimlich zum Abt von Floreffe in Belgien, einem Verwandten, der riet ihnen aber in an-

Digitized by Google

haltendem Gebet den Himmel zu befragen, und da wurde am siebenten Tage dem Ritter die Offenbarung, daß seine Braut ein Nonnenkloster stiften und dessen Äbtissin werden und er selber als Priester und Vorsteher daran wirken solle. Sie gründeten dann im Wehbachtale das Kloster Wenau. Es wird auch erzählt, dieser Graf von Merode habe das Kloster Schwarzenbroich gestiftet.

Dagegen ist einmal eine andere Laufenburgerin auf ihre alten Tage noch sehr weltlich geworden. Auf der Laufenburg lebte einst ein schon bejahrtes Fräulein; und weil es auf dem Schloß in dem Walde so allein war, schickten ihm die Verwandten zum Zeitvertreib einen jungen Spaßmacher hin. Dieser aber wußte sich der alten Dame so angenehm zu machen, daß sie den jungen Mann heiratete, trotz des Widerspruchs der Verwandten, denen um die Erbschaft bange war. Sie ließ ihnen sagen: „Wenn alte Scheunen anfangen zu brennen, so hört das Löschen auf," und hat ihrem jungen Mann die Laufenburg mit allem Zubehör vermacht.

Das Kloster Wenau, das von Merode und der Laufenburg aus gestiftet war, galt in der ganzen Gegend für sehr reich, und ebenso freigebig gegen die Armen wie Schwarzenbroich. Jeden Mittag kamen die, eine große Schar, mit ihren „Henkelmännern" (Brühtöpfen) sich die Suppe holen und noch ein großes Brot dazu. Und die Schwestern sahen nicht darauf, ob es immer nur wirklich Arme waren, die vor ihrem Fensterchen erschienen. Es kamen auch Leute, die es gar nicht nötig hatten, ja einige sollen sogar ein Geschäft damit getrieben und die Suppe weiterverkauft haben. Unter dem heiratslustigen jungen Volk, wenn z. B. ein Bursch aus der Gegend von Langerwehe ein Mädchen aus Heistern, Hamich oder Schevenhütte freien wollte, ging die Redensart: „Du hast ja Wenau und ich habe Schwarzenbroich; so können wir heiraten." Zwischen beiden Klöstern war es nämlich Herkommen geworden, daß Schwarzenbroich die Bedürftigen aus der Gegend von Langerwehe, und Wenau die aus den drei andern vorhergenannten Dörfern, wo viel Armut war, übernahm; das hatte sich mit der Zeit so von selber gemacht, viele Leute aus diesen Ortschaften, die früher das Brotpfädchen nach Schwarzenbroich gewandert waren, gingen nun nach Wenau, bei den Schwestern dort gab's noch mehr.

Von der Erft zum Rhein

Das Volk hierzulande liebt einen guten Scherz auch mit seinen Heiligen, Klöstern und Kirchen, unbeschadet aller Anhänglichkeit, ja recht zum Zeichen einer solchen; und so lacht man z. B. noch heute in Hüchel-

Digitized by Google

hoven (im Kreiſe Bergheim) über ein Wahrzeichen an der Kirche, das mit einer frommen Stiftung entſtand, und weiß ein Geſchichtchen davon: Den Turm der Kirche baute nämlich im Jahre 1554 Frau Irmgard von Retzgen, die auf Burg Geretzhoven wohnte, und die Maurer wurden von der Burg aus beköſtigt; eines Mittags aber, als die Magd wieder das Eſſen brachte, fehlten die Löffel, und ſie mußte wohl oder übel zurücklaufen, um die zu holen. Um ſich inzwiſchen die Zeit zu vertreiben und ſich dafür zu rächen, daß ſie ſo lange mit knurrendem Magen daſitzen mußten, hat ein Maurer den Kopf der dicken Haushälterin auf Geretzhoven, der dicken Ann (Anna), die daran ſchuld war, in Stein gehauen und an der Straßenſeite des Turmes eingemauert. Im Volksmunde heißt die Figur noch heute die Leffels-Ann.

Die Leffels-Ann in Hüchelhoven

Wie ſich im rheiniſchen Leben der Sinn für altkirchliche Überlieferung mit der Luſt an prächtigen Aufzügen und herzhaftem Feſtjubel und -trubel verbindet, zeigt der „Gymnicher Ritt".

In Gymnich wurde alljährlich am Himmelfahrtstage ſeit vielen Jahrhunderten eine prächtige Reiterprozeſſion gehalten. Hoffentlich kommt dies alte Volksfeſt bald wieder zu ſeinem Recht. Die Prozeſſion beginnt morgens gegen neun nach dem Hochamt. Voran ziehen Berittene, dann folgen die Krieger-, Schützen-, Geſang- und Arbeitervereine des Dorfes. Weißgekleidete Mädchen ſtreuen Roſen und andere Blumen und tragen vergoldete Anker, Herzen und Kreuze. Dann kommt der Hauptzug der Reiter — es ſollen ſchon nicht viel weniger als 200 geweſen ſein, in den letzten Jahren vor dem Kriege waren auch drei Geiſtliche darunter. Die Mähnen und Schweife der Pferde, Ackergäule, ſind mit Blumen und bunten Bändern geſchmückt. Dutzende von Wagen folgen im Zuge und an die drittehalbtauſend Fußgänger wurden ſchon gezählt, auch Weiber und Kinder und auch viele Leute aus den Nachbardörfern ſind dabei. Der Zug geht aus dem Dorfe in weitem Bogen durch die Feldgemarkung und dauert bis gegen ein Uhr. Nach dem Mittageſſen gegen einhalb drei beginnt dann der weltliche Teil des Feſtes mit Kram- und Schießbuden, Glücksrädern und Tanz, vor allen Dingen für die Burſchen und Mädchen. Über die Entſtehung dieſes Gymnicher Rittes wird erzählt: Ein Herr von Gymnich nahm am erſten Kreuzzuge teil, und als das Heer durch Ungarn zog, entfernte er ſich einmal zu weit vom Hauptheere und verirrte ſich an den Ufern der Theiß in einem Sumpf. An menſchliche Hilfe war nicht mehr zu denken, das Pferd ſank immer tiefer ein. Da gelobte der Ritter in der höchſten Not, wenn er mit dem Leben davon käme, alljährlich in der Heimat eine Reiterprozeſſion zu halten. Kaum hatte er

Der Gymnicher Ritt

Digitized by Google

dies Gelübde getan, da flogen dicht neben ihm ein paar Wasserhühner auf, und davon erschrak sein Roß so, daß es einen gewaltigen Satz tat, so aus dem Sumpfe kam und mit dem Reiter davonstürmte. Als dieser aus dem Kreuzzuge glücklich heimkehrte, erfüllte er sein Gelübde, und seitdem wurde der Gymnicher Ritt alljährlich bis in unsere Tage hinein gehalten.

Es waren aber auch damals nicht alle Leute Helden darin, ihre Gelübde zu halten; von einem sonderbaren Pilger und Büßer aus dieser Gegend, über den man viel gespottet haben wird, erzählt z. B. Cäsarius von Heisterbach.

Von der Buße des Verräters Steinhard

Im Bistum Köln waren zwei reiche und streitbare Rittergeschlechter, das eine vom Dorfe Bacheim, das andere von Gürzenich. Zwischen denen entstand eine so tödliche Feindschaft, daß niemand, auch nicht der Bischof, ihr Herr, sie stillen konnte, sondern täglich gab es neuen Raub, Brand und Mord. Da bauten die Gürzenicher sich in ihrem Walde ein festes Haus, als Trutzfeste gegen die von Bacheim, und einem Knecht namens Steinhard, der dort zu Haus war, dem vertrauten sie die Schlüssel des Burghauses. Den aber trieb der Teufel, daß er heimlich zu den Feinden schickte und versprach, seine Herren und die Feste in ihre Gewalt zu liefern; ich weiß nicht, was sie ihm getan haben sollten. Die Ritter von Bacheim trauten ihm erst nicht; da er aber zwei- und dreimal denselben Boten schickte, so kamen sie am bestimmten Tage sehr vorsichtig mit starker Mannschaft und erwarteten den Knecht nahe dem Hause. Der kam zu ihnen, und da sie noch zögerten, brachte er ihnen die Schwerter all der Herren, die in der Feste Mittagsschlaf hielten und machte sie dadurch sicher. Nun drangen die Gewaffneten ein, töteten die Schläfer und nahmen den Knecht, wie sie geschworen, in ihren Dienst. Später empfand er über diese ruchlose Tat Angst und Reue und ging nach Rom, beichtete und nahm eine schwere Buße auf sich. Aber er erlag der Versuchung und vergaß der Buße. Dann kehrte er zum Pabst zurück, fing eine neue Buße an und hielt wieder nicht aus. Da er mehrmals so tat, bekam der Papst einen solchen Büßer satt, und um ihn loszuwerden — denn er merkte, daß bei dem doch alles nichts nützte — sagte er: „Weißt du irgend etwas, was du zur Buße auf dich nehmen und auch halten kannst?“ Er antwortete: „Ja, Knoblauch habe ich nie essen können. Wenn mir auferlegt würde, mich dessen zu enthalten, das Gebot würd' ich sicher nie übertreten.“ — „So geh, und künftig sollst du zur Strafe für deine großen Sünden nie Knoblauch essen.“ Als er aber aus der Stadt kam, sah er

Digitized by Google

in einem Garten Knoblauch. Er ſtand ſtill, ſah den Knoblauch an und verſpürte große Luſt darauf. Die Gier wurde immer ſtärker und ließ ihn nicht von der Stelle, und doch wagte er nicht, den verbotenen Knoblauch zu berühren. Aber kurz geſagt: Schließlich trat er doch in den Garten und aß. Gekocht und gut zubereitet, hatte er nie davon koſten können, ſolange er durfte; jetzt aß er ihn wider das Gebot roh und unreif. Als er nun ſo kläglich der Verſuchung erlegen war, ſchämte er ſich, kehrte zum päſtlichen Hofe zurück und erzählte es, aber der Beichtvater jagte ihn entrüſtet fort, und was aus dem Elenden geworden iſt, habe ich nicht erfahren.

Der Schultheiß von Lechenich

In jenen Kreuzfahrerzeiten ſchifften einmal etliche Flamänder an dem Berge Vulcanus vorbei und hörten aus ſeinem Innern eine Stimme rufen: „Unſer guter Freund Siward kommt an; nehmt ihn auf!“ und ſie vernahmen deutlich, wie einer unter großem Getöſe in den Berg geſtürzt wurde. Dieſer Siward war aber Schultheiß in Lechenich geweſen. Die Pilgersleute merkten ſich die Zeit genau und den Namen, den ſie gehört hatten, und als ſie bei ihrer Rückreiſe durch Lechenich kamen, da fand es ſich, daß an demſelben Tage und in derſelben Stunde, wo ſie auf dem Meere die Stimme gehört hatten, der Schultheiß geſtorben war; der war aber ein ruchloſer Menſch geweſen.

Gebhard Truchſeß und Agnes von Mansfeld

Auf dem Schloſſe Lechenich hielt ſich der Erzbiſchof Gebhard Truchſeß gern auf, der zur reformierten Kirche übertrat, um die ſchöne Gräfin Agnes von Mansfeld heiraten zu können, nachdem er ſchon vorher mit ihr einen vielberedeten Liebeshandel gehabt hatte. Sein Fresko-Bildnis im alten Ritterſaale des Schloſſes ſoll, als man es auffriſchen wollte, immer wieder ſchwarz geworden ſein, ſeiner ſchönen Agnes wegen, ſo gern man es auch weiß machen wollte. Wie ſich der Erzbiſchof in ſie verliebte, davon wußten die böſen Zungen unter anderem zu erzählen: Im Jahre 1579, wo es anfing und die Agnes von Mansfeld, damals noch Stiftsdame zu Gerresheim, mit ihrer Schweſter, der verwitweten Gräfin von Sayn, Köln zur Feier des Peterstages beſuchte und durch ihre Schönheit allgemeines Aufſehen erregte, da ſei am Hofe des Kurfürſten Gebhard ein Italiener Hieronymus Scotti geweſen, ein Abenteurer, der von Hof zu Hof zog und von deſſen Kunſtfertigkeit man viel erzählt; hier am kurfürſtlichen Hofe habe er ſich als eine Art luſtigen Rat gebrauchen laſſen. Und der habe einen Zauberſpiegel bereitet und darin den Kurfürſten das Bild der ſchönen Mansfelderin ſehen laſſen. Bald darauf habe Gebhard ſie bei einer Prozeſſion ſelbſt geſehen und ſei gleich rettungslos in ſie verliebt geweſen.

Digitized by Google

Johann von Werth

Vielmehr noch aber hat man früher in der Kölner Gegend und am ganzen Niederrhein von einem anderen Mann aus der Zeit der Glaubenskriege gesprochen, von dem großen Kriegshelden Johann von Werth. Leider scheint von den alten Sagen, die über ihn im Umlauf gewesen sein sollen, nichts auf uns gekommen zu sein als die eine, daß er auf seinen kühnen Streifzügen oft den Pferden habe die Hufeisen verkehrt unterschlagen lassen, um die Feinde irrezuführen — also was man sonst von Raubrittern und Tempelherren erzählt. Über seine Abstammung und Heimat haben sich die Gelehrten viel gestritten. „Zu Büttgen [westlich von Neuß], allwo ich erzogen bin und von Jugend auf meistenteils gewohnt habe," heißt es in seinem Testament, damit ist aber sein Geburtsort noch nicht ausgemacht. Nach der Volksüberlieferung wäre es das Dorf Werth bei Eschweiler. In der alten Pfarrkirche des nahen Gressenich soll man ihn früher in einem bunten Seitenfenster zu Pferd haben sehen können, außerdem seinen Grabstein in der Kirche, der ist freilich schon um 1806 verschwunden, doch hat man zum Glück die Inschrift vorher abgeschrieben, sie steht mir leider nur in modernem Schriftdeutsch zur Verfügung:

Zur Erinnerung an Jann von Werth,
Seine Siege erfocht er stets zu Pferd,
Darum auch Jann der Sieger genannt,
Weither bekannt im deutschen Land;
Geboren in dem nahen Werth,
Sein Leichnam ruht in fremder Erd'.

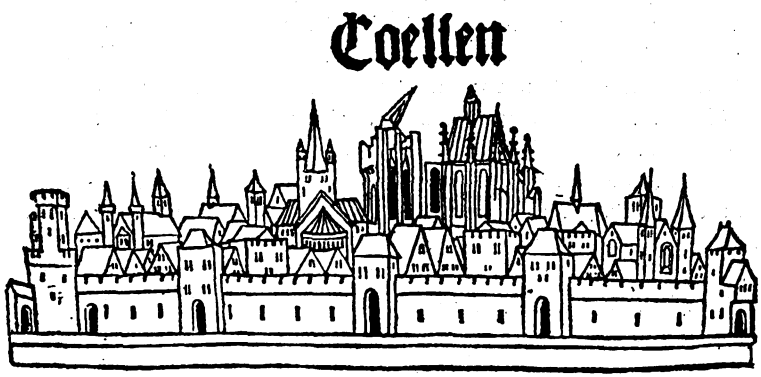
Auch von einem Glasbild in der Kirche zu Werth selbst spricht man, das aber ebenfalls spurlos verschwunden ist, und von einem Stein mit Inschrift in der Kirchhofsmauer, den man aber wohl nicht wiederfinden kann. So wenig wie die alten Sagen vom Johann von Werth.

Eine noch junge Sage ist es nämlich — erst im vorigen Jahrhundert erfunden —, was man in Köln von diesem Jan und einer Griet erzählt: Im alten Kümpcheshof diente ein Knecht, der hieß Jan, und eine Magd, die hieß Griet. Dat Griet, das war en fresche Mähd, und Jan mocht sie gern. Und einmal fragt er sie, ob sie ihn nehmen wollte. Nein, er wär ihr nicht gut genug, sie wollte 'nen däftigen Halfen mit Ochsen und Kühen und Pferden. Da zog Jan fort in den Krieg, und nach Jahren, wie er wieder nach Köln kam, saß er stolz zu Pferde und war ein Feldmarschall geworden und alle Leute sprachen von Jan von Werth. Wie er nun zur Pooz (zum Tore) hereinritt, saß in der Pooz dat Griet als Obsthökerin vor einem Appelkram und briet Kruschteien (Kastanien). Mit

Digitized by Google

einmal hielt der ſtolze General vor ihr, begrüßte ſie und ſagte: „Griet, wer et hätt' gedonn!“ (wer es getan hätte!) Da war es der Jan vom Kümpcheshof! aber Griet war nicht auf den Mund gefallen, lachte und erwiderte: „Jan, wer et hätt gewoß!“ (gewußt).

Die letzten Geſchichten haben uns ſchon bis nach Köln hineingeführt; hier reden, noch mehr als bisher, die Steine und Bilder zu uns, und es gilt nun, uns alles gehörig der Reihe nach erzählen zu laſſen.



Colonia Agrippina

Als Octavianus Kaiſer geworden war nach Julius' Tod, wurden die Gallier, das ſind die Walen, widerſpännig den Römern, und fielen vom Römiſchen Reich. Da ſandte der Kaiſer Octavianus ſeine Stiefſöhne Claudius, Tiberius und Druſus mit einem großen Volk gegen die Walen. Und ſie hatten einen großen blutigen Streit mit denen, zuletzt aber behielten ſie die Viktorie, ſetzten Hauptleute in den Landen von der Römer wegen, und kamen wiederum gen Rom. Da aber überfielen die Sikambrer vom rechtsrheiniſchen Land mit Brand und Raub das Volk der Ubier, das die Lande bewohnte, da nun Köln gebaut iſt und die darum liegen. Als der Kaiſer davon die Botſchaft bekam, ſandte er riſch heraus einen ſehr ſtreitbaren Mann, Marcus Agrippa, und gab ihm drei Legionen, daß er den Ubiern zu Hilfe käme. Als der nun herausgekommen in die Landſchaft, welche die Ubier innehatten, tat er als ein kluger und gütiger Mann, der Blutſtürzung, wo er mag, zuvorkommt, und ſandte zwei edle und wohlredende Männer zu den Sikambrern. Da aber die Sikambrer nach ihrer trotzigen und wilden Art ſich nicht mit Frieden und Güte geben wollten, widerſagte er ihnen und ſandte ihnen einen Feinds-

Gründung der Stadt

Digitized by Google

brief. Sobald als der Brief gesandt war, hatte der Herzog Agrippa sein Volk auch schon bereit, überfiel die Sikambrer und gewann den Streit. Das Volk der Ubier hatte große Freude über den Sieg. Und daß sie sicherer wären vor künftigem Überfall der Feinde, versammelte der Herzog Marcus die Ubier, die vorher zerstreut gewohnt hatten auf dörfische Weise, und wollte, daß sie bei ein wohnten auf Bürgers Weise, und begann eine Stadt zu bauen mit einer starken Ringmauer. Und als die Stadt fertig war, wurde sie nach ihm Agrippina genannt, und die Einwohner, die vormaligen Ubier, hießen danach Agrippinenser, und bezimmerten die Stadt nach römischer Weise mit Häusern, Türmen und Pallasen, wie in Rom waren. Desgleichen bestimmte er etliche Plätze für die Gemeinde, wo man könnte kaufen und verkaufen, ebenso einen Platz für das Ritterspiel. Und noch zur Zeit sind der Sitten und Manieren in Bauung und Kleidung viel zu Köln wie zu Rom. Und die Stadt wurde mehr dann dreihundert Jahre lang Agrippina nach ihm genannt. Das ist die gemeine Sage aller Kölner, daß Agrippa der Gründer ihrer Stadt sei, wie das auch der Spruch ausweist, der mit goldenen Buchstaben am Tanzhaus der Stadt, dem Gürzenich, geschrieben steht:

Der herliche Marcus Agrippa ein heidensch man
Vur gotz geburt Agrippinam nu Coelne began.

Nun ist nicht viel Rühmens davon zu machen, daß jemand seine Herkunft will nehmen von den heidnischen Menschen, die die Abgötter angebetet haben. Darum soll die heilige Stadt Köln eine sonderliche Würde darin suchen, daß sie nicht lange gelegen ist in solcher Befleckung der Abgötterei, sondern bald nach ihrem Anfang bekehrt worden ist zu dem Christenglauben. Ist das nicht ehrenvoller und löblicher, daß man als Beginn der heiligen Stadt Köln nehme die Zeit, da der Stern der Welt, Maria, die glorioſe und selige Mutter Gottes, ist aufgegangen? Die Himmelskönigin ist der Stadt Köln Mitschwester von Jahren, zu einer Zeit geboren. Und dieselbe Freundschaft, die zu sein pflegt zwischen denen, die zu einer Zeit geboren sind, daß sie einander mehr förderlich und behilflich sind als sonst wem, und auch von einerlei Beschaffenheit und Wesen sind, die findet man auch in viel Stücken zwischen Marien, der Mutter Gottes und der heiligen Stadt Köln.

Marsilius

Einst wurden die Kölner von einem römischen Kaiser belagert und kamen in groß Kummer und Not, da es ihnen an Holz gebrach. Nun war in der Stadt ein edelstrenger Ritter und Bürger, ein kluger, erfahrener Mann, Marsilius geenannt, der erdachte einen listigen Anschlag. Es sollte

Digitized by Google

eine Schar Frauen zu einem Tore hinausziehen mit Karren und Wagen, als um Holz zu holen, und sollten Helme haben auf ihren Häuptern, als wollten sie zu Streite ziehen. Die Bürger aber mit ihrem Hauptmann sollten aus einem andern Tore hervorbrechen und den Feinden, wenn sie die Wehr-Frauen angreifen wollten, in den Rücken fallen. Der Hauptman sollte Marsilius sein. Als nun der Tag gekommen war, den sie dafür gesetzt hatten, da rüsteten sich alle, die Frauen in ihrer Wehr und die Männer in ihren Waffen zogen mit Freuden eine jede Schar zu ihrem Tore hinaus. Wie nun der Feind den Zug der Frauen mit den Wagen und Karren ersah, alsbald brachen sie auf und wollten sie fangen mit ihrem Gezeuge. Da kamen aber die Bürger mit ihrem Hauptmann Marsilius aus dem andern Tore heraus und drangen mit großer Macht auf sie, also daß sie sich umkehren und gegen den Überfall wehren mußten. Und Gott gab denen von Köln Glück, daß sie der Feinde ein groß Teil erschlugen und eine große Menge von ihnen fingen, darunter auch den Kaiser selbst. Sie brachten ihn mit den andern Gefangenen in die Stadt und legten ihn in einen tiefen Turm; nach einigen Tagen aber führten sie ihn heraus und wollten ihm auf offenem Markt das Haupt abschlagen lassen. Und als er auf die Richtstätte kam, da war ein köstlich Tuch gespreitet, darauf mußte er niederknien. Da bat er, daß sie ihm sein Leben ließen, und gelobte, sein Leben sollte ihnen viel nützer sein als sein Tod. Sie möchten von ihm begehren, was sie wollten, er wollte es ihnen bestätigen. Die von Köln nahmen das an und brachten ihm eine große Bulle unbeschrieben, daran mußte er sein Siegel hängen. Darum begingen seitdem die Bürger von Köln den Donnerstag nach Pfingsten mit großen Freuden und Wirtschaften und nannten ihn den Holzfahrttag. Und nach seinem Tode ward Marsilius in einen Sarg gelegt und in der Mauer beigesetzt bei der Apostelkirche; und der Stein steht noch da Anno 1499 und ist genannt Marzillisstein oder besser Marsiliusstein. Und auf das ritterliche Fechten und mannlichen Widerstand, den Herr Marsilius tät, ist ein Spruch gemacht, der steht geschrieben mit güldenen Buchstaben an der Stadt Tanzhaus, das man nennt Gürzenich, und lautet also:

Marsilius heiden ind der sere stoultze
Behielte Coellen ind sie voiren zo houltze.

Der Niederländer Buchelius sah dieses angebliche steinerne Grab in der Stadtmauer noch auf seiner Rheinreise 1587 und notierte darüber: „Mag dies nun eine Grabpyramide gewesen sein oder irgend etwas an-

Digitized by Google

deres, sicher scheint es ein Überbleibsel aus römischer Zeit zu sein. Es gibt Leute, die glauben, daß Gebeine darin gewesen seien, und man erzählt, eine ähnliche mit älteren Buchstaben bezeichnete Steinkiste sei am Stadtgraben beim Bau der Befestigung am Hahnentor gefunden worden. Das ungebildete Volk schrieb ihn [das vermeintliche Marsilius-Grab in der Stadtmauer] den Juden zu, und zwar nicht ohne Grund, da vor einigen Jahrhunderten die Juden hier gewohnt haben, und ich selbst einen Grabstein mit hebräischen Buchstaben nicht fern von der alten Mauer sah. Andere nennen es im Scherz das Grab des Aristoteles . . ."

Das heilige Köln

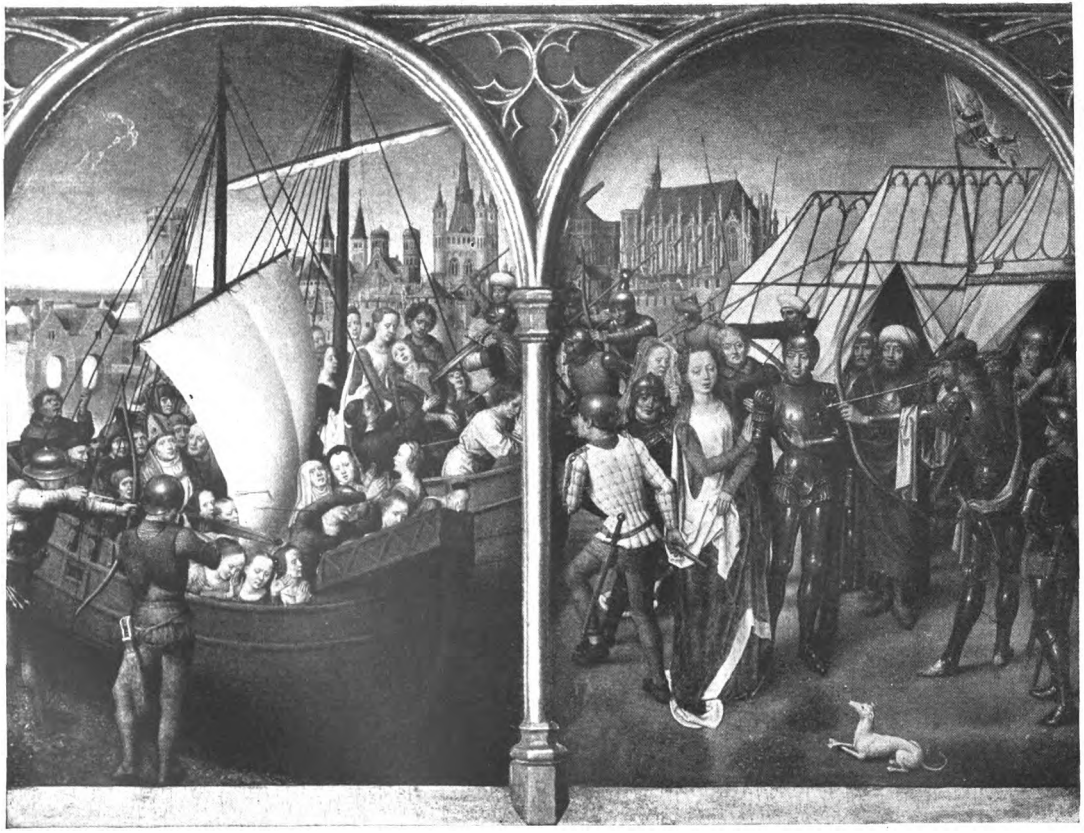
Glaubensboten und Schutzherren

Maternus

Dieselbe Chronika von der hilligen Stat Cöllen, nach der wir auf den letzten Blättern erzählten, berichtet: Als Sankt Maternus die Stadt Trier und die Lande, die dabei liegen, bekehrt hatte und war etliche Jahre dort Bischof gewesen — wovon in unserm Buche noch bei den Trierer Geschichten erzählt wird —, kam er nach Agrippina, das nun Köln heißt, da begann er zu predigen und zerstörte die Abgötter und tat viel Wunderwerke; so bekehrte er alles Volk zum Christenglauben. Und er baute zwei Kirchen, die eine außerhalb der Stadtmauer, die weihte er zu Sankt Peters Ehren und setzte darin seinen bischöflichen Stuhl. Darum heißt die Kirche noch heutzutage der alte Dom. Die andere baute er in der Stadt zu Ehren Unseres Lieben Herren und Unserer Lieben Frauen, die wird jetzt genannt Sankt Cäcilienkirche. Danach zog er weiter in das Niederland nach der Stadt Tongern, das war zu der Zeit ein großer Kaufplatz und voll Abgötterei und Unglauben. Da begann er zu predigen und bekehrte das Volk und setzte auch da seinen bischöflichen Stuhl. Und das war zehn Jahre, nachdem er Bischof zu Trier, und fünf Jahre nachdem er Bischof zu Köln gewesen war. Und so regierte er diese Bistümer alle drei, und hat einst auf eine heilige Christnacht Messe gehalten in den drei Städten Trier, Köln und Tongern. Seine Wohnung aber nahm er zu Köln, denn das lag am bequemsten, zugleich das Trierische und auch das Tongernsche Bistum zu regieren. Er saß so viele Jahre auf dem bischöflichen Stuhl, als er Tage im Grabe gelegen hatte und starb unter dem Kaiser Hadrianus um das Jahr 130.

Als die zu Trier das hörten, sandten sie zur Stunde nach Köln, um den heiligen Leichnam ihres Hirten zu holen. Desgleichen kamen die von Tongern und begehrten ihn. Die Gemeinde zu Köln aber wollte ihn

Digitized by Google



Martyrium der hl. Ursula und der 11000 Jungfrauen / Gemälde von Hans Memling ca. 1450

Digitized by Google

UNIV. OF WISCH.

Digitized by Google

nicht herausgeben, aus eben dem Grunde und weil er ihre Stadt auserkoren hätte, da zu sterben, und so entstand ein großer Streit unter den drei Städten. Da erschien ihnen ein Engel in der Gestalt eines alten ehrwürdigen Mannes und gab ihnen diesen Rat: „Laßt den heiligen Leichnam des Bischofs in ein Schiff legen, und stoßt das Schiff vom Lande und laßt es gehen, wohin Gott es sendet.“ Das geschah, und ohne Ruder und Riemen ging das Schiff rheinauf eine kleine Meile Weges, da ging es wieder zu Lande. Und die Bürger von Köln und Tongern sahen es mit großer Trauer; die von Trier aber nahmen den Leichnam des heiligen Bischofs als von Gott gesandt mit großer Dankbarkeit; und sein Eingeweide nahmen sie aus und ließen das da, an der Stätte bauten die Kölner eine Kirche und verwahrten darin das Eingeweide ehrwürdiglich, um der großen Reue (Trauer) willen wurde das Gotteshaus Reuenkirche genannt, jetzt heißt der Ort Rodenkirch. Die Leiche selbst aber führten die Trierer heim, und setzten sie in dem Grabe der heiligen Märtyrer Valerius und Eucharius bei, und viele Wunder geschahen da hernach.

St. Severinus war der zweite Bischof zu Köln, geboren aus Aquitanien von Burdegal (Bordeaux); er regierte das Bistum mit rechtem Ernst und brachte die irrenden Schafe, die durch seinen Vorfahren (einen Arianer) verleitet waren, in den rechten Weg des Christenglaubens. St. Severin

Als er auf einen Sonntag, wie er zu tun pflegte, zu den heiligen Stätten in Köln ging, begab es sich, wie er so betend wandelte, daß Gott ihn einen engelschen Gesang hören ließ, und er sprach zu dem Diakon, der mit ihm ging: nun führten die Engel die Seele St. Martins, der eben gestorben sei, zum Himmel. Und der Diakon, der alles genau im Sinne behielt, fand hernach, daß Severinus wahr gesprochen hatte. — Auf demselben Platze, wo der heilige Mann den Gesang gehört hatte, wurde nachmals durch Bischof Wallraf ein Kartäuserkloster gebaut.

Als Severinus 28 Jahre lang das Bistum verwaltet und sein Ende nahe fühlte, reiste er wieder nach Burdegal und starb dort. Etliche Zeit danach war in dem kölnischen Land große Dürre und fiel drei Jahre lang kein Regen. Da wurde St. Evergislus, seinem Nachfolger, im Traume offenbart, das wäre darum, daß die Stadt ihren Bischof nicht mehr hätte. Nun sandten sie nach Burdegal und mit viel und großen Bitten erwarben sie den heiligen Leichnam wieder und legten ihn in die Kirche, die er außerhalb der Stadt hatte bauen lassen, als er noch lebte.

Und bald danach kam ein Regen und das ganze Land trug wieder Frucht. Die Kirche, in der er bestattet wurde, wird noch heute nach ihm genannt.

Digitized by Google

Von St. Gereon und seinen Gefährten

Von St. Gereon und seiner Schar kann hier nur in Kürze berichtet werden, was die alten Schriften sagen: Ein Teil der Thebaischen Legion, nämlich 318 Mann unter Gereon und eine mauriſche Kohorte von 360 Mann unter Gregorius, erlitt vor Köln den Märtyrertod. Da ſie dem Chriſtenglauben nicht abſchwören wollten, wurden ſie auf Befehl des Rictius, eines Unterfeldherrn des Maximianus, ſamt und ſonders niedergemacht, am 10. Oktober 286, und ihre Leiber zumeiſt in einen Brunnen geworfen. Die hl. Helena, Konſtantins Mutter, ließ ſie nach vielen Jahren wieder herausholen, in koſtbaren Gewändern beiſetzen und über der Stelle eine Kirche erbauen, die war ſo reich mit Gold und edelem Geſtein geſchmückt, daß man ſie nur „zu den goldenen Märtyrern" nannte. Später verfiel ſie. Da geſchah es, als der hl. Anno Erzbiſchof wurde, daß er einſt träumte, er ſähe den hl. Gregor und die mauriſchen Märtyrer verſammelt wie zum Gericht. Und wie er noch nachſann, wer wohl vor die Richter kommen ſollte, wurde er ſelber vorgeführt und die Märtyrer erhoben Klage, daß ſie vernachläſſigt würden und ihre Leiber noch in ungeweihter Erde lägen. Er wußte ſich nicht zu rechtfertigen und wurde zur Geißelung verurteilt, alſobald entkleidet und mit Geißeln geſchlagen. Als er gelobte, das Verſäumte wieder gutzumachen nach beſtem Vermögen, ließ man von ihm ab. Er erwachte und ſein ganzer Leib war voll blutiger Striemen. Gleich am nächſten Tage ließ er im „Mordhofe" — ſo nannte man die Stätte, wo die Schar des Gereon und Gregorius den Märtyrertod erlitten — nachgraben und fand eine Menge der heiligen Gebeine. Dann ließ er Werkmeiſter und Steinmetzen kommen und in großer Pracht die Kirche aufbauen. An der Stelle, wo man unter altem Moſaikwerk den Leib des heil. Gregor in purpurnem goldverbrämten Waffenrock fand, wurde eine Krypta oder Unterkirche erbaut und darüber der Chor. Über dem Brunnen, in den die Henker des Rictius einſt die hl. Leiber geworfen, ſtehen drei Gräber, gerade unter dem Hochaltar. Am 29. Auguſt 1069 wurde die Kirche mitſamt dem Chor vom Erzbiſchof mit großer Feier eingeweiht.

52 Jahre danach kam der hl. Norbert aus Frankreich, der Gründer des Prämonſtratenſerordens, nach Köln und wünſchte ſich zum Schutze ſeines Ordens einige von den vielen Heiltümern der Stadt, und die Stiftsherrn von St. Gereon erlaubten ihm, auszuwählen, was ihm gefiel. Wie er nun, einer Eingebung im Gebete folgend, an einer Stelle in der Kirche nachgraben ließ, fand er die Leiche des hl. Gereon ſelbſt, eines rüſtigen Kriegsmannes, der trug einen purpurnen Waffenrock und darüber einen kürzeren von Seide. Auf der Bruſt war ihm ein Goldkreuz geſtickt wohl

Digitized by Google

fußlang, auch die Schuhbinden waren mit Stickerei geziert. Ein Wehrgehenk aus schwarzem Leder und ein eiserner Degenknopf lag dabei, und auf blutigem Rasen das Haupt halb vom Rumpfe getrennt. Als aber die Kölner hörten, Norbert wollte ihnen den Heiligen mit nach Frankreich fortnehmen, da liefen sie zusammen und riefen, lieber wollten sie ihr Leben dransetzen, als den Patron ihrer Vaterstadt verlieren, und verhinderten so diesen frommen Raub, wenigstens zum größten Teil, denn Norbert mußte sich mit einem Arm St. Gereons begnügen.

Und als 1795 die Franzosen die Granitsäule in der Gereonskirche, an der einst das Märtyrerblut geflossen sein soll, ausbrechen wollten, um sie mit den Granitsäulen des Aachener Münsters nach Paris zu schleppen, da zersprang sie, und einzelne Stücke davon wurden in der Vorhalle der Kirche mit andern Denkmälern wieder eingemauert.

Nahe bei St. Gereon lag der Konvent zur heil. Magdalena, der war für alte Jungfrauen, die „Quiseln" (quae solae), gestiftet. Die Kölner nannten ihn zum Scherz die Gereonskiste. Daher kommt die Redensart, daß die alten Jungfern in die Gereonskiste kämen.

St. Ursula und die elftausend Jungfrauen

Der König Deonetus von Britannien, der schon im Christenglauben war, hatte eine Tochter Ursula mit Namen, die war weit und breit gepriesen ihrer wunderbaren Schönheit wie auch ihrer Sittsamkeit und ihres Verstandes wegen. Sie hatte aber ihr Herz ganz der Welt abgewendet und sich allein dem himmlischen Bräutigam verlobt. Nun hörte von ihr auch ein mächtiger Heidenkönig, und begehrte sie für seinen Sohn zur Gemahlin, warb mit reichen Geschenken durch Boten um sie, drohte aber zugleich mit Krieg, wenn Deonetus sie ihm verweigerte. Da war der Britenkönig in großer Sorge; er mochte sein Kind nicht einem wilden grimmigen Heiden geben; wollte aber auch sein Land vor Kriegsnot bewahren. Doch seiner Tochter gab die göttliche Gnade guten Rat ein; sie sprach zu ihrem Vater, er solle ihre Hand dem Sohn des Heidenfürsten zusagen, doch unter dem Bedinge, daß der König und ihr Vater ihr zehn edle und schöne Jungfrauen gäben, auch jeder von ihnen tausend ehrbare Mägde als Gesellinnen, dazu Schiffe für sie alle und drei Jahre Frist, daß sie ihre Jungfrauschaft weihen könnten. Und Deonetus setzte noch hinzu, der Sohn des Heidenkönigs müsse zuvor Christ werden.

Als der Jüngling das hörte, war er gleich willig dazu und erbat auch mit großem Ungestüm von seinem Vater, daß er alles erfüllte. Als nun aus beiden Reichen die Zahl der Jungfrauen, auch die Schiffe samt der Zehrung bereit waren, da eröffnete Ursula den zehnen ihr heimliches Vor-

Digitized by Google

haben, wie sie alle Jungfrauen bleiben sollten; und dann bestiegen sie die Schiffe und begannen als ein wunderbares jungfräuliches Kriegsvolk und Schiffsvolk allerlei Spiele, bald fuhren sie an zum Streite, bald flohen sie, und was ihnen sonst in den Sinn kam; das trieben sie manchen Tag, der König mit den Aldermännern und Edlen und viel Volk schauten ihnen vom Ufer zu. Als sie aber genugsam geübt und in ihrem Vorsatz gestärkt waren, da fuhren sie eines Tages in die hohe See und kamen nach dem Hafen Tiele in Gallien, und von da fuhren sie den Rhein hinauf zu der Stadt Köln.

Als sie aber dort angelangt waren, offenbarte ein Engel des Herrn der Ursula, sie solle mit ihren Jungfrauen nach Rom ziehen und dann wieder nach Köln zurückkehren, und da würden sie die Märtyrerkrone empfangen. Da fuhren sie alle hinauf bis Basel und stiegen aus und gingen über das Gebirge bis Rom; und als sie an den heiligen Stätten mit großer Andacht gewesen, auch die unter den Mägden, die noch heidnisch waren, die Taufe empfangen hatten, zogen sie zurück nach Basel und fuhren dann wieder nach Köln. Dort aber hatte sich zu der Zeit ein großes Heer der Hunnen vor die Stadt gelegt und berannte sie; davon wußte die hl. Ursula mit ihrem Gefolge nichts. Wie sie nun an das Land stiegen, da fielen diese Heiden über sie her und schossen und stachen sie nieder. Als sie aber die Ursula selbst gewahr wurden, wie sie eine so überaus schöne und edle Jungfrau war, gebot der Hunnenfürst Einhalt und trug ihr an, sie zu seiner Gemahlin zu machen. Doch sie verweigerte es und blieb festen Sinnes, und so wurde sie mit einem Pfeile durchschossen und starb gleich den andern Jungfrauen den Märtyrertod.

Eine von den Jungfrauen, Cordula, verbarg sich im Schiff; als sie aber sah, daß allein sie noch am Leben war, schämte sie sich, ging aus ihrem Versteck heraus und folgte ihren Gesellen freiwillig in den Tod.

Die Kölner Chronisten erzählen auch, wer dieser Hunnenfürst gewesen sei: es war Etzel, der nannte sich einen Herrn und König über alle Könige und war eine Angst und ein Zwinger beinah über alles Erdreich. Und man sagte, er hätte ein Schwert, das wäre lange zuvor eines Michelers (Zauberers) gewesen, den man vorzeiten für einen Abgott zu halten pflegte, und das Schwert wär lange Jahre unter der Erde verborgen gewesen. Darauf verließ sich Etzel sehr und zwang England, Frankreich und Burgondien.

Die Stadt Köln aber, so weissagte ihm Ursula vor ihrem Ende, solle er nicht gewinnen; ihr König, der rechte Gott, wolle das nicht, daß er der Stadt Schaden tue, vor der ihr und der ihren Blut fließe; und ihren

Digitized by Google

Leibern sei Rast allhier gegeben bis zum Jüngsten Tage. Und so geschah es. Als die Jungfrauen erschlagen waren, schreckte Gott den König und die Seinen durch ein furchtbares Gesicht, daß er mit Schande und Schaden entfloh. Die Kölner aber zogen heraus und begruben die Märtyrerinnen. Über ihrem Grabe erbaute man später eine Kirche, die Stelle selbst aber, wo St. Ursula lag, war vergessen worden. Da offenbarte es dem Bischof Kunibert um das Jahr 640 eine weiße Taube, die während der Messe dreimal den Hochaltar umflog, sich dann in einer Seitenhalle niederließ und verschwand. Im 12. Jahrhundert, besonders um die Mitte, durchsuchte man dann den Ursula-Acker eifrig nach Reliquien, zu derselben Zeit lebte im Kloster Schönau die Äbtissin Elisabeth, in jenen an Offenbarungen und Gesichten reichen Tagen solcher Dinge Meisterin, und was sie im Geiste von der Geschichte der Ursula und ihren Jungfrauen schaute, kam rasch unter das Volk, und der fromme Hermann Joseph, von dem wir hernach noch mehr hören werden, spann es dann einige Jahrzehnte danach weiter.

Zu der Zeit sah auch der Abt des thüringischen Klosters Folkoldesrode (Volckenrode) im Traum einmal eine Stelle am Ursulakloster, wo noch die Gebeine von zwei hl. Jungfrauen lagen. Er reiste gleich hin, bekam Erlaubnis zum Graben und fand die beiden Särge; in der Nacht aber erschienen ihm die beiden in jungfräulicher Gestalt und Tracht im Traume und sprachen: „Wir können nicht mit dir gehen." Und als er fragte, warum denn nicht, erwiderte die eine: „Ich habe meinen Kamm verloren, den ich von meiner Mutter hatte; als Ulrich mein Grab geöffnet hatte, tat er ihn heimlich in seinen Handschuh und versteckte ihn erst unter seinem Rock, dann legte er ihn auf den Grabenrand; da kam eine Schwester, die Friderunis, des Weges, die hat ihn genommen." Und wirklich am andern Morgen, als er mit der Äbtissin nachforschte, da hatte der Gräber Ulrich mit dem Kamm genau so getan, wie die Jungfrau es dem Abte geoffenbart, und Schwester Friderunis gestand, sie habe ihn; die Reliquie war gar zu schön gewesen. Der Kamm wurde herbeigeholt, in den Reliquienschrein zu den Gebeinen gelegt, und nun konnte der Abt mit den beiden hl. Jungfrauen heimreisen; und solange er lebte, wurden sie hoch in Ehren gehalten. Als man aber in den unruhigen Zeiten der Gegenkönige Philipp und Otto die Reliquien mit anderen Kostbarkeiten in ein verborgenes Gewölbe getan hatte, vergaß man sie hernach. Da stießen die beiden Jungfrauen zweimal unwillig gegen ihren Schrein, daß man es durchs ganze Kloster hörte. Als das nicht half, erschienen sie während der Matutin in köstlichen Gewändern an den Stufen des Presbyteriums, ver-

Digitized by Google

neigten ſich zuerſt vor dem Altar, dann vor dem Abt und allen übrigen und verſchwanden durch eine Pforte, die ſonſt immer geſchloſſen war. Und als man in ihrem Schrein nachſah, war er leer. Sie waren nach Köln in das Kloſter der hl. Urſula zurückgekehrt.

Einſt hatte auch ein Konverſe des Prämonſtratenſerordens ein paar Häupter aus dem Urſula-Acker in ſein Kloſter zu bringen. Er wuſch ſie mit Wein und küßte ſie dann inbrünſtig. In der Nacht darauf erſchien ihm im Schlaf eine wunderſchöne Jungfrau, umfaßte ihn und ſagte: „Geſtern, als du mein Haupt wuſcheſt, haſt du mich ſo inbrünſtig geküßt; empfange dafür einen Gegenkuß von mir.“ Der Konverſe aber gedachte ſeines Ordensgelübdes, fuhr, um dem Kuß auszuweichen, haſtig mit dem Kopf zurück und erwachte davon.

Die Heilige mit ihrer Geſellſchaft iſt im Laufe der Zeiten noch oft die Schützerin der Stadt geweſen; ſo bei der Belagerung durch den Erzbiſchof Engelbert, von deſſen Kämpfen mit der Stadt noch mehr zu ſagen ſein wird; da ſah ein Graf von Cleve des Nachts St. Urſula mit ihrem Gefolge, eine Kerze in der Hand, um die Mauern gehen und die Stadt und die Tore mit dem Zeichen des Kreuzes ſegnen. Ein anderer Herr im Heere hatte das nämliche geſehen, und als ſie es den übrigen erzählten, brachen alle auf und zogen heim. Als Stadtpatronin iſt die hl. Urſula mit ihren Jungfrauen auch auf dem linken Flügel des Dombildes zu ſehen; und in der „goldenen Kammer“ zu St. Urſula bewahrte man in elfenbeinernen Käſtchen den Putz der Heiligen, Ring, Taſchentücher, Linnen und anderes.

Die heiligen drei Könige

Als Kaiſer Friedrich Barbaroſſa Mailand belagerte, da bat die Schweſter des Bürgermeiſters, die Äbtiſſin eines Nonnenkloſters in Mailand war, den Erzbiſchof Reinald von Köln, ihren Bruder zu retten, dem der Kaiſer den Tod zugeſchworen hatte. Reinald verſprach es, wenn ſie ihm die Reliquien der hl. drei Könige ſchenken würde. Als nun die Stadt ſich dem Kaiſer ergab, bat ſich der Erzbiſchof vom Kaiſer das aus, was die Äbtiſſin auf den Schultern tragen würde. Der Kaiſer geſtand es ihm zu. Die fromme Frau aber kam und hatte ihren Bruder, den Bürgermeiſter auf dem Rücken. Und ſo wurde ihm das Leben gerettet, denn der Kaiſer mußte Wort halten. Reinald bekam nun die Reliquien und ſandte ſie heimlich nach Köln. Doch hatten andere Fürſten im Lager davon gehört und rüſteten ſich, ins Kölniſche einzufallen und den Kölnern den koſtbaren Schatz abzugewinnen. Da zogen die Lehnsleute des Biſchofs und die Bürger von Köln hinauf gegen Andernach, die Feinde zu erwarten. Als die es gewahr wurden, wagten ſie keinen Angriff und die Kölner be-

Digitized by Google

hielten die hl. drei Könige; die Reliquien kamen dann hernach in den Dom; und viele Andächtige pilgerten nach Köln, sie zu verehren.

Die Andacht zu den drei Königen hatte in Köln zuletzt so zugenommen, daß es den Teufel schwer ärgerte und er einen großen Stein auf das Dach des Domes warf; der fuhr hindurch, durchbrach das Gewölbe und fiel auf die Dreikönigskapelle. Da hätte er den kostbaren Schrein, der die Gebeine der drei Weisen enthält, ohne Zweifel zerschmettert; aber das wollte Gott nicht. Der Kasten wich zurück gegen die Wand hin und blieb also unverletzt.

Von andern Heiligen und Bischöfen

Der heilige Reinold

Ritter Reinold, das Heimonskind, verließ nach manchen ritterlichen Taten die Welt, und beschloß, sein Leben in Armut und Einsamkeit zu endigen. Im Bauernkittel hat er lange, unbekannt, im Schweiße seines Angesichts, durch allerlei Landarbeit sein Leben gefristet. Da er nun vernahm, daß Köln die heiligste und vortrefflichste Stadt in ganz Deutschland war, so zog er dahin, und lebte als ein heiliger und gottesfürchtiger Mann in dem St. Peterskloster, wo auch durch seine Fürbitte bei Gott gar viele Wunder geschahen.

Um diese Zeit lebte in Köln der Bischof Agilolph, der nahm sich vor, zu Ehren des hl. Apostel Petrus eine neue Kirche zu bauen und berief aus allen Landen Steinmetzen und Werkleute. Reinold erbot sich auch dazu und wurde über die andern Werkleute gesetzt, griff aber selbst bei der Arbeit mit zu und tat mehr als vier oder fünf andere. Wenn die andern zum Essen gingen, war er immer noch fleißig und trug die schwersten Steine zum Bau. Und auch bei Nacht blieb er immer in dessen Nähe, oder er ging zu den heiligen Stätten, um zu beten. Die Meister hielten immer den St. Peters-Werkmann, wie sie ihn nannten, den andern vor, die nicht den vierten Teil taten, darum wurden ihm die andern Arbeitsleute feind und machten einen Anschlag, ihn in der Nacht totzuschlagen, da sie wußten, daß er allnächtlich allein die Kirchen zu besuchen pflegte. Das wurde ihm in einem Traumgesicht geoffenbart, er aber eilte um so mehr zu seinem Märtyrertode, als wenn es zur Hochzeit ging und wurde auch wirklich von den Steinmetzen erschlagen, da wo später die St. Reinoldskirche erbaut wurde. Die Mörder steckten die Leiche in einen Sack, den sie mit Steinen beschwerten und warfen ihn in den Rhein.

Als der Körper des hl. Reinold nun eine Zeit im Wasser verborgen gewesen war, hörte man an diesem Orte den allerlieblichsten Engelgesang, sah auch alle Nacht solchen klaren Schein, wie wenn es Mittag gewesen

Digitized by Google

wäre; besonders sahen und hörten es andächtige und fromme Leute, die dessen würdig waren. Und einer alten kranken Frau offenbarte des Nachts, als sie in großen Schmerzen lag, ein Engel, wo der Märtyrer versenkt war. Die Frau ließ sich am andern Morgen hintragen und wirklich schwamm auch da der Sack mit der Leiche oben, bei dessen Anblick die Krankheit von ihr wich. Sie selbst zog ihn ans Ufer, und alle Glocken fingen von selbst zu läuten an. Der hl. Leichnam wurde nun vom Bischof und der ganzen Geistlichkeit feierlich in die Stadt gebracht, wo man auch den Heiligen an einem goldenen Gürtel erkannte, auf den die Worte gestickt waren: Reinhold, Herzog von Montalban.

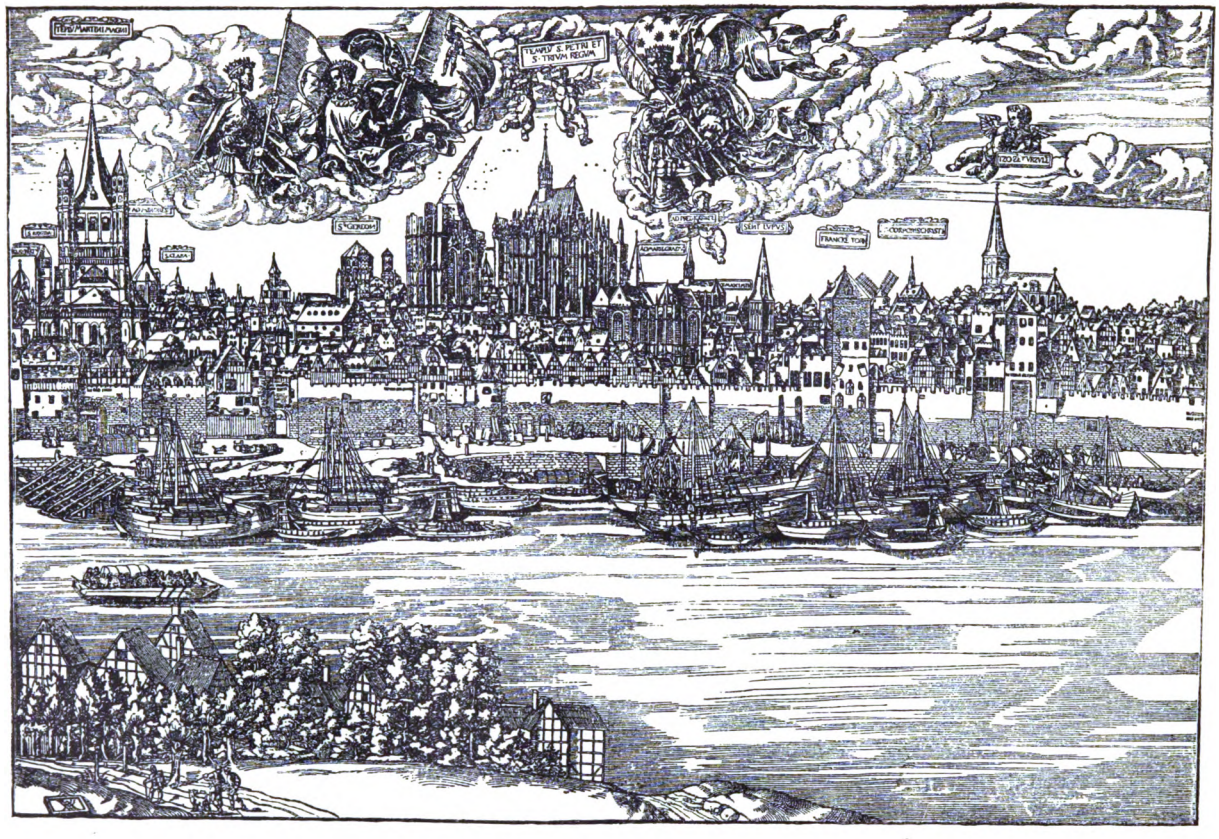
In dieser Zeit waren auch die Bürger von Dortmund zum christlichen Glauben bekehrt, und kamen nach Köln und baten den Bischof um einen Teil der Reliquien des hl. Reinold, damit ihre Stadt um so eifriger im Glauben würde und sie auch besser gegen ihre Feinde beschützt sein möchte. Der Bischof schlug es ihnen ab; doch da fand man dreimal die Leiche vor dem Tor der Klosterkirche stehen, obgleich man sie immer wieder hineintrug. Nun hatten der Bischof und die Klerisei nichts dawider, daß der Heilige nach Dortmund käme. Und als der Kasten mit dem hl. Leibe nun auf dem Karren war, fing der Karren von selbst an zu fahren, und lief ohne Pferde oder menschliche Beihilfe nach Dortmund bis an den Ort, wo die Kirche des hl. Reinold erbaut worden ist.

Die Wahl des Bischofs Hildebold

Als Bischof Rikolf gestorben war, entzweiten sich Bürgerschaft und Klerus über die Küre eines andern Bischofs. Das vernahm der Kaiser Karl zu Aachen und saß auf und ritt nach Köln. Wie er nicht mehr weit von der Stadt war, kam er an einer Kapelle vorbei, in der wurde eben zur Messe geläutet. Er trat in die Kapelle im einfachen Jägerkleide, den Riemen über der Achsel mit dem Horn, und opferte einen Gulden auf den Altar. Als die Messe aus war, da nahm der Priester — Hildebold hieß er — den Gulden und sprach: „Freund“ — denn er war ein einfältig frommer Mann und kannte den Kaiser nicht — „nehmt den Gulden wieder, man opfert hier nicht mit Gulden.“ Der Kaiser sprach: „Herr, behaltet ihn, ich gönn' ihn Euch wohl.“ Da antwortete der Priester: „Ich sehe, Ihr seid ein Jäger; mein Bet- und Gezeiten-Buch haben keinen Überzug. Das erste Reh oder andere Wild, das Ihr fangt, davon sendet mir die Haut zu meinen Büchern. Das begehre ich, und behaltet Euren Gulden.“ Da der Kaiser die einfältige Rede hörte, fragte er andere, die dabei waren, nach des Priesters Wesen und vernahm nur Gutes über ihn.

Horen.

Digitized by Google



Ansicht von Köln mit dem Dom 1531

Ausschnitt aus dem Holzschnitt von Anton Woensam

Digitized by Google

UNIV. OF MICH.

Digitized by Google

Nach der Messe ritt der Kaiser in Köln ein und prüfte die Mißhelligkeiten in der Küre des Bischofs, und da sie sich darüber nicht einigen konnten, sprach er: „Ich will euch einen Bischof geben," und ließ den Priester Hildebold holen und gab ihnen den zum Bischof. Und Hildebold regierte als Bischof 34 Jahre und lebte noch, als Kaiser Karls Sohn Ludwig Kaiser wurde; den krönte er zum Kaiser. Er starb als ein heiliger Mann und liegt zu Köln in St. Gereon begraben neben dem ersten Altar zur rechten Hand, darüber die Geschichte gemalt steht.

Erzbischof Bruno in Paris

Bruno, der von seinem Bruder, Otto dem Großen, zum Erzbischof von Köln eingesetzt war, besuchte einst den König von Frankreich in Paris. Eines Tages, am Feste des hl. Dionys, sollte er die Messe lesen, wie er sich aber schon dazu bereit gemacht hatte und in die Kirche kam, fand er am Altar schon einen andern Priester stehen. Das verdroß Bischof Bruno, und er lud die Herren und Fürsten alle zum Essen und wollte ihnen seine Beschwerde da gütlich vorlegen. Da ließen Oberste und Pfaffenschaft von Paris bei Leib und Gut verbieten, daß jemand ihm Holz oder Kohlen verkaufte, oder liehe, oder gäbe, damit seine Speise nicht gar würde und die Fürsten ihm dadurch zuwider würden. Als des Bischofs Gesinde das gewahr wurde, kauften sie alle Nüsse und hölzernen Schüsseln auf, so viel sie kriegen konnten, und dabei wurde die Speise gar. Seinen Gästen aber sagte er dann: er wollte von dem Tage über ein Jahr selbst wieder da sein, wenn ihn Gott leben ließe; und dächte da ungehindert an dem Altar Messe zu lesen und nach seinem Begehren mit den Seinen fröhlich zu sein. Wie er auch tat. Denn er kehrte mit großer Macht wieder, gewann die Stadt Paris, zerstörte die Brücke und der Obersten Häuser, brach die Zierate davon und führte sie nach Köln. Zuvor jedoch hielt er fröhlich die Messe, wie er sich vorgenommen, und teilte die Beute, die er gewann, unter die Reisigen.

Bischof Pilgrim

Zu den Zeiten, als Sankt Heribert, der dreißigste Bischof zu Köln, gestorben war, geschah es, daß Sankt Heinrich, der Kaiser, in der Stadt war, und Gott fügte es, daß der Priester Pilgrim im Beiwesen des Kaisers sein Gezeite in der Kirche zu den hl. Aposteln betete. Nun war Pilgrim von plumper Ungestalt und häßlichem Gesicht, aber nach Geist und Seele ein rechtschaffener heiliger Mann. Und als ihn der Kaiser ansah, wie er seine Horen sprach, dachte er bei sich: „Was ein eistlich ungestalt Pfaff ist das." Und als der Kaiser das dachte, da las der Priester zur selben Zeit den Vers in dem Psalter: „Scitote quoniam Dominus ipse est Deus," das ist: „Ihr sollt wissen, weil unser Herr ist Gott." Und das Wort nahm der Priester zu Herzen und betrachtete es inniglich,

Digitized by Google

und also aus erwecktem Gemüte sprach er weiter den Vers mit lauterer Stimme als den ersten Teil: „Ipse fecit nos et non ipsi nos“ — das ist: „Er selbst, der Herr und Gott hat uns gemacht, und wir haben uns nicht gemacht.“ Und das fügte sich so zu des Kaisers Gedanken, als hätte er ihm damit wollen antworten. Dem heiligen Kaiser war es, als hätte ein Prophet zu ihm gesprochen, und er hielt den Priester für einen heiligen Mann, wie er auch war; und machte ihn zum Bischof von Köln wider seinen eigenen Willen.

Bischof Annos Zorn und Versöhnung

Ehe Anno der zweite Bischof von Köln wurde, war er Propst zu Goslar. Damals half er Kaiser Heinrich III., als er ein großes Heer wider die Ungarn führte, die dem Reich ungehorsam waren; und war der männlichste im Streit. Und weil er so männlich, klug und fromm war, wurde er von Kaiser Heinrich III. zum Bischof von Köln gemacht. Als Bischof tat er, wie er als Propst getan hatte; er predigte selbst, labte und tröstete die Siechen und Armen, wo er mochte, nach den sechs Werken der Barmherzigkeit Nacht und Tag. Und die Bürger von Köln hielten ihn in Ehren und hatten ihn lieb; seit er aber in Zwietracht stand mit dem Könige Heinrich dem Vierten, verfeindeten sie sich auch mit ihm und haßten ihn so, daß sie ihn gern erschlagen hätten, wenn sie es hätten vermocht. Dazu kam es indes nicht, wohl aber wurde der Bischof bei dem Aufruhr, der in der Stadt entstand, vertrieben. Als das kund wurde im Lande, jammerte es jedermann, der das hörte, daß es dem frommen Herrn so ergangen war; und die Leute aus der ganzen Landschaft auf vier oder fünf Meilen um Köln kamen gewaffnet, und drängten den Bischof mit Gewalt dazu, daß er sie gegen Köln führte. Als die Bürger das große Herr sahen, erschraken sie und sandten Boten, Gnade zu suchen, und waren bereit zu leiden, was das Recht gäbe. Das versagte ihnen Bischof Anno nicht, kam mit allem Volk und hielt Messe zu St. Georgen vor der Stadt; und als die Messe gesungen war, sprach er den Bann über alle, die ihm und der Kirche Gewalt und Schmach angetan und ihn vertrieben hatten. Da kamen also bald ihrer viel in einer Prozession, barfuß und ein Wollenkleid über der Haut und baten, daß er ihnen die Buße auferlegte. Die aber mit ihm gekommen waren, wurden voll Zorn, als sie sahen, wie der Bischof so leicht zur Barmherzigkeit geneigt war. In derselben Nacht entwichen 600 oder mehr von den reichen Kaufleuten aus der Stadt und ihrer keiner kam zur Buße. Als der Bischof drei Tage auf sie vergebens gewartet hatte, da verdroß das die Ritterschaft, die mit ihm in die Stadt gekommen war, und sie waffneten sich — wie manche sagen, ohne des Bischofs Geheiß — brachen in der Bürger Häuser und schlugen tot, was ihnen in

Digitized by Google

den Weg kam; dem Anstifter des Aufruhrs und mehreren andern Bürgerskindern wurden die Augen ausgestochen, andere wurden mit Ruten geschlagen, aus der Stadt getrieben oder als Gecken beschoren. Endlich kam der Bischof, gebot Friede und nahm die übrigen Bürger in Gnade an, ließ sich aufs neue huldigen und Treue schwören von ihnen.

Dann zog Bischof Anno nach Siegburg und wurde von den Mönchen wohl empfangen. Und bald danach hatten die Schöffen in Köln ein Urteil geweist, das nicht gerecht war. Da entbot er allen den Schöffen, nach Siegburg zu ihm zu kommen, und fragte sie, warum sie das Urteil also geweist hatten. Und als sie nicht wohl darauf antworten konnten, da ließ er alle den Schöffen ihre Augen ausbrechen. Nur einem unter ihnen allen, der war des heiligen Herrn Gevatter, dem ließ er ein Auge, der leitete die andern Schöffen wieder heim. Und an allen Häusern, in denen die Schöffen wohnten, da mußten sie ein Haupt ohne Augen über ihre Tür machen lassen.

Als er eine Weile dageweſen war, kam er wieder nach Köln. Da befiel ihn die Gicht am rechten Fuß, so daß ihm mit Arzneien nicht zu helfen war. Und in einer Nacht, als er im Schlafe lag, sah er ein Vorzeichen seiner Wegfahrt. Ihm war, als käme er in ein Haus, das glänzte außen und innen in aller Pracht, und darin stand viel Bischof- und Prälatengestühl, wie zu einem Gericht, und war alles besetzt bis auf einen. Und auf den Stühlen saßen ehrwürdige Männer: Bischof Arnold von Worms, Heribert von Köln, Bardo von Mainz und viele andere, die er alle wohl kannte; teils hatte er sie gesehen, als sie noch lebten, von andern hatte er sagen hören oder gelesen. Alle waren in voller bischöflicher Tracht und ihr Gewand war weiß wie der Schnee, und ihn deuchte, er wäre wie sie gekleidet in weiße köstliche Kleider, nur vorn auf der Brust hätte er einen stinkenden, häßlichen Flecken, der sein Kleid entstellte, und darum wurde er schamrot und wollte das mit der Hand verdecken, damit es jene, die ihn ansahen, nicht merkten. Er wollte sich auf den einen leeren Stuhl setzen, der auch köstlich geziert war, aber da stand Bischof Arnold von Worms auf und verbot es ihm gütlich und sprach: „Die Bischöfe wollen nicht, daß du bei ihnen in ihrem Rat sitzest; denn dein Kleid hat einen Flecken.“ Und als er weinend fortgehen wollte, da kam ihm derselbe Bischof nach und sagte: „Vater, sei guten Muts; den Flecken auf deinem Kleid, den bringe heraus; du kannst anders nicht würdig werden, auf den Stuhl, der auf dich wartet, zu sitzen in der guten Väter Gesellschaft. Denn du wirst in wenigen Tagen eingehen in die Wohnung der heiligen Väter, nach der dich verlangt. Danach wisse dich zu richten.“ Des Morgens er-

Digitized by Google

zählte Anno seinen Traum einem guten Freunde. „Der dunkle Flecken an deinem weißen Kleide," so sprach der, „das ist nichts anderes, als daß du immer noch an die Schmach denkst, die dir die Bürger von Köln im vergangenen Jahr angetan haben. Das sitzt härter und fester in deinem Herzen, als recht ist." Das konnte Bischof Anno nicht leugnen und bekannte demütig seine Schuld. Und sandte von Stund an Boten aus, um und um, und ließ alle die Bürger, die er gebannt und vertrieben hatte, wieder zu sich rufen. Wie sie nun wiedergekommen waren, überwand er allen Zorn, gab ihnen all ihr Gut und Erbe wieder und löste sie von dem Bann. Und darüber zu einem Bande göttlicher Liebe hielt er mit großer Feierlichkeit eine Messe, darinnen er den Obersten der Stadt und der Gemeinde das Sakrament erteilte. So wurde der Bischof befreit von der Bitterkeit des Herzens gegen die Stadt, das Volk von der Furcht und Sorge. Und der Bischof gab den Bürgern viel Freiheiten und erwies ihnen viel Werke der Barmherzigkeit. Und zuletzt wurde er krank auf den Tod und starb, nachdem er zwanzig Jahre das Bistum regiert hatte, im Jahre des Herrn 1064; er wurde begraben in dem Kloster Siegburg, das er hatte bauen lassen.

Um Recht und Freiheit

Der Erzbischof Konrad von Hochstaden benutzte die Wirren der letzten Stauferzeit, um in der Stadt seine weltliche Gewalt zu begründen und auszudehnen. Besonders war es ihm dabei um das Münzrecht zu tun. Damals hatten die „Hausgenossen", eine Gruppe alter Kölner Handelshäuser, die erbliche Freiheit, Münzen zu prägen, über die Stadtmünzen zu wachen und den Wert aller fremden Münzen mit der kölnischen Mark zu vergleichen. Die kölnischen Münzen hatten alle denselben Stempel, und eine Mustermünze war in der Schatzkammer des Domes zu steter Vergleichung niedergelegt. Der Erzbischof durfte nur bei bestimmten feierlichen Gelegenheiten Münzen schlagen lassen, z. B. bei der Bestätigung seiner Wahl. Nun wollte aber Konrad die Kölner Münzen alle selbst mit seinem Stempel prägen lassen, damit es den Anschein hätte, als geböte er über die Stadt.

Geschlechter und Zünfte

Die Gewalt in Köln war geteilt zwischen den Geschlechtern, d. h. den altangesessenen Familien, und der Gemeinde, d. h. den Zünften. Der Geschlechter waren dreimal fünfzehn, und die beiden vornehmsten waren die Overstolzen und die Weisen; andere waren die von der Aducht, von Gyre (Geier), die Spiegel zum Desenberg, die Hardefust, die Raitz von Frentz, die von der Mühlengasse, die Wallrafe u. a. Die Overstolzen hielten es

Digitized by Google

mit den Geschlechtern, die Weisen mit der Gemeinde. Von dem Streit der Stadt mit dem Bischof erzählt nun die Chronik:

Die neuen Schöffen

Zur Zeit Kaiser Friedrichs des andern wurde Konrad von Hochstaden Bischof von Köln; er war ein streitbarer und stolzer Mann, half den Kaiser und seinen Sohn Konrad von Staufen absetzen und drei römische Könige nacheinander an ihrer Statt küren. Und gedachte die Stadt Köln zu unterdrücken und unter seine Gewalt zu bringen. Es war damals Zwietracht zwischen den Geschlechtern der Stadt und dem gemeinen Mann. Da nahm der Bischof seinen Vorteil wahr und brachte die reichsten von der Gemeinde, die vom Wollenamt, an sich. Dann nahm er den Schöffen, die von den Geschlechtern waren, ihre Ämter, und seine Leute setzten ihrer zwölf von den Besten der Stadt gefangen in Gerlachs des Webers Hause. Und die Obersten von der Gemeinde, als der Weber Herr Gerlach, Wilhelm von der Hundsgassen, der Fischer Herr Hermann und andere sprachen zum Bischof: „Herre, schleift sie und bratet sie!", und andre wieder sprachen: „Herr, siedet sie oder ertränkt sie!" und: „Herr, sendet sie über See, so sind sie nicht Euch noch uns mehr im Weg!" Doch der Bischof gedachte der treuen und willigen Dienste, die ihm die gefangenen Herren vormals getan, und ließ sie heimlich aus und sie machten sich geschwinde aus der Stadt und ließen hinter sich Weib, Kinder und Habe.

Als sie hinweg waren, setzte der Bischof neue Schöffen von der Gemeinde, Gerlach den Weber, Konrad van der Blomen, Leuwe den Fischer, Hermann den Keilsticher (Bildstecher, Graveur), den Brauer Bode, Tilman den Becker und Wilhelm von der Hundsgassen. Da nun ihr Schiff im Laufen war, wurden diese neuen Schöffen stolz wie die Pfauen, beschatzten arm und reich, viel mehr, als die alten zuvor getan hatten, und teilten es mit dem Bischof; wenn sie ein Urteil sollten sagen, gingen sie den Bischof fragen, kurz: taten, was er wollte getan haben.

Als die Obersten und guten Leute von der Stadt sahen, wie die Gemeinde mit dem Bischof hielt, machte sich eines Tages ein jeglicher von ihnen auf, lief heimwärts zu seinem Harnisch und wappnete sich. Und der Bischof wappnete sich auch auf dem Saale. Die Geschlechter aber sammelten sich, ein Haufe in der Rheingasse, ein anderer bei St. Kolumban.

Hinterlist des Bischofs

Da erdachte der Bischof einen listigen und alfänzigen Anschlag. Den sagte er seinem Neffen, dem Dompropst Engelbrecht, und noch zwei Herren. Die drei ritten in die Rheingasse zu den Geschlechtern und fanden da manchen wehrhaften Mann; und einer der drei, der von Vitinghoven, sprach: „Ihr Herren, hört unsern Rat und folgt uns zu unserm Herren

Digitized by Google

und geht ihm kühnlich an die Hand, wie die von St. Kolumban auch getan haben; er wird Euch kein Leid noch Schaden geschehen lassen von der Gemeinde an Leib und Gütern. So werdet Ihr mit ihm versühnt sonder Blutvergießen." Die von der Rheingassen erwiderten: „Bei unserm Eid, das glauben wir nimmermehr!" Da sprach der von Vitinghoven: „So sendet einen Boten mit uns, der mag sehen, ob es wahr ist. Das wollten sie tun, sprachen die Obersten von den Geschlechtern, und wenn es sich so erfände, als Herr Hermann Vitinghoven gesprochen habe, so wollten sie dem Bischof auch an die Hand gehen. Mit der Antwort machten sich des Bischofs Leute risch auf zu den Geschlechtern von St. Kolumban und sprachen: „Ihr Herren, hört unsern Rat und folgt uns zu unserm Herrn und geht ihm kühnlich an die Hand, wie die von der Rheingassen auch getan haben. Er will euch keinen Schaden geschehen lassen, nicht das kleinste Haar krümmen lassen von der Gemeinde. So kommt, daß ihr mit ihm versühnt werdet, sonder Blutvergießen! Weigert ihr euch aber, so sollt ihr vertrieben werden aus der Stadt und all euer Gut soll euch genommen werden; also folgt unserm Rat, so bleibt ihr bei Leben, Gut und Ehren. Ihr sollt frei ab und zu gehen auf unser Wort, das haben wir mit ihm vereinbart!" —

So wurden die von St. Kolumban dazu gebracht, daß sie mit zum Saale gingen. Derweile sie dort auf den Bischof warteten, holten die drei die Boten von der Rheingassen in den Saal, und als die Boten die Herren von St. Kolumban gesehen hatten, ritten sie mit des Bischofs Freunden wieder zu ihren Leuten und sagten es ihnen. Da koren die von der Rheingassen zwölf Mann aus von den besten, und die gingen mit des Bischofs Freunden zum Saale. Eben kam der Bischof, und als er die zwölf hatte, sandte er in gleicher Art nach den Besten und Vornehmsten, die sonst noch in der Stadt waren, und sagte ihnen frei Geleit zu, daß sie zu ihm kämen.

Wie er nun ein Zwanzig der reichsten Bürger von Köln in seiner Gewalt hatte, nahm er sie gefangen, und ehe man's recht gewahr wurde, was die Zwanzig bestellten mit dem Bischof, hatte er sie heimlich aus Köln auf seine Schlösser zu Lechenich, zu Godesberg und zu Are geführt.

Die Gefangenen zu Are

Als sie schon zwei Jahre dort in harter Gefangenschaft gelegen hatten, kam ein Bote nach Are auf die Burg und meldete den Gefangenen, wie Bischof Konrad todkrank läge bei seinem Neffen, dem Dompropst. Da freuten sich die Gefangenen, denn sie hofften, nun sollte der Bischof von seiner Feindschaft ablassen, und befahlen dem Boten, ihren Freunden zu bestellen, daß sie den Bischof vermahnten und bäten, er solle ihnen gnädig

Digitized by Google

sein Gott zu Ehren und um seiner Seelen Heiles willen, sie wären vor Gott aller Missetat unschuldig gegen ihn. Die Freunde der Gefangenen kamen mit ihrer Bitte vor den Bischof. Er aber antwortete ihnen ungnädig: „Ich gelobe euch, solange ich lebe, sollen sie nicht wieder in die Stadt kommen mit meinem Willen," das waren seine letzten Worte zu ihnen.

Bischof Konrad stand von dem Lager nicht wieder auf und starb bald darnach. Und sein Neffe Engelbert, der Dompropst, wurde zu seinem Nachfolger gekoren. Als ihm von der Stadt Köln gehuldet war, saß er zu Pferd und ritt nach Bonn und weiter nach Are, und hieß die Gefangenen wohl verwahren. Da taten ihrer drei von den Freunden und Magen der Gefangenen sich zusammen, Herr Rutger Overstolz, Herr Daniel Jude und Herr Costin von der Aducht, und sprachen: „Herr Engelbert hat uns so oft getröstet in unserer Not, er sagte: würde er Bischof, so wollt er all unsere Not und Unrecht abstellen. Reiten wir zu ihm nach Are, wir kommen nicht heim ohne unsere Freunde. Seine Worte seien sein Siegel, sagte er und wird es wahrmachen." Darauf verließen sie sich, saßen auf und ritten nach Are. Als sie dort ankamen, wurden sie von den Leuten des Bischofs sogleich zu den Gefangenen geführt. Die meinten, sie kämen nun frei. Aber man fesselte die drei, und hielt sie mit gefangen bei Wasser und Brot, daß sie ihren Freunden die Zeit vertreiben hülfen. Herr Gerhart Overstolz, der schon zuvor da gefangen lag, sagte: „Also mehrt sich unser Geschlecht; erst waren unser acht, jetzt sind unser elf." Herr Daniel Jude sprach: „Wahrlich, man findet keine Treue an den Herren; Gott helfe uns, wer sollte das gedacht haben!"

Wie nun die elf da gefangen lagen, fing Herr Gottschalk Overstolz an und spielte mit einer Maus, die da herumlief und machte sie zuletzt so zahm, daß sie zu ihm kam, wenn er sie rief. Er hatte sie über die Maßen gern, und die andern hatten auch ihren Zeitvertreib damit, ihm zuzuschauen, und wurden mancher Sorgen quitt. Eines Tages aber rief er im Zorne barsch nach ihr, da lief sie in ein Loch und kam nicht wieder. „Ach — schade! Wir haben soviel Freude mit ihr gehabt. Ich muß meine Maus wieder haben!" rief er und fing an, nach ihr zu graben. Wie er aber mit der Hand hineinfuhr, stieß er auf etwas Eisernes, und zog es heraus, da war es eine Feile und ein Meißel. „Seht, was Hilfe uns Gott gegeben hat, was sich fand, da ich nach der Maus grub. Nun wollen wir uns balde ledig feilen!" Und ein Teil sagte, sie wollten es wagen auf gut Abenteuer; besser den Hals gewagt, als hier Hungers sterben! Die andern aber wollten lieber bleiben. Herr Gottschalk sagte: „So laßt uns

Digitized by Google

losen; und auf wen das Los fällt, dem sollen alle folgen." Der Rat schien allen gut; da fiel das Los auf Herrn Gottschalk Overstolz, und der riet, man solle sich kühnlich auf die Fahrt machen. Nun machten sie sich über die Bettlaken, die zerschnitten sie und machten Kogeln (Kapuzen) und Socken davon. Die Socken sollte ein jeder über die Schuhe ziehen, für das Gleiten, denn es hatte gefroren und lag ein großer Schnee. Danach gingen sie ans Feilen mit aller Macht, und jeder half dem andern, das währte von Mittag bis in die Nacht, da hatten sich alle ausgefeilt. Nun nahmen sie ihre Leinlachen, knüften sie fest zusammen und ließen sich von dem Turm hinab bis auf die Kapelle, und von der Kapelle zu der Linden nieder, und Gott half ihnen, daß sie herauskamen. Und sie packten sich risch auf den Weg und stiegen aufwärts zum Walde; da aber wußten sie nicht, wo hinaus sie gehen sollten, teilten sich in drei Teile und schieden voneinander mit Tränen. Ein Teil kam nach Sinzig, ein anderer durch das Gewälde nach Tonburg, Herr Gerhard Overstolz, Herr Kostin, die Herren Peter und Daniel Jude auf den Mönchehof zu Untendorf und wurden da freundlich empfangen von dem Klosterbruder Hermann, der den Hof verwahrte. Der taufte sie so wohl, daß sie ganz fröhlich wurden; sie schlugen ihre Fesseln ab, die sie an den Beinen hatten, und ließen sie hier und da liegen. Den andern Morgen waren sie früh auf und wollten sich auf den Weg machen, da sah der Mönch, wie die von Are schnell herangeritten kamen. Er schaffte die Flüchtlinge risch in einen andern Hof und verbarg sie in einer großen Käsekiste, und ging wieder auf seinen Hof und tat seinen Kogelrock wieder an. Mitdem kamen schon die Reiter von Are auf den Hof und suchten die Gefangenen um und um, und sahen die Fesseln, die sie abgeschlagen hatten. Da konnte der Mönch nicht leugnen, daß sie dagewesen wären, aber er sprach: So wahr mir Gott helfe, heut in aller Frühe zogen sie schon fort in aller Hast und sagten nicht, wohin sie wollten. Die Reiter aber wollten sichs nicht ausreden lassen, er hätte sie verborgen, und dadurch kam er in große Angst und Not; aber was sie auch drohten und taten, er blieb fest bei seiner ersten Antwort. Die von Are sahen den Kasten an, darin die Gefangenen verborgen waren, und stachen überall auf dem Hofe, wo Korn oder Stroh lag, mit ihren Gleven und Schwertern hinein. Die Gefangenen in dem Käsekasten lagen in tausend Ängsten und schwitzten wie die Bären. Als die Reiter lange gesucht hatten und nichts gefunden, ritten sie wieder heim. Wie sie weg waren, da wurden die in der Käsekiste so froh wie die drei Männer im feurigen Ofen. Denn sie wären beinah erstickt, und als die Kiste aufgetan wurde, rauchte es daraus wie aus einem Ofen. Bruder Hermann aber

Abenteuer im Mönchehof

Digitized by Google

sagte: „Ihr Herren, nun geschwind nach Remagen, und da über den Rhein.“

Auf den Abend vor Unser Lieben Frauen Verkündigung kamen die vier zu Remagen in eines Fischers Haus, und dachten, da des Nachts zu bleiben, und damit Maria, die Trösterin aller Betrübten, ihnen hülfe aus aller Not, aßen sie des Abends nichts als Wasser und Brot. Da kam einer herein, der erkannte sie und nannte sie alle bei Namen. „Seid unbesorgt,“ sprach er, „von mir soll euch kein Arg geschehen; ich bin einer von euren armen Magen.“ Herr Gerhart antwortete: „Wir werden's Euch nicht vergessen, wenn Ihr uns helft, daß wir heil von hinnen kommen.“ Der Verräter sprach: „So wahr mir Gott helfe, hier seid ihr nicht sicher. Verzieht ein wenig; ich will vorgehen und euch eine gute Herberge besorgen.“ Dann lief er zum Richter von der Stadt und sprach: „Herr, gut Abenteuer, da Ihr 300 Mark bei mögt kriegen. Gebt Ihr mir 30 davon, so will ich Euch ein gut Pfand dafür bestellen.“ Der Richter versprach ihm die 30 Mark und der Verräter ging und holte die vier Mannen in Herrn Alfs des Richters Haus. Der hieß sie alle willkommen; da Herr Gerhard den Richter sah, sagte er: „Unsere Liebe Frau hat uns zu Euch geschickt, darum haben wir guten Zuverlaß, daß uns alles Gute von Euch geschehe.“ Der Richter erwiderte: „Bleibt bei mir, Gott möge mir tun, wie ich euch tue.“ Sie blieben, der Verräter ging. Da bewillkommte sie der Wirt zum andernmal, mit großer unverhohlener Freude, hieß sie gutes Mutes sein und eröffnete ihnen, was der Bösewicht mit ihnen vorgehabt hatte: „Gott gebe ihm den Lohn, den Judas empfing, da er unseren lieben Christ verriet. — Geht schlafen, Gott möge Euch bewahren. Morgen früh will ich Euch helfen, daß ihr über den Rhein kommt.“

Der Richter zu Remagen

Sobald es zu tagen begann, beschaffte der Richter ein Schiff. Der Rhein ging stark mit Eise; niemand sonst hätte sich so leicht hinüber gewagt. Der Richter und die vier aber gingen zu Schiff; es war Unserer Lieben Frauen Tag, und sie fuhren hindurch, die Schollen taten ihnen nichts, hinter ihnen aber ging das Eis wieder zu Hauf. Und als sie ausgestiegen waren, sahen sie hinter sich auf der andern Seite ihre Feinde, doch die konnten ihnen nicht nachkommen, denn das Eis wuchs immer zu in dem Rheine. Und die Kölner schieden von dem Richter und gingen nach Siberg zu den Mönchen ins Kloster. Die Bischöflichen aber ritten zu ihrem Herrn und meldeten es ihm. Da schrieb er den Mönchen, daß sie bei Verlust seiner Huld die Flüchtlinge halten sollten; die aber fuhren des Nachts rheinabwärts bis nach Nimwegen im Gelderland und blieben dort frei und ungefährdet.

Digitized by Google

Bürgermeister Hermann Gryn und der Löwe

Im Jahre 1262, als Bischof Engelbert auf kurze Zeit wieder mit der Stadt versöhnt war, so hatte er einen Löwen, den zogen ihm zwei Domherren. Die trugen Haß auf Herrn Hermann Gryn, Bürgermeister von Köln, weil er es allzeit mit den Bürgern und der Gemeinde hielt und des Bischofs Gebot nicht vollführen wollte. Darum bedachten sie, wie sie ihn vom Leben zum Tode brächten, und ließen den Löwen fasten und ganz hungrig werden. Darauf luden sie den Bürgermeister zu Gast. Als nun die Zeit kam, daß man essen sollte, so kam der Bürgermeister in der Domherrn Haus und wähnte fröhlich zu sein mit den Herrn. Sie führten ihn vor die Kammer, wo der Löwe lag, und wollten ihm ihren Löwen zeigen. Und als er ohne Arg vor die Kammer trat, stießen sie ihn mit dem Rücken hinein zu dem hungrigen Löwen und schlugen die Türe hinter ihm zu. Und die Pfaffen meinten, der Löwe sollte den Herrn Hermann zerrissen und getötet haben, aber Gott fügte es anders; denn als der Löwe an ihn sprang und den Mund auftat, ihn zu zerreißen, so nahm Herr Hermann schnell seinen Mantel und wickelte ihn um Arm und Hand, in der er auch seine Kogel (Kopfbedeckung) hatte, die man damals sehr groß zu tragen pflegte. Da fuhr er dem Löwen mit der linken Hand zu seinem Hals hinein, und mit der rechten, die den Degen hielt, erstach er den Löwen. Also kam der Bürgermeister aus der Not und ging ungegessen wieder heim. Und zur Stund ließ er die zween Pfaffen greifen und unter dem Tore bei dem Domkloster an den Balken hängen. Das Tor hieß seitdem das Pfaffentor, und die Löcher, durch welche die Stricke gezogen wurden, waren noch Jahrhunderte sichtbar. Und zum ewigen Gedächtnis ist ein steinern gehauen Bild Hermann Gryns mit dem Löwen auf einem von den Pfeilern vor dem Rathaus (am Portal) gesetzt und auch gemalt in der Klageherren Kammer auf dem Rathaus. Auf den Pfeilern daneben stehen Simson, König David und Herzog Heinrich der Löwe von Braunschweig.

Wie die Kölner den Stadtschlüssel erstritten

Bischof Engelbert und nach ihm Bischof Siegfried wollten Köln wieder in ihre Gewalt haben und hatten die Stadt in den römischen Bann und des Kaisers Acht gebracht. Zuletzt erreichte Siegfried beim römischen Könige, daß die Bürger von Köln die Stadt dem Bischof wieder in seine Gewalt liefern oder die Schlüssel der Tore zwei Meilen Weges in das Feld führen sollten, und wer in offenem Streit allda die Schlüssel gewönne, der möchte damit die Stadt aufschließen und ihr Herr sein. Und als nun der Bischof bei Rodenkirchen lag, wollte die Gemeinde das nicht leiden, daß man so nahe bei der Stadt um die Schlüssel streiten sollte wie verzagte Männer, die sich nicht aus ihrer Stadt trauten. Sie legten die

Digitized by Google

Schlüssel auf einen Karren, der war wohl verwahrt mit Schlössern und Banden, und führten ihn in das Feld zu Worringen zum Herzog von Brabant. Sie verbrannten Worringen und stürmten das Haus. Das ward der Bischof gewahr, brach auf mit allen seinen Freunden, und sie kamen zusammen zum Streite, wie beschlossen. Wie dann aller Sieg vom Himmel ist, so gab Gottes Gnade den Bürgern, daß sie den Streit gewannen und ihre Schlüssel behielten; und sie führten sie mit Freuden wieder nach Köln. Und um dieser herrlichen Viktorie willen, daß der nicht vergessen und Gott in alle Ewigkeit darum gelobt und geehrt werde, bauten die Herren von Köln eine Kapelle auf Sankt Severins Straße, zu St. Bonifatius Ehre, auf dessen Tag der Streit geschah. Und alle Jahre ging der Rat der Stadt mit einer stattlichen Prozession dorthin und hörte das Amt der heiligen Messe.

Evert vom Pfau

An die hundert Jahre danach tat der Graf Bastian von Hatzfeld, von seinen festen Burgen Schönstein, Wildenburg und Grottorp aus, dem Handel der Kölner viel Schaden. Damals war Evert vom Pfau Bürgermeister der Stadt, ein strenger und gerechter Mann. Zur Weihnachtszeit kam nun einst der Graf von Hatzfeld wie viel Edele der Nachbarschaft, in die Stadt, ging zur Messe und zu den Gastereien. Bei einem solchen Festmahl traf ihn auch der Bürgermeister und drohte ihm zornig als einem Friedebrecher und Räuber mit Haft und Blutgericht. Der Graf verließ eilig das Haus und die Stadt, aber vergaß diesen Weihnachtsabend nicht. Als Herr Evert einst auf einer Reise aus war, lauerte er ihm auf, fing ihn und führte ihn auf die Burg Grottorp. Da ließ er ihn eines Tages vor sich bringen und fragte ihn: „Was hättet Ihr als Bürgermeister von Köln getan, wenn Ihr mich gefangen hättet?“ Evert erwiderte: „Ich hätte Euch nach kölnischem Recht richten lassen.“ Da sprach der Ritter voll Hohn: „Ich will Euch gnädiger tun und Euch lassen wählen: wollt Ihr lieber den Kopf verlieren oder dies Halsband anlegen?“ Und zeigte ihm ein Halsband von Eisen, das paßte genau für eines Mannes Hals, war aber innen mit scharfen Stacheln besetzt. Der Bürgermeister sagte: „So laßt mich durchs Schwert sterben.“ Und so geschah es. — Halsband und Richterschwert sollen noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts auf Schloß Grottorp zu sehen gewesen sein.

Der gespenstische Bürgermeister

Als der Erzbischof Rupert von der Pfalz mit Domkapitel, Adel und Städten in Streit geriet und sogar das Stift räumen mußte, suchte er Hilfe bei Herzog Karl dem Kühnen von Burgund und übertrug ihm die Schirmvogtei über das Erzbistum. Da kam im Jahr 1474 ein Herold in die Stadt, schlug des Herzogs Wappen auf vor dem Saale auf dem

Digitized by Google

Domhof, vor dem Burghof und anderswo und begehrte, daß sie den Herrn von Burgundien als ihren Erbvogt empfangen und dem Bischof Rupert gehorsam sein sollten. Aber die Stadt wurde bald darnach des Herzogs Feind, und seine Wappen wurden mit Dreck geworfen und abgerissen. Der Rat ließ neue Büchsen gießen, noch drei Bollwerke anlegen und warb Söldner aus Oberland und Westfalen an. Der Herzog gab aber seine Anschläge auf die Stadt nicht auf, und der Sage nach gewann er sogar einen Sohn des Bürgermeisters Overstolz für sich; der sollte heimlich den Burgundern eine Pforte auftun. Wie er nun in der Nacht nahe bei dem Tore versteckt stand, sah er plötzlich einen feurigen Wagen, mit schwarzen Pferden bespannt, daherrollen. Der Kutscher schwang eine Peitsche, von der sprühte auch das helle Feuer, und im Wagen saß in voller Amtstracht, einen glühenden Stab in den Händen, ein Bürgermeister, der bei Lebzeiten übel getan hatte. Der junge Herr Overstolz sah es nur einen Augenblick, aber nun reute ihn sein Vorhaben, er legte die entwendeten Schlüssel an ihren Ort, rief seine Freunde auf, die waffneten sich und liefen mit ihm zu dem Tore. Und als die Burgunder kamen, wurden sie übel empfangen. — Der Bürgermeister in dem Flammenwagen soll sich auch in der Franzosenzeit wieder gezeigt haben.

Von Stiftsherren / Pfarrern und Klosterleuten

Vom guten Dechanten Ensfried

Der Dechant Ensfried war ein einfältiger, gerader Mann, und konnte sich nicht genugtun in Werken der Barmherzigkeit. Erst war er Pfarrer in Siegburg und hatte da auch in seinem Hause mehrere Schüler in Pflege. Einmal, als die Kirschen reif waren, sagte er zu seinem Kellner: „Mein Guter, nun laß die Knaben auf die Bäume steigen und Kirschen essen, soviel sie Lust haben, und du brauchst ihnen auch nichts anderes zu geben, denn nichts sonst wird ihnen so schmecken.“ Das sagte er nicht etwa aus Kargheit, sondern aus Herzensgüte. Als das einige Tage so gegangen war, sagte der Kellner: „Herr, wenn sie nichts anderes zu essen bekommen, werden sie bald abnehmen,“ und Ensfried gab sich damit zufrieden. Später wurde er Dechant zu St. Andreas in Köln.

Sein Neffe Friedrich war Stiftsherr an derselben Kirche und versah zugleich das Amt eines Kellners. Der sagte dem Oheim häufig, er triebe es zu weit mit seiner Freigebigkeit; der Oheim aber sagte: Nein, du bist zu sparsam. Sie besaßen nämlich gemeinschaftliche Einkünfte, und darum war Friedrich oft recht ärgerlich, weil der Dechant alles, was er in die Hände bekam, heimlich den Armen gab. Einmal hatte der Neffe viele fette Schweine; er ließ sie schlachten und die Schinken in der Küche auf-

Digitized by Google

hängen. Der Dechant betrachtete sie häufig und mit einem gewissen Neid; da er aber wußte, er bekam von seinem Verwandten doch keine ab, ersann er eine merkwürdige fromme List. Sobald er merkte, daß niemand in der Küche war oder es ihm gelungen war, die Diener auszuschicken, schlüpfte er heimlich hinein, stieg mit einer Leiter zu den Schinken hinauf, und schnitt die hintere Hälfte nach der Wand zu ab; die vordere Hälfte hingegen ließ er unberührt, so daß man nichts merkte. So trieb er es mehrere Tage und verteilte das Fleisch unter die Witwen, Waisen und Bedürftigen. Endlich wird doch der Hausdiebstahl bemerkt, der Dieb gesucht und auch bald gefunden. Der Neffe wütet, der Dechant schweigt; und als jener sich heftig beschwerte, er habe den Ertrag seiner Präbende und den Vorrat eines ganzen Jahres verloren, da besänftigte und tröstete ihn Ensfried mit sanften Worten: „Lieber Vetter, es ist besser, daß du einigen Verlust erleidest, als daß die armen Leute Hungers sterben. Der Herr wird es dir schon wieder ersetzen." Da beruhigte sich der Stiftsherr und war still davon.

Als Ensfried eines Tages nach St. Gereon ging, ich glaube zu einer Festlichkeit dieses hl. Märtyrers, verfolgte ihn ein Bettler mit dem ungestümsten Geschrei; da der Dechant aber nichts bei sich hatte, befahl er einem Schüler, der ihn begleitete, er solle eine Weile vorausgehen; er selbst aber begab sich in einen Winkel bei der Kirche der hl. Gottesgebärerin Maria, wo die Bischöfe am Palmsonntag dem Volke den Ablaß zu erteilen pflegen, löste, da er sich keines andern Kleidungsstücks entäußern konnte, seine Beinkleider und ließ sie vor den Augen des Bettlers fallen; der hob sie auf und eilte voll Freude damit fort. Vom hl. Gereon zurückgekehrt, setzte sich der Dechant in die Nähe des Feuers; da er aber nicht, wie sonst, um sich zu wärmen, sein Oberkleid aufhob, sprach sein Neffe Friedrich: „Hebt doch Euer Pelzwerk auf und wärmt Euch!" Es war nämlich kalt und Ensfeld schon ein alter Mann. Als dieser verlegen wurde und erwiderte: „Es ist nicht nötig", fuhr jener fort: „Ich glaube wahrhaftig, Ihr habt keine Hosen an!" Endlich bekannte der Dechant, die Hosen seien ihm entfallen, und versuchte die gute Tat zu verschweigen. Der Stiftsherr lachte, und durch ihn wurde die Sache bekannt. Wegen dieser und ähnlicher Begebenheiten behaupteten manche, sie hätten nie von einem Menschen gelesen, der so mitleidig, barmherzig und gütig gegen die Armen gewesen sei. Seine Kleider verteilte er ohne Unterschied an die Bedürftigen; und wenn er fror und ihm andere Kleider geschickt wurden, machte er es damit wieder so. Immer hatte er jenes Wort des Heilands im Herzen: „Gebet, und es wird euch gegeben." Der ehrwürdige Pfarrer

Digitized by Google

von St. Jakob, Herr Everhard, der mit Ensfried ein Herz und eine Seele war, hatte Mitleid mit ihm, und als er ihm einst ein Kleid zu längerem Gebrauch schenken wollte, sagte er vorher: „Es ist Euch aber nur geliehen.“ —

Eines Tages, wie er Ordensleute — Zisterzienser oder Prämonstratenser — zu Gaste hatte, und keine Fische vorhanden waren, sagte er zu seinem Koch: „Wir haben keine Fische: es sind aber einfache Mönche und sie haben Hunger. Geh, mach ein Fleischgericht, nimm die Knochen heraus, bereite es mit Pfeffer und setze dann mit den Worten vor: ‚Laßt euch diesen guten Butt wohl bekommen!‘“ Es geschah und die guten Mönche merkten nichts von dem frommen Betrug, frugen auch nicht, teils des vorschriftsmäßigen Stillschweigens halber, teils aus Gewissenhaftigkeit, und verzehrten so das Gericht als Fisch. Als die Schüssel zu Ende ging, fand einer ein Schweinsöhrchen und zeigte es seinem Tischnachbarn. Das bemerkte der Dechant, und scheinbar erzürnt sagte er: „Eßt in Gottes Namen! Mönche sollen nicht so vorwitzig sein: auch der Butt hat Ohren!“

Als er eines Tages Reliquien vorzeigte und die Eintretenden aufzufordern hatte, zum Bau der Kirche, deren Kustos er damals war, milde Gaben zu spenden, sprach er: „Ihr lieben Leute, ihr seht wohl, wie groß diese Gebäude und wie schwer sie zu unterhalten sind; darum ist es gut, wenn ihr etwas dazu hergebt, besser und sicherer ist es aber doch, wenn ihr euer Geld bei den Armen anlegt.“

Einmal hatte er nichts zu essen, da ging er in das Backhaus der Brüder, wo die Brotlaibe auf einer Tafel zur Verteilung bereitlagen, und fragte den Bäcker, für wen die Laibe seien, und ließ die Portionen jener, von denen er wußte, daß sie reich seien, in sein Haus bringen; „denn die“, sagte er, „haben vollauf, ich aber habe keinen Bissen zu verzehren.“ Zur Entschuldigung dieser Handlung setzt der Erzähler Cäsarius hinzu: Vieles ist Heiligen erlaubt, was solchen, die keine Heiligen sind, nicht erlaubt ist. Wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit (2. Kor. III, 17). Daher die Berechtigung: habe Liebe, und du magst tun, was du willst.

Als er fühlte, daß er bald sterben würde, verkaufte er sein Haus, vermachte den Kaufpreis aber nicht seinen Freunden oder Verwandten, sondern verteilte ihn eigenhändig unter die Armen Christi; er wußte, seine Mitkanonici würden als Treuhänder nach seinem Tode nicht mehr so treu sein. Als der Käufer des Hauses, Konrad, Priester und Stiftsherr an St. Andreas, zu ihm sagte: „Herr, ich möchte aber auch in Besitz des Hauses gelangen“, erwiderte Ensfried in seiner Einfalt: „Lieber Konrad, ich bin ein hinfälliger Mann und sterbe bald; warte nur noch eine kurze

Digitized by Google

Weile und du wirst das Haus schon bekommen. Wo willst du, daß ich inzwischen wohnen soll?" Da wartete jener geduldig Ensfrieds Hinscheiden ab. —

Maria erteilt eine Ohrfeige

Ein Domherr in Köln lag am Sterben, da sah er die heilige Jungfrau vor sich stehen und erkannte sie; da er es jedoch den Umstehenden sagte, erhielt er plötzlich von unsichtbarer Hand eine Ohrfeige; er wurde vielleicht durch diese Ohrfeige von eitler Ruhmsucht geheilt. Sein Name war Albert, und hat er auch seine Keuschheit bewahrt, so war er doch sonst ziemlich weltlich und verzärtelt; besonders wunderlich war er in bezug auf seine Tracht.

Der einfältige Werinbold

Von einem Stiftsherrn an St. Gereon erzählt Cäsarius auch noch eine Schinkengeschichte, nämlich von Herrn Werinbold, der von edlem Geschlecht und sehr reich, aber so dumm war, daß er nicht einmal ordentlich rechnen konnte, sondern nur nach Gleich und Ungleich zählte. So machte er's auch einst mit seinem Schinkenvorrat und zählte ihn, damit ihm keine gestohlen werden könnten, folgendermaßen: „Schinken und Paar, Schinken und Paar" usw. Seine Dienstleute stahlen aber doch einen und als er wieder zählte, fand er sie ungleich und rief: „Ein Schinken ist fort." Die Leute aber lachten und erwiderten: „Herr, der wird sich schon wiederfinden." Sie schafften Weribold aus der Küche, nahmen noch einen zweiten Schinken weg und machten so die Zahl wieder gerade. Als er in die Küche zurückkam und die Schinkenpaare wieder gleich fand, sagte er ganz vergnügt: „Seht, ihr Herren! Es war doch gut, daß ich gleich hinter die Sache gekommen bin und nicht lange geschwiegen habe." Wenn seine Leute sich einen guten Tag machen wollten, sprachen sie zu ihm: „Herr, warum pflegt Ihr Euch nicht besser? Ihr müßt nicht wohl sein." Und wenn er dann frug: „Woher wißt ihr das, liebe Leute?" erwiderten sie: „Wir sehen es an Euren Haaren, sie stehen so zu Berge!" Dann brachten sie ihn zu Bett und taten sich gütlich an den köstlichen Speisen, die als Krankenkost für ihn zubereitet wurden. Als ein schlechter, durchtriebener Bauer, der aus einer alten hörigen Familie Werinbolds war, von der Einfalt des Stiftsherrn hörte, kam er eines Tages und sprach zu ihm: „Herr, ich kann es nicht länger mit ansehen, daß Euer Vermögen so verschleudert wird; ich bin Euer Höriger, und es ist nicht mehr als recht, daß ich Eurer Herrlichkeit diene, indem ich das Eurige treu zusammenhalte." Wirklich wurde er Haushofmeister. Und wenn nun der Herr zu Bett gegangen war, saß er nachts oft mit dem Gesinde am Feuer und hielt mit ihnen Trinkgelage. Einst hatte er einen Spielmann bestellt, der ihnen auf der Viola herrlich vorspielte. Davon wachte der Herr auf und wollte for-

Digitized by Google

schen, was das wäre. Einer der Diener aber eilte ihm entgegen und sagte: „Wohin wollt Ihr, Herr?“ — „Ich habe eine so schöne Melodie gehört, aber ich weiß nicht, woher sie kommt.“ Da erwiderte der Diener: „Legt Euch nur ruhig wieder zu Bett, Herr! Die Mönche in Deutz singen zur Orgel.“ —

Die knieenden Esel

Von dem Freunde Ensfrieds, dem Pastor Everhardus von St. Jakob weiß Cäsarius noch mehr zu erzählen. Eines Tages trug dieser Pfarrer Everhard das Sakrament zu einem Kranken, diesem die Wegzehrung zu geben. In einer sehr engen und schmutzigen Straße aber begegnete er einer Menge von Eseln, die mit Kornsäcken beladen waren. Der Scholar, der mit der Laterne vor ihm herging, drang nur mit vieler Mühe durch die Esel hindurch, bald drängte er sie, bald sie ihn zur Seite. Als der Pfarrer, der schon ein alter und schwächlicher Mann war, das sah, wurde ihm ganz angst, die Esel möchten ihn übern Haufen rennen und mit dem Sakramente in den Kot werfen. Da hob er das Allerheiligste in die Höhe und rief: „Was macht ihr Esel da? Seht und wißt ihr nicht, wen ich in der Hand trage? Steht im Augenblick still und kniet nieder vor eurem Schöpfer; ich befehle es euch in seinem Namen!“ Und sieh, die Esel gehorchten und knieten alle nieder, und was noch wunderbarer war, obgleich dies Knien ihnen schwer fiel, blieben die Säcke doch auf ihren Rücken hängen. Dies ist eine in Köln sehr berühmte Geschichte.

Sie soll sich in der Weißbüttengasse zugetragen haben, und zum Andenken daran, wurde an die Wand eines Hauses daselbst ein Bild gemalt, worauf Esel vor einem Priester knien.

Der selige Hermann Joseph

Auf dem Waidmarkte steht auf einem Brunnen die Muttergottes mit dem Jesuskinde auf dem Arm; und davor ein kleiner Junge, der dem Kinde einen Apfel hinhält. Das ist der selige Hermann Joseph.

Er wurde der Sage nach in einem Hause nahe bei der Kirche Maria im Kapitol um 1150 als ein Kind vornehmer, aber armer Leute geboren, war schon früh viel artiger und feiner als die anderen Jungen, machte sich nicht viel aus ihren wilden Spielen auf der Straße und ging lieber in die nahe Kirche; da saß er besonders gern vor dem Bilde der Muttergottes und ihres Knaben und sprach mit ihnen, wie wenn sie lebendig wären. Einmal hatte er einen schönen Apfel von seiner Mutter bekommen, da ging er gleich wieder zu seiner Kirche und seinem Jesuskinde, hielt ihm den Apfel hin und bat recht schön, es möchte ihn doch nehmen. Und wirklich, das Christuskind reckte seine Hand herunter und nahm den Apfel an, und die Muttergottes lächelte gar freundlich dazu.

Nach anderer mündlicher Überlieferung war Hermann der einzige Sohn

Digitized by Google

eines armen sehr braven Schusters und machte jedesmal auf dem Schulwege der Maria und ihrem Knaben seinen Besuch, und das Jesuskind sagte ihm oft, er möge doch zu ihm spielen kommen, aber es war dem kleinen Hermann immer zu hoch bis dahin, wo das Bild stand; bis dann einmal das Wunder mit dem Apfel geschah. Als nun Hermann Joseph größer wurde, konnten ihn die Eltern nicht weiter in die Schule schicken, und er sollte auch ein Schuster werden. Und wie er nun ganz traurig in die Kirche zu dem Bilde kam, hat ihn die Muttergottes nach seinem Kummer gefragt; da hat er es ihr gesagt, und sie hat ihm einen Stein gewiesen, den sollte er nur heben, da fände er, was er brauchte. Und so hat er studieren können und ist ein gelehrter und hochgeehrter Geistlicher und Ordensbruder geworden.

Der Idas-Brunnen

Im Garten neben „St. Maria im Kapitol" ist ein Quell, der Idas-Brunnen. Er trägt den Namen von einer Verwandten des Hausmeiers Pipin, die sich dem jungen Karl (später Martell zubenannt) heimlich verlobte, aber im Kloster starb. Plektrudis, die Gemahlin Pipins, hatte schon vor dem Tode im Stift Unserer Lieben Frauen zu Köln gelebt; als aber ihr Gemahl starb, mischte sie sich doch wieder in die weltlichen Händel, wollte ihrem Enkel die Herrschaft zuwenden und ließ Karl, den Sohn der Beischläferin Alfaide, in ein Kloster sperren. Ida half ihm jedoch wieder heraus, und ehe er entfloh, gelobte er ihr, wiederzukommen und sie als seine Braut heimzuführen. Er entkam glücklich, hatte dann aber schwere Kämpfe mit den Feinden zu bestehen, die ins Land gefallen waren, und derweile wurde Ida von Plektrudis gezwungen, eine Nonne zu werden. Der Brunnen im Klostergarten blieb einzig ihr Trost. Endlich zog Karl nach Köln, und Plektrudis mußte ihm das Erbe seines Vaters übergeben, aber Ida fand er nicht mehr am Leben. Es war nach Köln das Gerücht gekommen, Karl sei im Kriege gefallen, und da lag sie eines Morgens tot am Brunnen. Wenn hernach Karl von seinen Heerfahrten nach Köln kam, saß er am Idas-Brunnen und trauerte.

Das Kreuz bei den weißen Frauen

Zu einer Zeit waren die Nonnen im Kloster zu den weißen Frauen sehr üppig und nur eine blieb ihrem Gelübde treu und betete nach wie vor fleißig vor einem Kruzifix im Kreuzgang. Eines Tages rissen es die andern von der Wand, sie aber malte sich ein neues mit Kohle hin, so gut sie konnte, und als sie ihr auch das wegschabten, erneuerte sie es unverdrossen. Noch einmal wollten es die andern Nonnen wegmachen, aber da wurde es auf einmal an der Stelle blendend hell und bildete sich aus dem Stein ein Kreuz, genau wie es die fromme Nonne gezeichnet hatte. Da

Digitized by Google

taten die gottlosen Frauen Buße, und das Gnadenbild hatte bald großen Zulauf von Andächtigen; als das Kloster abgebrochen wurde, kam das Kreuz in die Kirche zur hl. Maria in der Schnurgasse.

Ehedem wuchsen diesem Bilde die Haare, und alle sieben Jahre kamen große Prozessionen von Ungarn, die sich die Haare abholten.

Nach einer andern Überlieferung soll das Bild aus einem Baume gewachsen sein.

Albertus Magnus

Wie Albertus ein Dominikaner wurde

Albertus Magnus war aus der schwäbischen Stadt Lauingen; in einem Eckhaus am Marktplatz daselbst wurde er geboren. Seine Eltern bestimmten ihn zum Gelehrten und schickten ihn, als er herangewachsen war, auf die hohe Schule zu Padua, wo von ihm ein Oheim wohnte und wo man noch im vorigen Jahrhundert seine Wohnung zeigte. — Als aber die Brüder des neugestifteten Dominikanerordens dorthin kamen, suchte er so eifrig deren Gesellschaft und Predigt, daß der Oheim fürchtete, sein Neffe möchte darüber selber Dominikaner werden; verbot ihm den Umgang mit den Brüdern und ließ ihn sogar einen Eid schwören, sie für eine Zeit zu meiden. Aber als diese Zeit um war, sann Albertus immer noch, ob er in den Orden eintreten solle. Da träumte ihm in einer Nacht, er habe es getan, habe aber die Probe nicht aushalten mögen und das Kloster vor Ablegung des Gelübdes wieder verlassen; als er erwachte, war er sehr froh, denn nun meinte er zu wissen, was das wäre, was ihn zurückgehalten habe. Es geschah aber, daß er an demselben Tage in eine Predigt des Meisters Jordan vom Dominikanerorden ging, und der Meister predigte von den Versuchungen des Teufels, wie arglistig er manche, die der Welt entsagen und in den Orden treten wollten, durch Träume irre machte; und dabei sprach Jordan von dem nämlichen Traum, wie ihn Albertus gehabt hatte. Nach der Predigt ging Albertus zu ihm und sprach: „Meister, wer hat Euch mein Herz enthüllt“ und sagte ihm seinen Traum. Da redete Jordan mit ihm, und Albertus ließ allen Zweifel und wurde ein Dominikanermönch.

Wie er die Philosophie von der Mutter Gottes empfing

Aber es dauerte nicht lange, da gefiel es ihm nicht mehr; denn er meinte, daß es ihm nicht gelingen werde, in die Tiefe der Gottesgelehrtheit zu dringen, und darum beschloß er aus dem Kloster zu entfliehen. Er setzte also eines Abends eine Leiter an die Gartenmauer, um da hinüber zu steigen und fortzulaufen. Da aber sah er urplötzlich vier Frauen von ehrwürdigem Wesen vor sich stehen, davon stießen zwei ihn zu wiederholten Malen von der Leiter. Er hatte aber das Klosterleben so satt, daß er

Digitized by Google

trotzdem zum dritten Male versuchte, die Leiter hinaufzusteigen; da fragte ihn die dritte der Frauen, warum er denn so schändlich weglaufen wolle. Albertus sagte ihr, er sei zu dumm, um zu studieren, und darum des Klosterlebens überdrüssig. Da sagte die dritte: statt zu fliehen, tue er dann doch besser, den Schutz und Beistand der Mutter Maria zu erflehen, welches die vierte Frau wäre, und sie andern drei wollten ihm helfen bitten. Als Albert das hörte, war er wie herumgedreht und warf sich alsbald vor Maria nieder und klagte ihr sein Leid und bat sie, daß sie doch seine Dummheit von ihm nehmen möchte. Da fragte ihn Maria, welche Wissenschaften er denn am liebsten studieren wolle, und ob er lieber die Weltweisheit oder die Gottesgelahrtheit hätte. Albert bedachte sich nicht lange und bat die Mutter Gottes, ihn zu einem tüchtigen Weltweisen zu machen. Darauf sprach Maria: „Das soll dir geschehen; aber weil du die Weltweisheit der Gottesgelehrtheit vorgezogen hast, die dich meinen Sohn hätte besser erkennen lassen, so sollst du am Ende deines Lebens all deine Wissenschaft verlieren und wieder so dumm werden wie du warst; und das soll sein drei Jahre vor deinem Tode." Nachdem die Mutter Gottes das gesprochen, verschwand sie mit den andern Frauen, und Albertus kehrte zum Kloster zurück.

Nun nahm Albertus auf wunderbare Weise zu in aller Wissenschaft und erforschte mit solcher Begier die Geheimnisse der Natur, daß man von ihm gesagt hat, ein Teil seiner Seele sei in den Himmel, ein anderer in die Luft, der dritte unter die Erde, der vierte über die Wasser entrückt gewesen und gleichwohl habe er alle Kraft seiner Seele mit solcher Gewalt vereint, daß ihm keine Erkenntnis in irgendeinem Teile der Welt entgehen möge. Von Padua kam er nach Köln und wurde ein Lehrer und Lesemeister der Theologie und Philosophie, der Mathematik, Physik und Metaphysik, und wanderte von da zu allen Niederlassungen seines Ordens in Deutschland; nach Hildesheim — wo er aus dem Refektorium die vielen Fliegen so kräftig vertrieb, daß noch Jahrhunderte danach dort keine leben konnte —, nach Freiburg, Straßburg und andern Orten.

Die neun Vögelein

Der Herzog von Saatz in Böhmen hinterließ als einzige Erbin eine Tochter, die hieß Pietisyla und war wunderschön, hatte aber ein grausam böses Herz. Wenn sie von ihrer Burg ins Tal hinabschaute und einen jungen Wandersmann sah, der ihr gefiel, schickte sie ihm einen Knecht nach, ließ ihn heraufholen, nahm ihn freundlich auf und ließ ihn hoffen, wenn er sie von ganzem Herzen lieben und ihr Treue halten würde, dann solle er ihr Gemahl und Herr ihrer Güter werden. So berückte sie man-

Digitized by Google

chen und behielt ihn bei sich, bis sie seiner Liebe satt war. Dann wies sie ihm einen Gang aus ihrem Gemach, der war so eingerichtet, daß sogleich ein Brett mit dem brach, der darüber ging, und ihn in einen tiefen See stürzen ließ.

Schon waren neun Jünglinge diesen Weg gegangen und sie hatte noch nicht genug daran. Da kam Albertus des Weges, der hatte ein Zauberglas, mit dem er ihr Herz schauen konnte, und nahm sich vor, ihre Bosheit zuschanden zu machen. Sie winkte ihm mit ihrer schneeweißen Hand und als er in das Schloß kam, empfing sie ihn herrlich und tat ihm schön, was sie nur konnte. Aber er bat sie, von ihm abzulassen, denn ihm sei, als warnten ihn neun Jünglinge, die da schwebten vor ihrer Hand, und als höre er eine Wasserflut unter sich brausen, die ihm den Tod drohe, wie jenen. Als sie aber nicht nachließ mit zärtlichen Worten und Liebkosungen, rief er laut: „Du führest falsche Segel, schlimme Mörderin, und glaubst, ich soll der zehnte sein, den du in den Wellen tötest."

Da fürchtete sie, er möchte ihre Schande aller Welt verraten, wenn sie ihn wieder fortließe, und rief voll Grimm ihre Diener herbei, daß sie ihn fesselten und in das Wasser würfen. Er ließ ruhig alles mit sich geschehen, und als sie ihn hinabstürzten, hielt er sich mit seiner Kunst auf dem Wasser aufrecht und trat lustig die Wellen und blickte mit Lachen zu der Fürstin hinauf. Da ergrimmte sie noch mehr, und versprach dem ihre Hand und ihr Herzogtum, der ihn tötete. Die Knechte holten ihre Armbrüste und schossen neun Pfeile nach seinem Herzen, aber die verwandelten sich unterwegs in neun Vögelein, und flatterten lustig um sein Haupt. „Hätte ich dich hier," rief sie, „ich wollte deine Kunst zerstören!" „Frau Fürstin," entgegnete er, „ich bin gekommen, neun Knaben zu rächen; neun Vögelein sind die Pfeile geworden, nun will ich in den Wald und Euer Vogler sein. Und soviel ich fange, die will ich von Euch singen lehren." Und er schwang sich aus dem Wasser zum Walde, setzte sich auf den grünen Plan, da kamen viele Vögel angeflogen, die fing er ohne Mühe und band einem jeden ein Brieflein an den Schnabel, darin stand, was die Fürstin getan hatte. Und sie trugen die Schande der schönen Frau durch das ganze Land und ließen sich mit der Hand fangen. Ein Vogel flog zu der Fürstin, setzte sich ihr ins Haar und ließ den Zettel zwischen ihre Brüste fallen, und als sie es gelesen hatte, zerriß sie das Blatt mit den Zähnen. Da stand auch schon der fremde Mann wieder vor ihr und sprach: „Ich bin Albertus, den sie einen weisen Meister heißen, an mir ist all deine Buhlerkunst verloren," und redete ihr gütig zu, so daß ihre Augen aufgetan würden und sie ihre große Schuld sah und bereute.

Digitized by Google

Sie zerriß ihr fürstliches Kleid, legte ein graues härenes Gewand an, beichtete dem Albertus und ließ sich von ihm belehren, wie sie büßen sollte. Sie wanderte auf sein Geheiß in den wilden Wald hinaus und wohnte in einer Felsenhöhle. Da kamen Tag für Tag neun Vögel vor ihre Klause, sangen ihr trauriges Lied und klagten sie an, und sie streute ihnen Futter und weinte bitterlich. Achtzehn Jahre saß sie dort, dann war sie erlöst. Da flogen die neun Vögel nach Köln, wo Albertus lebte, und pickten an das Fenster seiner Zelle, und er machte sich auf und gab der Büßerin ein christliches Grab.

Albertus in Paris

Von Köln sandte ihn sein Orden an die hohe Schule in Paris; da ward er Doktor in der Heiligen Schrift und hatte einen solchen Zulauf von Schülern, daß die Schule dafür nicht Raum hatte und er auf einem öffentlichen Platze lehren mußte, der noch „bis auf den heutigen Tag", so sagte Petrus de Prussia, der sein Leben beschrieb, „la place maubet (M'Aubert) das ist Platz Magni Alberti genannt wird". Als er einst in Paris in seiner Zelle emsig dem Studium oblag, erschien der Böse in Gestalt eines Ordensbruders, um ihn von der gottgefälligen Arbeit wegzulocken; aber Albertus merkte es und machte gegen ihn das Zeichen des Kreuzes, und da verschwand das Trugbild. Das Volk freilich erzählte von ihm, er habe sich dort in Paris in die Tochter des Königs von Frankreich verliebt, vor den Augen der Menge sich mit ihr unsichtbar gemacht und sie durch Zauberkunst nach Köln entführt, aber seine Ordensbrüder erklärten das für eine alberne Fabelei. Gewiß ist, daß er nach etlichen Jahren wieder in Köln war und in seinem Orden zu immer höheren Ehren stieg.

Albertus traktiert den römischen Kaiser

In jener Zeit geschah es, im Winter um das Christfest des Jahres 1248 (oder 1249), daß der junge römische Kaiser Wilhelm II., vordem Graf von Holland, mit seinem Gefolge nach Köln gezogen kam. Es war eine grimmige Kälte und sogar der Rheinstrom bis auf den Grund zugefroren. Als der Kaiser und sein Geleite sich ein wenig aufgetaut hatten, ließ er den Albertus, von dem er schon viel gehört hatte, zum Abendschmause zu sich entbieten. Albertus kam, und als man sich zur Tafel setzen wollte, bat ihn der Kaiser, etliche seiner Künste zu zeigen. Albertus nahm einen Humpen Rheinwein, murmelte einige Worte, da kamen bläuliche Flämmchen heraus; er goß den Wein gegen die Decke, und aus den Tropfen wurden buntgefiederte Vöglein, die flatterten herum und flöteten liebliche Weisen. Das gefiel dem Kaiser und seinen Herren wohl; doch als diese nun trinken wollten, schlugen ihnen Flammen entgegen, und sie mußten mit trockner Gurgel dasitzen, worüber der Kaiser sehr lachte. Nun schritt

Digitized by Google

Albertus ein paarmal um die Tafel, und alle Speisen des Winters wurden in die schönsten Gerichte und Früchte verwandelt, die man nur im hohen Sommer haben kann. Alle Gäste vergaßen des ersten Spukes und griffen fröhlich zu. Doch alsbald war Albertus verschwunden und mit ihm das lockende Gericht; und die Ritter und Edelherren hatten einander die Finger ins Maul gesteckt, hielten sich bei den Nasen oder kauten an den Zipfeln ihrer Mäntel. Am allerlustigsten aber war des Kaisers Schalksnarr anzusehen, der unter dem Tische saß und den Schweif eines Rüden ins Maul gesteckt hatte.

Den andern Tag lud Albertus den Kaiser zu sich zu Gaste. Nach der Epiphaniasfeier empfing der Meister, aus seinem Studierzimmer herauskommend, den Herrn mit seiner Familie und seinem Gefolge gar artig und führte sie aus dem Speisesaal in den Lustgarten, wo wunderschöne Diener alles zum Mahle bereiteten. Da fingen die Herren vom Hofe an zu murren, daß Albertus bei so eisiger Kälte seine Gäste vom Ofen weg in den Garten zur Tafel führen wolle. Als aber der Wirt mit dem Kaiser sich zu Tische gesetzt und jeder Gast seinen Platz nach Rang und Stand eingenommen hatte und der Speisen wartete, da verschwanden auf einmal Eis und Schnee, hell und warm schien die Sonne wie im Sommer, grüner Rasen und Blumen sprossen in wunderbarer Schönheit. Jeder Baum grünte, blühte und brachte reife Frucht zum Essen, blühender Wein verbreitete süßen Duft und bot frische schwellende Trauben, Vögel flatterten und zwitscherten und versetzten durch ihren Gesang alle Gäste in höchstes Entzücken. Es wurde dermaßen warm, daß mancher Gast sein doppeltes Gewand der Schwüle wegen auszog und halbnackt saß; die meisten suchten die Kühle im Schatten dicht belaubter Bäume auf. Die Diener brachten Speisen in Hülle und Fülle, so daß alle übersatt wurden. Der Kaiser und alle Gäste waren guter Dinge, so viele und unerhörte Wunder zu schauen. Als aber das Mahl zu Ende war, verschwand der Dienerschwarm wie ein Trugbild, das Vogelgezwitscher schwieg, das Grün der Bäume und die blühende Erde verdorrten im Zusehen; Schnee war wieder da und ein so jähe Kälte fiel ein, daß alle, die vorher ohne ihre Obergewänder geschwitzt hatten, jetzt zitternd in den Speisesaal ans Feuer liefen.

Eine spätere Sage erzählt noch, wie des Kaisers Narr, als alles so über die Maßen schön war, vor lauter Lust seine Schellenkappe auf einen Baum warf, und dann hinaufstieg, sie wieder zu holen. Als nun alles entzaubert war und die Gäste mit gelben Rüben, verdorrten Reisern und dergleichen, statt Blumen in den Händen sich sämtlich im Refektorium fanden, da saß

Digitized by Google

der Narr hoch in einem Fenster zwischen dem Gitterwerk eingeklemmt und schrie erbärmlich.

Die Männer im Sack

Zu Albertus kam einst auch ein wandernder Handwerksgeselle, der durch Köln reiste und von der großen Kunst und Gelehrsamkeit des Bruders gehört hatte. Er ließ sich an der Türe nicht abweisen, sondern bestand darauf, den großen Gelehrten zu sehen und fragte ihn: „Ist es denn wahr, daß, wie die Leute sagen, Ihr so wundersame und zauberhafte Künste versteht; und könnt Ihr mich nicht ein Stückchen davon sehen lassen?“ Dem Meister mißfiel die zudringliche Neugier und er sprach: „O ja, gern; gib mir deinen Sack, den du auf dem Rücken trägst.“ Der Geselle gab den Sack; „Was soll's damit?“ frug er. „Ich will dir etwas von meiner Kunst zeigen.“ Bei diesen Worten steckte der Gelehrte seine Hand in den Sack, zog sie wieder heraus, band den Sack fest zu und sprach: „Wenn du ihn öffnest, sollst du eine Kunst von mir sehen. Bind' ihn dann aber wieder fest zu, komm wieder und berichte, was du sahst. Geh aber schnell heim und öffne den Sack nicht eher, als bis du zu Hause bist.“ Der Geselle wanderte fort mit seinem Sack. Als er aber auf der Landstraße war, drückte ihn der Sack mehr und mehr, und er wurde immer begieriger zu wissen, was wohl darin wäre. Endlich hielt er's nicht mehr aus, und gegen des Bruders Albert Befehl setzte er sich am Wegrande nieder, um den Sack aufzubinden und hineinzublicken. Kaum löste sich aber das Band, so sprangen zwei schwarze Männer mit Gerten heraus, die so lange seinen Rücken bearbeiteten, bis er halbtot am Wege liegen blieb. In seiner Angst fiel ihm ein, daß der Meister ihm befohlen, danach wieder zuzubinden, und so raffte er sich auf und knüpfte die Schnüre des Sackes zu. Sogleich verschwanden die Männer, und der Geselle lief mit den Sack wieder nach Köln und stracks zu Bruder Albert, und bat ihn voll Angst und Zittern, seinen Sack wieder zu entzaubern. „Warte doch,“ rief der Bruder, „ich will dir noch eine von meinen Künsten zeigen, da du doch so neugierig danach bist.“ „Ach nein,“ bat der Geselle, „ich weiß nun schon genug, nehmt mir das nur wieder aus meinem Sack, was Ihr hineingetan habt.“ Da griff der Meister noch einmal in den Sack, band ihn wieder zu und gab ihn zurück. Als der Wanderer aber des Abends in die Herberge kam, da wagte er nur ganz ängstlich in seinen Sack zu greifen, in dem er sein Reisezeug trug, denn er fürchtete sich immer noch vor Prügeln. Aber nun war der Sack wieder entzaubert.

Auch nach Rom an den päpstlichen Hof kam Albertus, dann wurde er zum Bischof von Regensburg erhoben. Damals soll er schon den Stein der Weisen besessen und mit dessen Hilfe alle Schulden des Bistums ge-

Digitized by Google

tilgt haben und das in noch nicht drei Jahren. Denn länger gefiel es ihm nicht in dem Regensburger Amt. Er kam bald wieder nach Köln, ward da empfangen mit großen Ehren von jedermann, und blieb dort.

Des Papstes Urlaub zur Magie

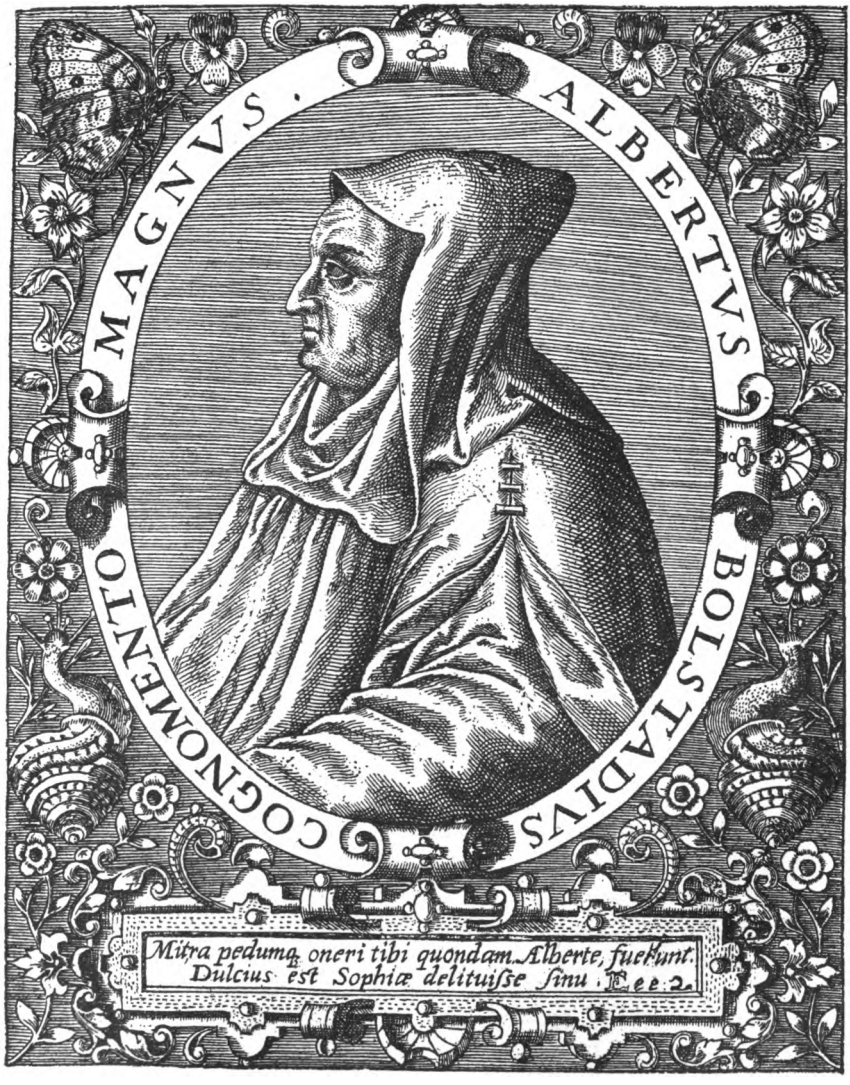
Schon vorher war er auf dem Gipfel des Ruhmes; alles, was man wissen kann, wußte er — so sagte man von ihm — und alle hohen Schulen gaben ihm einhellig den Namen des Großen. Dabei war er von kleiner Gestalt, so klein, daß einst der Papst, der ihn hatte rufen lassen, meinte, Albertus beuge sein Knie vor ihm, und sprach gnädig: „Stehe auf!" worauf Albertus antwortete: „Ich stehe, heiliger Vater!"

Einst lustwandelte Bruder Albertus mit dem Papst und sie wollten in einem Schifflein auf der See fahren, nahmen dabei nur wenige Diener mit sich. Nicht lange danach sah der Papst wohl sieben Schiffe mit Kriegsvolk, das war wohlgeharnischt und wohlbewehrt. Der Papst begann zu verzagen und das mochte er wohl mit Recht, denn sie umringten sein Schiff und kamen näher, ihn zu fangen. Von Sizilien kamen sie, und Manfred (Kaiser Friedrichs II. Bastardsohn), hatte sie gesandt, weil der Papst Herrn Friedrich mit seinem Bannfluch belegt hatte; das wollten sie rächen an ihm und hatten alle Tritte des Papstes erspäht. Große Angst befiel den hl. Vater und mit ihm alle, nur den Bruder Albertus nicht. „Ergebt euch!" riefen die Feinde, „oder ihr seid des Todes." Der Papst sprach: „Was sollen wir tun, liebe Freunde? Ist keiner unter euch, der uns raten kann, wie wir entkommen mögen?" Bruder Albert sprach: „Herr, ich könnte uns wohl von ihnen befreien, aber es wäre gegen Euer Gebot. Hätte ich Urlaub, hier meine Kunst zu gebrauchen, sie sollten alle fliehen in Furcht und Angst." Der Papst sprach: „Albertus, tue das; ich gebe dir Urlaub dazu, für uns und für dein ganzes Leben. Tust du nichts Arges damit, dann sprech' ich dich von aller Sünde dabei los." Das hatte der Papst kaum gesagt, als die andern flohen, wie wenn der Teufel sie gejagt hätte; so großer Schrecken überfiel sie. Sie meinten, die ganze Welt wäre über sie hergefallen. Also wurde der Papst gerettet durch Bruder Albert und kam ohne einigen Schaden nach Rom; Bruder Albert hatte aber dadurch die Erlaubnis gewonnen, frei und sonder Sünde die schwarze Kunst zu üben.

Das Pantöffelchen

Man erzählte sich von ihm in Köln, was man früher schon vom Bischof Maternus und andern heiligen Männern geglaubt, daß er nämlich an zwei oder drei weit voneinander entfernten Orten zu derselben Zeit die Messe gelesen habe. Und einmal in der Nacht belauschte er an einer Brücke eine Schar von bösen Geistern, die ihrem Obersten ihre Werke berichteten. Da zeigte einer, ein Mohr, ein Frauenpantöffelchen vor, zum Beweis, daß

Digitized by Google



Porträt des Albertus Magnus
Anonym. Kpfr. aus späterer Zeit

Digitized by Google
UNIV. OF MICH.

Digitized by Google

er den heil. Vater in Rom, nachdem er ihn sieben Jahre vergeblich versucht, zu Fall gebracht habe. Alsbald gebot Albertus dem Mohren, herzukommen, bestieg im Namen Gottes und des heil. Kreuzes seinen Rücken und befahl ihm, daß er ihn ebenso schnell, wie er gekommen sei, unversehrt nach Rom trüge; er kam dorthin zur Stunde des Hochamtes. Dort hieß er den Geist vor der Tür warten, ging zum Papst hinein und hielt ihm vor, was er vernommen, und da der es leugnete, brachte er ihn durch das Pantöffelchen zum Geständnis, bewahrte so den heil. Vater vor schwerer Sünde, las an seiner Statt die Messe, bestieg wieder den Mohren und kam noch eben recht zu seiner Kirche, um auch noch das Hochamt zu zelebrieren.

Albertus als Baumeister

Albertus war auch ein großer Baumeister, die Chronik von 1499 erzählt: „Bald darnach (nach seiner Rückkehr) merkte er, daß der Chor von der Kirchen des heil. Kreuzes, da die Brüder von dem Predigerorden wohnten, sehr enge war; darum mit Gunst und Hilfe der Obersten der Stadt von Köln tät er abwerfen denselben alten Chor zugrunde und tät meisterlich bauen den Chor, der nun zur Zeit ist." Ebenso soll er auch den Regensburger Dom, den Chor der Predigerkirche in Freiburg, eine Kirche in Soest und mehrere Klöster erbaut haben. Und noch in neuerer Zeit hat sich um ihn als Baumeister eine Art Legende gebildet. Wallraf, der „ehrwürdige Erzbürger" der Stadt und Erforscher ihrer Kunst, und andere alte Kölner, die noch den Chor der jetzt abgebrochenen Predigerkirche gekannt haben, haben oft gesagt, er sei im kleinen gewesen, was der Chor des Kölner Domes im großen ist; mit andern Worten, der von Albertus gebaute Chor der Predigerkirche sei das Vorbild zum Domchor, oder Albertus wohl gar der Schöpfer des Domplanes gewesen. So erzählt auch der Neukölner Chronist Ernst Weyden: Albertus wurde vom Bischof Engelbert beauftragt, den Plan zum Dom zu entwerfen. Trotz allen Nachsinnens wollte es ihm aber nicht gelingen. Da erschienen ihm, als er einst inbrünstig betete, vier Männer mit Kronen — die vier gekrönten Meister, die unter Diokletian den Märtyrertod erlitten, und den Albertus ihre Geheimnisse mitzuwissen würdigten — der erste ein Greis mit dem Zirkel, der zweite, auf der Grenze zwischen Mannes- und Greisenalter, mit dem Winkelmaß, der dritte, in den besten Mannesjahren, mit dem Maßstab, der vierte, ein Jüngling, mit der Wage. Ihnen folgte die hl. Jungfrau. Die vier Meister rissen nun nach der Weisung der Jungfrau an der Wand den Plan auf, der dann dem Albertus ganz fertig wie Sternenschein von der Wand entgegenstrahlte. Danach führte Alber-

Digitized by Google

tus seine Risse aus. Doch der Bau wurde durch die Ermordung Engelberts verschoben und der Plan in einer silbernen Kapsel aufbewahrt. Andere gehen noch weiter und vermuten in dem Kölner Meister auch jenen Benediktinermönch Albertus Argentinus, der in den Straßburger Steinmetzbüchlein und Urkunden der Bauhütte als Erfinder des Achtortes, ja, des ganzen neuen (gotischen) Stils, Lehrer des Meisters Erwin genannt wird und groß war in der kabbalistischen Deutung der Baukonstruktionen, besonders durch die Kunst Gematria. —

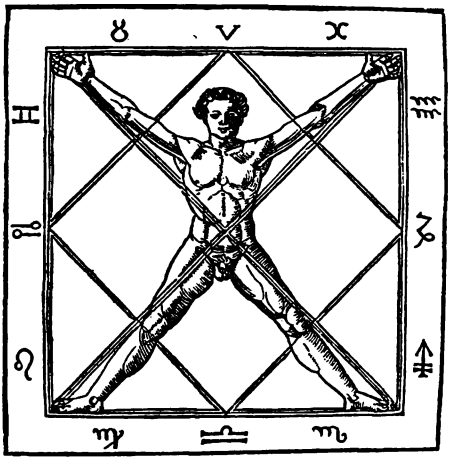
Die redende Bildsäule des Albertus

Unter andern Wunderwerken des Albertus hat dann noch eines besonders von sich reden gemacht: das sprechende Bild. Schon andere Meister, die vordem oder auch zur selben Zeit lebten, wie Virgilius, Silvester und der Doktor mirabilis Roger Baco, sollen, unter gewissen Konstellationen, Köpfe von Erz geschmiedet haben, die hernach ihren Besitzern Antwort gaben und als Ratgeber in allen Dingen dienten. Albertus Magnus aber, so berichten viele alte Schriften, als der kundigste aller, schuf auf die Art ein ganzes Menschenbild, woran er dreißig Jahre unermüdlich unter verschiedenen Aspekten und Konstellationen arbeitete. Die Augen zum Beispiel goß er, als die Sonne in dem Zeichen des Tierkreises war, das einem solchen Teile gemäß war, aus Metallen, die er gemischt und mit demselben Zeichen (des Tierkreises) und denen der Planeten und ihren verschiedenen und gehörigen Aspekten versehen hatte; und so den Kopf, den Hals, die Schultern, die Schenkel und alles sonst zu gewissen Zeiten, und setzte es zusammen zu einer menschlichen Gestalt, die nun dem Albertus alle Geheimnisse, die es noch für ihn gab, enthüllen sollte.

Was es hier, bei dem Menschen und seinem Leib und Geist, mit Sonne, Mond und Sternen für eine Bewandtnis hat, mag die „Occulta Philosophia“ des Doktors Agrippa von Nettesheim erklären, der zu Köln geboren zweihundert Jahre nach dem Tode des Albertus, sich selbst sehr tief mit der Magie eingelassen hatte: „Es ist offenbar, daß alle niederen Dinge den höheren untergeordnet sind, und daß sie auf gewisse Weise ineinander sind, nämlich in den untersten die höchsten und in den höchsten die untersten; so sind im Himmel die irdischen, aber in himmlischer Beschaffenheit und Weise, und in der Erdenwelt ist das Himmlische, aber auf irdische Art, seiner Wirkung nach. So sagen wir, daß es hier auf Erden etliches Sonnenhafte, etliches Mondhafte gibt, dem Sonne und Mond etwas von ihrer Kraft mitteilen. Da empfangen denn solche Dinge Tätigkeiten und Eigenschaften, ähnlich denen der Gestirne und Figuren (des Tierkreises), denen sie untergeordnet sind; so erkennen wir, daß das Sonnenhafte habe zu tun mit Haupt und Herz, wie denn der Löwe der

Digitized by Google

Sonne Haus[1], und der Widder der Sonne Erhöhung ist; so hat das Marshafte Bezug auf Haupt und Hoden, wegen des Widders und Skorpions ... Aber dazu muß man wissen, wie der menschliche Körper unter die Planeten und Zeichen (des Tierkreises) verteilt ist. Wisse also, daß nach der Überlieferung der Araber die Sonne über das Gehirn und das Herz, die Oberschenkel, das Mark, das rechte Auge und den Lebensgeist gebietet; über die Zunge aber, den Mund und die übrigen Sinnesorgane, die inneren wie die äußeren, dazu die Hände, Füße, Unterschenkel, die Nerven, die Phantasie Merkur usw. Und die einzelnen Zeichen des Tierkreises walten über dem Gedeihen der ihnen zugeteilten Glieder: so regiert der Widder Kopf und Gesicht, der Stier den Hals, die Zwillinge Arme und Schultern, der Krebs Brust, Lunge, Oberarm und Speiseröhre, der Löwe sieht auf Herz, Magen, Leber und Rücken, die Jungfrau auf Magengrund und Gedärm, die Wage auf Nieren, Oberschenkel und Nase, der Skorpion auf die Glieder der Zeugung und die Gebärmutter, der Schütze auf Weichen und Oberschenkel, der Steinbock auf die Knie, der Wassermann auf Waden und Schienbeine, die Fische verwalten die Füße[2]." —



Astrologische Figur

Alles das also hatte Albertus sorgsam beobachtet, als er die Teile der Figur goß und zusammenfügte.

Nun war damals bei ihm Thomas von Aquino, ein Bruder des Predigerordens, der war zu ihm nach Köln gesandt, daß er da studierte. Der war schon lange neugierig, was sein Meister in der abgelegenen Zelle treibe, in die er niemand hineinließ. Eines Tages benutzte er die Abwesenheit des Albertus und betrat die Werkstatt, wo jener die geheimen Kräfte

[1] Wenn die Sonne im Zeichen des Löwen steht, hat sie ihre größte Kraft, oder wie der Astrolog sagt, „ist sie in ihrem Haus". In seine Erhöhung (exaltatio) tritt ein Planet, wenn er vorher eine „Schwächung" (ungünstige Stellung) durchgemacht hat und nun wieder in ein ihm verwandtes Zeichen kommt. — [2] Auf dem Bilde entspricht dem etwa die Anordnung der Zeichen.

Digitized by Google

der Natur erforschte, wo er, wie hernach die Sage ging, sogar schon das Schießpulver, das Feuergewehr, den Zeitmesser und ähnliche Dinge erfunden haben soll, die erst in viel späteren Zeiten bekannt wurden.

Inmitten all der seltsamen Dinge wurde dem Schüler beklommen. Er wollte zurück und konnte doch nicht, da sah er in einer Ecke noch einen Vorhang, er zog ihn zurück und stand vor einem wunderschönen Bilde; während er es noch anstarrte, kam eine Stimme aus der Gestalt, die rief: Salve, salve, salve! Nun glaubte er nicht anderes, als es sei Teufelswerk, er griff einen Stab, der neben ihm stand, rief: Apage, satanas! und schlug auf die Gestalt los, bis sie mit seltsamem Tönen und Klirren zusammenbrach. Eben wollte er fortlaufen, da kam sein Meister Albertus herein. Als er sah, was Thomas in der kurzen Zeit, da er selbst abwesend war, für Unheil angerichtet, fuhr er ihn voll Zorn und Schmerz an: „Thomas, Thomas, was hast du getan? Deine Unwissenheit hat ein Werk zerstört, auf dessen Vollendung ich den schönsten Teil meines Lebens verwendete."

Albertus zwingt den Teufel in seinen Dienst

Einst saß er in seiner Zelle und zähmte einen Teufel derart, daß dieser in Menschengestalt vor ihm stand. Nun kam draußen gerade ein Stadtpfarrer vorbei, der unseres Herrn Leichnam zu einem Kranken trug, ihn für die letzte Reise zu stärken. Da fiel Albertus auf die Knie; der Teufel aber auch. Albertus fragte ihn: „Fürchtest du auch unsern Herrn?" Darauf antwortete der Teufel: „Weißt du nicht, wie geschrieben steht: daß in diesem Namen sich beugen sollen alle Knie in Himmel, Welt und Hölle?" Kurz danach kam der Pfarrer wieder mit dem Glöcklein. Meister Albert sank aufs Knie, der Teufel aber blieb stehen. Albertus fragte, warum er denn jetzt nicht niederknie. Da antwortete der Teufel: „Er ist nicht da, der Herr; der Geistliche hat ihn bei dem Kranken gelassen." Meister Albert, um zu sehen, ob der Teufel die Wahrheit gesagt, sandte zu dem Pfarrer und ließ ihn fragen. Ja, der Pfarrer war wirklich ohne den Leib des Herrn nach Hause gegangen.

Diesen Teufel hatte Albertus in seinen Dienst gezwungen, daß ihm der helfen sollte, zum Nutzen der Christenheit, die Geheimnisse der Natur zu erforschen, und das Volk sagte, er habe nicht gerastet, als bis der Böse mit ihm die ganze Welt durchfahren. Andere fabelten gar, der Meister habe mit Alexander dem Großen den Erdkreis durchzogen. Aber all diese Wissenschaft befriedigte ihn noch nicht. Da wurde einst zu dem Albertus in seine Zelle ein Engel gesandt, zu dem sprach er: „Alles was auf der Welt ist, habe ich nun erforscht, nun will ich auch das Fegefeuer erforschen", und soll gewünscht haben, zehn Tage — andere sagen fünf oder

Will das Fegefeuer erforschen

Digitized by Google

drei — dort zu sein. „Es geschehe nach deinem Wort," sprach der Engel, und alsbald wurde seine Seele ins Fegefeuer getragen. Als der erste Tag herum war, kam der Engel wieder zu der Stätte, wo die Seele ihre Pein litt, und fragte sie, wie es ihr erginge. „O, du Verführer, nicht Engel! hast mich betrogen mit vieler Jahre Qual statt dreier Tage!" Doch der Engel sprach: „Die unermeßliche Qual täuschte dich, du hast erst einen von drei Tagen im Fegefeuer verbracht." Und als Albertus nach drei Tagen zurückkehrte, gestand er: „Nun sehe ich, wie töricht meine Bitte gewesen ist, die Pein war groß!"

Seine letzten drei Jahre

Über allem Studieren und Diktieren, Lehren und Predigen vergaß er aber nicht Unsere Liebe Frau, zu der er schon in seiner Jugend eine große Andacht gehabt hatte. „Oft konnte man ihn im Garten oder sonst an einem stillen Platz sehen, wie er unter süßen Tränen und frommen Seufzern die allerseligste Gottesmutter in Gesängen feierte," erzählt sein Schüler Heinrich von Herford. Als er endlich fühlte, daß die drei Jahre der Dummheit, die ihm Maria vorausgesagt hatte, heranrückten, erzählte er all seinen Schülern von dem Gesichte, das er gehabt hatte. Er wurde auch dümmer und einfältiger als ein Kind, und zwar soll ihm das mitten im Vortrage auf dem Katheder geschehen sein, er hielt inne und wußte kein Wort mehr zu sagen. Aber er blieb geduldig und ergeben und verharrte getreulich in seinen frommen Übungen bis an sein Ende. In diesen letzten Lebenstagen verlangte der Erzbischof Siegfried ihn noch einmal zu sehen. Er klopfte an die Tür der Zelle und bat um Einlaß. Aber Albertus antwortete: „Albertus ist nicht da." Mit Tränen in den Augen verließ der Erzbischof das Kloster und sagte: „Wahrhaftig, er ist nicht da." — Er wurde begraben an der Stätte, die er sich ausgewählt hatte, in der Andreaskirche, wo er in seinen letzten Lebensjahren täglich eine Toten-Vigilie für sich gelesen hatte, gleich als ob er schon gestorben wäre.

Vom Dombau und Ferneres von Kölner Meistern

Der Dombaumeister

Zu der Zeit, als der Dombau begann, sollte auch eine Wasserleitung angelegt werden. Der Meister Gerhard aber, der den Dom baute, traute sich so viel mehr zu als dem Meister des Wasserwerks, daß er eines Tages sagte: „Eher soll das große Münster vollendet sein, als der armselige Wasserbau." Er allein wußte, wo die Quelle zu diesem sprang, und hatte das Geheimnis nur seiner Frau entdeckt, ihr aber bei Leib und Leben geboten, es niemand weiter zu sagen. Sein Dombau begann nun und kam rasch vorwärts, der Meister am Wasserbau aber konnte nicht anfangen, er suchte vergebens nach der Quelle.

Digitized by Google

Als dessen Frau nun sah, wie er sich darüber grämte, tröstete sie ihn und sagte, sie wolle schon Rat finden. Sie ging zu der Frau Meister Gerhards und brachte es durch allerlei Kniffe fertig, daß die das Geheimnis ausplauderte: die Quelle sprang gerade unter dem Turm des Münsters; ja sogar den Stein, der sie zudeckte, bezeichnete ihr die Frau des Dombaumeisters genau. Nun war ihr Mann froh; den andern Tag ging er zu dem Stein, klopfte darauf und sogleich drang das Wasser hervor. Wie der Dombaumeister nun sein Geheimnis verraten sah, befiel ihn große Traurigkeit, nun mußte ja die Wasserleitung in kurzer Zeit fertig sein und er mit seinem stolzen Versprechen zuschanden werden. Da verfluchte er voll Zorn seinen Bau, nun und nimmermehr sollte er vollendet werden, und starb bald danach vor Gram. Seitdem stockte der Bau; was man an einen Tag zusammengebracht und gemauert hatte, war am andern Morgen wieder eingefallen, und wenn es noch so fest eingefügt war; kein einziger Stein wollte mehr haften. Nach einer andern Sage hat sich der Teufel an den Meister herangemacht, um das stolze und heilige Werk womöglich noch zu hindern. Er flüsterte dem Meister ein, bei einem so großen Bau könnte es wohl geschehen, daß er vor der Vollendung sterben müsse und ein anderer dann an seiner Stelle das Werk beende und die Ehre und Freude davon habe. Seitdem trieb der Meister die Werkleute immer strenger und ungeduldiger zur Arbeit an, niemand konnte es ihm mehr recht machen. Alles ging ihm zu langsam und der Böse gab ihm den Gedanken ein, kein Mensch werde imstande sein sein, den Bau so auszuführen, wie er ihn sich gedacht und entworfen. Ja, er war nahe daran, ihn ganz aufzugeben und seine Pläne und Risse zu verbrennen.

Doch dann ermannte er sich wieder, überwand die Versuchung, war wieder ganz wie früher, voll Freudigkeit und Vertrauen auf seine Kunst, und arbeitete mit aller Macht weiter. Und so groß sollen Lust, Eifer und Kraft gewesen sein, die ihn erfüllten, und die er auch seinen Werkleuten zu erwecken verstand, daß sie gar während der Ruhestunden noch die Minoritenkirche erbauten, die ihnen in der Einfachheit der Anlage wie ein Spiel und eine Erholung war. Als er eines Tages hoch auf dem Domkranen stand und den Bau überwachte, trat wieder der Böse an ihn heran, diesmal in Gestalt eines fremden Baumeisters aus Welschland; tat groß mit seiner Kunst und brachte dadurch den Meister Gerhard zu allerlei spöttischen Reden. Nun stellte er sich beleidigt und bot ihm eine Wette an. Er wollte eher einen Bach unter der Erde von Trier nach Köln geleitet haben, als der Meister den Dombau vollendet hätte. Gerhard lachte, schlug ein und fragte, was die Wette gelten sollte. „Deine Seele," sagte der Fremde,

Digitized by Google

„wenn die Enten auf dem Bache herſchwimmen, ehe deine Türme bis zur Spitze fertig ſind"; damit war er verſchwunden.

Seitdem hatte Meiſter Gerhard keine ruhige Stunde mehr und arbeitete mit einem wahren Ingrimm weiter an dem Bau; ſeiner Frau, die ihn oft fragte, was ihm fehle, gab er lange keine rechte Antworten. Eines Abends jedoch, als ſie wieder ſehr in ihn drang, erzählte er ihr alles; „aber ich gewinne doch, darum iſt mir nicht bange", meinte er; „denn das Waſſer in der unterirdiſchen Leitung kann ja nur fließen, wenn man alle Viertelſtunde ein Luftloch läßt; und darauf kommt er nicht".

Zu der Zeit kam öfters, wenn die Frau allein war — und das war ſie viel — ein fremder Magiſter ins Haus, der wußte ſich bei ihr einzuſchmeicheln — ſei es, daß er ſie mit Buhlerkünſten berückte, oder, wie andere erzählen, ſich als Arzt ausgab, der alle Krankheiten des Leibes und der Seele heilen könne, und auch ein Mittel für den Trübſinn ihres Mannes wiſſe — genug, ſie vertraute ihm zuletzt auch das Baugeheimnis der Waſſerleitung, auf das ſich der Meiſter verlaſſen hatte. Seit dem aber ließ ſich der Fremde nicht mehr bei ihr ſehen.

Eines Tages ſtieg Meiſter Gerhard wieder auf den Turm zum Kran, und das erſte, was er von oben herab ſah und hörte, waren ein paar Enten, die flogen ſchnatternd von dem Bache auf, den der Teufel hergeleitet hatte. Erſchrocken warf der Meiſter ſein Werkzeug hin und ſtürzte ſich in ſeiner Verzweiflung den Turm herunter; der Böſe aber ſprang ihm in Geſtalt eines Hundes nach und fuhr mit ſeiner Seele zur Hölle. Später wurde das in Stein ausgehauen am Turme, zum Gedächtnis für die Nachwelt. Der Dom blieb unvollendet. Alle, die ſich nach dem Meiſter Gerhard daran verſuchten, waren nicht imſtande, das Werk zu Ende zu führen. Oft aber iſt er hernach noch auf dem Bau erſchienen und hat ſchon manchen Werkmann heruntergeſtürzt; er kann es nicht ertragen, wenn Pfuſcherhände an ſein Werk gehen. In der Nacht macht er die Runde um den Dom und beſchaut ihn voll Stolz und eiferſüchtiger Sorge.

Es ging auch die Sage, man könne den Bach unter dem Dome wegfließen hören, wenn man ſich mit dem Ohre auf die Erde lege. Im Jahre 1886 iſt man wirklich bei Arbeiten im Dom unvermutet auf die alte römiſche Waſſerleitung geſtoßen, ſie durchzieht den ganzen Dom und endet im ſüdlichen Querſchiff, wo noch erhaltene Treppen zu ihr führten.

Meiſter Goswin

In Köln lebte ein Meiſter, der ſehr erfahren in der Bildnerei und von hohem Geiſte war, Gusmin (Goswin) mit Namen; er tat ſich auch in der Malerei hervor und war ein außerordentlicher Zeichner. War auch beim

Digitized by Google

Herzog von Anjou, der von ihm sehr viel in Gold arbeiten ließ. Unter anderem schuf er ein Bildwerk von Gold, und mit schöpferischer Kraft und Kunst führte er die Tafel gar herrlich aus. Ein vollendeter Meister war er und tat es den alten Bildhauern der Griechen gleich. Er bildete die Köpfe wunderbar gut und jeden nackten Teil, und er fehlte in nichts anderem, als daß seine Gestalten ein wenig kurz waren. Den edelsten Geschmack zeigte er in seinen Werken und reiches Wissen. Einst aber sah er, wie ein Werk eingeschmolzen wurde, das er mit aller Liebe gemacht hatte; der Herzog brauchte damals Geld für seine Welthändel. So sah der Meister zunichte werden alle seine Mühe. Da warf er sich auf die Knie, hob die Augen und Hände zum Himmel und sprach: „O Herr, der du lenkst den Himmel und die Erde und alle Dinge hinstellst! nicht so groß sei meine Einfalt, daß ich nach anderem trachte, als nach dir. Erbarme du dich meiner!" Von Stund an war er nur bedacht, was er hatte, zu verteilen aus Liebe zu dem Schöpfer aller Wesen. Er ging auf einen Berg, wo eine große Einsiedelei war, nahm sie ein und tat Buße, solange er lebte. Er war zur Zeit unser ältester Bildhauer und kam zu hohen Jahren. Jünglinge, welche die Bildnerei erlernen wollten, baten ihn um seinen Unterricht und erzählten, wie geschickt er war als Zeichner und Lehrer. Sehr demütig empfing er sie und gab ihnen gelehrte Anweisungen, lehrte sie viele Maßbestimmungen und wies ihnen viele Vorbilder. Als der vollkommenste Meister bei großer Demut endigte er in dieser Einsiedelei; wie er der Vorzüglichste in der Kunst war, so war er vom heiligsten Lebenswandel.

Das Bild in der Marien-Ablaß-kapelle

Einst war ein junger Maler zu Köln, der war der heil. Jungfrau fromm ergeben; ihr Bild erschien ihm oft, zum Malen deutlich, und nickte ihm freundlich zu. Da nahm er sich vor, es zu malen in all der Lieblichkeit, wie er es im Geiste sah. Aber wie er sich auch mühte, Tag und Nacht, nie wollte das, was er mit Farben auf die Wand brachte, dem gleich werden, was er im Sinne trug. Eines Nachts schlief er ermüdet über der Arbeit ein. Da kamen zwei Engel und begannen an dem Bilde zu malen, einer überbot immer den andern an Eifer und Kunst; und so vollendeten sie das Bild Zug für Zug, so wie es der Maler im Sinne getragen hatte. Dann weckten sie ihn, und wie er erstaunt und erschreckt das Bild anstarrte, trat der eine vor ihn und sprach: „Die Mutter Gottes sendet uns; dein Werk ist es, du hast es erdacht. Was wir an deiner Statt gemacht haben, das haben wir alles dir entwendet."

Nach andern hat man dies Bild in der Mauer gefunden. Lange nachher kam einmal eine Kaiserin nach Köln, die wollte aber das Bild nicht eher

Digitized by Google

sehen, als bis es mit neuen Farben gemalt wäre. Sie schickte darum einen berühmten Meister in die Kapelle und der malte das Bild aufs neue, so schön er konnte. Kaum aber trat die Kaiserin in die Kirche, als die Farben alle verschwanden und das Bild wieder war, als hätte man keine Hand daran gelegt. Das geschah dreimal. Da erkannte endlich die Kaiserin, die Engel müßten das Bild gemalt haben, daß es keine andern Farben litte; und sie demütigte sich und betete davor.

Auch hat ein Ritter einst in der Kapelle Ketten aufgehängt zum Dank, daß diese Muttergottes ihn aus der Gefangenschaft in der Türkei errettet hat; und ein anderer, der auch durch sie befreit worden war, opferte gar eine eiserne Kerkertüre.

Meister Stephan

Ein tüchtiger Kupferstecher und Kunstkenner des 17. Jahrhunderts, Matthias Quad, erzählt (1609): Ich hab vor neunzehn Jahren bei einem Goldschmied gearbeitet, das war ein alter kunstreicher und wohlbewanderter Mann, der erzählte mir einmal, wie er von kundbaren Leuten gehört hätte, Albrecht Dürer ist im Hinabziehen nach den Niederlanden durch eine gewaltige und namhafte Stadt kommen, welche diesmal nicht zu nennen stehet. Allda ward ihm (vielleicht mehr aus Hofierung gegen Maximiliano, denn aus Liebe zur Kunst) eine herrliche und ausbündig schöne Tafel gezeigt. Wie sie ihn fragten, was ihn davon deuchte, konnte er vor großer Verwunderung kaum sein Gedünken davon aussprechen. Da sagten die Herren (in Köln bekamen nur Bürgermeister und Ratsherren diesen Titel) zu ihm: „Dieser Mann ist allhie im Spital gestorben." Sie wollten wohl dem Dürer heimlich damit einen Stich geben, als was sie arme Phantasten sich mit ihrer Kunst doch dünken ließen, die so ein ärmlich Leben führen müßten. „Ei," sprach Dürer, „des mögt ihr euch wohl berühmen; wird euch ein feine Ehr sein nachzureden, daß ihr einen solchen Mann also verächtlich und elend hingewiesen, durch den ihr einen rühmlichen Namen hättet erwerben können."

Es war wohl das Bild, von dem Dürer in seinem Tagebuche notiert: „Item hab 2 weiß pf. von der Taffel aufzusperren geben, die Meister Steffan zu Cöln gemacht hat." Die Tafel stand damals noch als Altarbild in der Ratskapelle.

Wie Augustin Braun sich rächte

Johann Merzenich, kölnischer Buchdrucker um 1600, hatte Augustin Braun beauftragt, sein Bildnis zu malen, und ihm zwölf Dukaten dafür versprochen, wenn es gelingen würde. Der Künstler tat das Seinige; aber den geizigen Merzenich reute sein Versprechen, es lag ihm schwer auf dem Herzen, soviel Geld für ein Bild zu geben, daher er denn, um sich der Verbindlichkeit zu entziehen, vorgab, es sei nicht ähnlich. Der

Digitized by Google

Maler ertrug es mit scheinbarer Gelassenheit; doch bald fiel ihm ein Mittel ein, wie er die Wortbrüchigkeit und den Geiz bestrafen könnte. Er malte nämlich auf den Kopf des Bildnisses eine Narrenkappe mit vielen Schellen und hing es so an seinem Fenster zum Verkaufe aus. Eine Menge Volkes blieb bald davor stehen, auf den ersten Blick erkannte jeder, wen die wohlgelungene Arbeit vorstellte, und alles lachte und spottete über Merzenich, der sonst sehr geachtet gewesen war. Bald kam ihm das zu Ohren; entsetzt und voll Zorn eilte er zur Obrigkeit und verlangte, daß der Maler für diesen Schimpf strenge bestraft werde. Beide wurden darauf vor den Richter gefordert. Der Maler erzählte, wie Merzenich die Annahme des Bildes aus der einzigen Ursache verweigert habe, weil es ihm nicht gleiche, es sei daher sein Eigentum geworden und von niemandem lasse er sich verbieten, die Arbeit seiner Hand öffentlich feilzuhalten. Und das Bild werde nicht eher von seinem Fenster wegkommen, als bis es ihm dreißig Dukaten eingebracht habe. Der Richter mußte des Künstlers gerechte Sache anerkennen und sprach ihn von aller Strafwürdigkeit frei. Merzenich aber, um sein Ansehen zu retten, mußte sich in Brauns Verlangen fügen und das Bildnis teuer einlösen.

Von den Heimlichen und anderem Gericht

Der elendige Kirchhof

In alten Zeiten übten die Geschlechter der Stadt über ihre eigenen Angehörigen strenges und furchtbares Gericht, und wenn einer der Ihrigen seiner Familie Schande machte, wurde er bei Nacht auf einen Platz am Südende der Stadt gebracht, da enthauptet und begraben; daher hieß der Ort „der elendige Kirchhof". Da sollen später noch die Geister der Gerichteten umgegangen und nicht eher zur Ruhe gekommen sein, als bis auf der Stelle eine Kirche erbaut wurde, die von Grootsche Familienkirche, die unter dem Volke dann „das Elend" genannt wurde.

Die Weckschnapp

Bei St. Kunibert, die Kölner sagten „am Türmchen", war früher die Weckschnapp, ein Turm, der durch eine Falltüre mit dem Rhein in Verbindung stand. Hierher kamen nur Verbrecher, die den Geschlechtern angehörten und heimlich gerichtet werden sollten. Wer in den Turm gesetzt wurde, bekam weder Speise noch Trank und mußte verhungern, wenn er nicht nach einem Weck (Weißbrot) springen wollte, der an der Decke hing; doch das konnte er nicht, ohne auf die Falltüre zu treten und in die Tiefe zu stürzen. Nun war zu der Zeit eine vornehme Witwe in Köln, die hatte einen einzigen Sohn, der tat nicht gut und alle Ermahnungen der Mutter halfen nichts bei ihm, es wurde immer schlimmer mit ihm. Da nahmen ihn eines Tages die Heimlichen und sperrten ihn in die Weckschnapp. Drei

Digitized by Google

Tage lang kämpfte er mit dem Hunger, nur das tägliche Gebet zur Mutter Gottes, das er von Kindheit an zu tun gewohnt war, gab ihm etwas Kraft. Zuletzt, als die Qual unerträglich wurde, wagte er den Sprung nach dem Wecke; vorher hatte er aber nicht vergessen, die Himmelsmutter anzurufen. Er stürzte in das Rheinwasser, arbeitete sich aber unter dem Mauerwerk durch, schwamm an das Ufer und entkam rheinabwärts nach Flandern. Hier trat er bei einem Kaufherrn in Dienst und machte sein Glück.

Die Mutter hatte sich inzwischen geängstet und gehärmt um ihren Sohn und fast ihr ganzes Vermögen an Klöster und Kirchen gegeben. Da trat eines Tages ein stattlicher Kaufherr bei ihr ein, erkundigte sich nach verschiedenen Dingen und fragte auch, ob sie keine Kinder gehabt hätte. Und wie die alte Frau laut an zu weinen fing, fiel er ihr um den Hals und gab sich als ihren Sohn zu erkennen. Und nun ging es an ein Erzählen, wie alles gekommen war und er blieb erst eine Zeitlang bei ihr; dann reiste er nach Flandern zurück, sie aber verbrachte ihre letzten Jahre ruhig und zufrieden in Köln.

Aufhebung der heimlichen Gerichte

Vor langen Jahren wurde einmal bei einer Hebamme in der Cäciliengasse, wie sie schon im Bette lag, noch angeklopft, und als sie aufstand und aufmachte, waren zwei Männer da, die wollten sie um eine große Summe Geldes noch mithaben zu einer Frau, die ihrer bedürfte; sie müßte sich aber die Augen verbinden lassen, bis sie an Ort und Stelle wären. Die Frau willigte ein und kleidete sich eilig an; dann stieg sie in den Wagen, der draußen bereit stand, und die Augen wurden ihr wirklich verbunden. Als aber der Wagen mit ihr wegfuhr, streute sie den ganzen Weg lang Erbsen, die sie vorher heimlich zu sich gesteckt hatte. Endlich hielten sie, die Binde wurde ihr abgenommen, und man führte sie in ein prächtiges Zimmer, da lag in einem Bette eine junge bleiche Frau in Wehen und wurde mit dem Beistande der Hebamme glücklich von einem wunderschönen Knaben entbunden. Durch das Zimmer aber schritt ein alter Herr mit blankem Schwerte, das Barett tief ins Gesicht gerückt, so daß sie ihn nicht erkennen konnte, und unter dem Bette der Wöchnerin sah sie einen Sarg. Nun holten die beiden Diener sie wieder, verbanden ihr die Augen und fuhren sie nach Haus. Sobald es hell wurde, ging die Hebamme mit ihrem Mann den Erbsenspuren nach und sie kamen an ein stattliches Haus in der Glockergasse, wo vornehme Leute wohnten. Dann gingen sie zu dem Küster von St. Kolumban und fragten, ob in der vergangenen Nacht keine Leiche gesenkt worden sei. Der wollte erst nichts von einer solchen wissen; wie sie aber mit dem Gericht drohten, führte er sie

Digitized by Google

nach langem Zaudern zu einer Familiengruft, da stand noch ein ganz frischer Sarg. Und als sie den Deckel aufhoben, erkannte die Hebamme die junge Frau, der sie beigestanden, die lag jetzt enthauptet, ihr Kind erwürgt im Arme, da im Sarge. Es kam vor Gericht; der Täter war der Vater, der seine eigene Tochter enthauptet hatte, weil sie ein uneheliches Kind geboren. Die ganze Familie wurde aus der Stadt verwiesen, und die heimlichen Gerichte wurden seitdem in der Stadt auf besonderes Anstehen der Kaufmannschaft ganz aufgehoben.

Das Haus der Feme

Aber noch 1587 zeigte man dem Utrechter Rechtsgelehrten Buchelius ein altes Haus, in dem nach der Leute Meinung dergleichen heimliche Dinge verhandelt wurden. Es hing mit der Hachtpforte (dem damaligen Gefängnis auswärtiger Schuldner und zum Tode verurteilter, am Domhof) zusammen, und sollte früher der Sitz des Femgerichts gewesen sein, und in den ältesten Kölner Zeiten gar das Haus des Agrippa; aber es sähe gar nicht agrippisch oder römisch aus, meint der gelehrte Niederländer.

Das Hahnentor und Adolf Klarenbach

Berüchtigt war auch das Gefängnis im Hahnentor, durch allerlei gräulichen Gespenster- und Teufelsspuk, der die Insassen heimsuchte. Davon erzählt des Herzogs Wilhelm von Jülich Leibarzt Johann Weyer, der so tapfer in den wüsten Hexen- und Zauberwahn seiner Zeit hineingeleuchtet hat: Im Jahre 1529 wurde dort der fromme und gelehrte Adolf Klarenbach, der unermüdlich und unerschrocken für den evangelischen Glauben gestritten, gefangen gesetzt, daß er darin Tag und Nacht zum höchsten möchte gepeinigt werden. Als sich nun der Teufel, wie er zu tun gewohnt, mit Ungestüm in schrecklicher Gestalt zeigte und den gottseligen Mann in Verzweiflung zu bringen meinte, hat sich jener mit ganzem Ernst an das liebe Gebet als seine einzige Zuflucht und Brustwehr mit festem Glauben und Vertrauen zu Gott gehalten und das Teufelsgespenst nicht allein damit verjagt, sondern auch so viel ausgerichtet, daß es seitdem nie mehr an dem Orte erschienen ist. Da Klarenbach in dem Gefängnis Tinte und Papier nicht hat bekommen mögen, hat er Kohlen zu Pulver gestoßen, mit Wasser vermengt, den Finger darein genetzt und an die geweißte Wand im Gefängnis ein Distichon geschrieben, das besagte: Wo Emanuel ist, da kann oder mag der Teufel oder seine Organa nicht bleiben.

Und als er nachmals aus dem Gefängnis zum Feuer geführt und verbrannt worden, ist er im Glauben an Christum und rechtem wahren Bekenntnis des göttlichen Worts beständig geblieben und also in dem Herrn Jesu Christo seliglich entschlafen.

Digitized by Google

Vom Lügen und Meineid der Kaufleute

Zwei Kölner Bürger beichteten unter anderm zwei Arten von Sünden, die zwar an sich sehr schwer sind, aber wegen ihrer Häufigkeit, zumal bei Kaufleuten, klein erschienen und kaum als Sünden gelten, nämlich Lüge und Meineid. „Herr," sprachen sie, „wir können fast nichts kaufen noch verkaufen, ohne daß wir lügen, schwören und oft falsch schwören müssen." Der Pfarrer sagte: „Das sind sehr schwere Sünden, die der Heiland verboten hat, denn er sagt selbst: Eure Rede soll sein: ja ja, nein nein." Sie antworteten: „Wir können bei unseren Geschäften dies Gebot nicht beobachten." Doch der Priester erwiderte: „Folgt meinem Rat, und es wird euch wohlergehen. Laßt das Lügen, laßt das Schwören, lobt eure Ware so, wie ihr sie geben wollt." Sie gelobten ihm, sie wollten es ein Jahr lang versuchen. Aber der Satan, der immer dem Seelenheil der Menschen entgegen ist, machte, daß sie dies Jahr über fast nichts verkaufen konnten. Als das Jahr um war, kehrten sie zu ihrem Pfarrer zurück und sagten: „Daß wir in diesem Jahre gehorsam gewesen sind, hat uns viel Schaden getan, die Leute verlassen uns, ohne Eid können wir nichts verkaufen." Drauf der Priester: „Fürchtet nichts, es ist eine Versuchung. Haltet fest in eurem Herzen, daß kein Mißgeschick, keine Armut euch von diesem Vorsatz abbringen soll, und der Herr wird euch segnen." Sie versprachen ihm durch Eingebung des Herrn, daß sie seinen Rat und das göttliche Gebot alle Tage ihres Lebens beobachten wollten, und wenn sie auch betteln müßten. Und sieh, sogleich scheuchte der Herr die Versuchung, so daß die Menschen begannen, mehr zu ihnen als zu den anderen Kaufleuten zu gehen, und binnen kurzem wurden sie so reich, daß jeder staunte. Da kehrten sie zu ihrem Beichtvater zurück und dankten ihm, daß sie durch seinen heilsamen Rat von so schweren Sünden frei und dabei mit äußeren Gütern gesegnet seien.

Ebenfalls durch Cäsarius von Heisterbach sind uns die folgenden beiden Erzählungen überliefert.

Von einem reumütigen Wucherer

Noch heute ist zu Köln im Munde vieler Leute die Geschichte von dem Wucherer, der in der Kirche des hl. Märtyrers Gereon begraben wurde. Dieser Mann war sehr reich, aber äußerst habgierig; endlich empfand er bittere Reue über seine Habsucht, ging zu einem Priester, legte seine Beichte ab und zur Buße versprach er, all sein Gut den Armen zu geben. Der Priester erwiderte: „Schneide deine Brotlaibe in Stücke für die Armen, lege diese Stücke in eine Kiste und verschließe die." Der Wucherer gehorchte; als er jedoch am nächsten Morgen die Kiste öffnete, fand er

Digitized by Google

darin statt der Brotstücke ebenso viele Kröten. Er sagte es sofort dem Priester, und der entgegnete: „Siehst du jetzt, wie Gott Wohltaten gefallen, die von Wucher herrühren?“ „Herr, was soll ich aber nun tun?“ versetzte der Wucherer. Da gab ihm der Priester den Rat: „Willst du dein ewiges Heil nicht verscherzen, so lege dich in kommender Nacht entkleidet unter jenes Gewürme.“ Und ob ihn gleich vor einem solchen Nachtlager schauderte, war die Reue des Sünders so groß, daß er dennoch, um den ewigen Würmern im Gehenna zu entgehen und in das himmlische Vaterland zu gelangen, die irdischen Würmer gering achtete und sich nackt zu ihnen legte; der Priester aber verschloß die Kiste. Als er sie am nächsten Morgen öffnete, fanden sich darin nur die Gebeine des Wucherers. Sie wurden im Kreuzgang von St. Gereon beerdigt, und es heißt noch heutigen Tages, keine Kröte könne diesen Kreuzgang betreten, ohne sofort zu sterben.

Die gestifteten Bausteine

In Köln gab es einen reichen und mächtigen Burgmann, der hieß Karl und ist der Vater des ehemaligen Abtes Karl von Villers gewesen. Als er einmal gehört hatte, die Apostel würden einst als Richter über die gesamte Welt auftreten, dachte er bei sich: Die Sünde wiegt schwer, aber auch Ankersteine besitzen ihr schönes Gewicht. Darum will ich zu künftigen Bauten an der Kirche der hl. Apostel solche Steine kaufen, damit, wenn am Tage des Gerichts meine guten und bösen Werke auf die Wagschale gelegt werden, Steine in der Schale meiner Guttaten liegen, und so diese das Übergewicht erhält.“ Er kaufte also ein ganzes Schiff voll und ließ die Steine auf Wagen zur Kirche führen. Als ihn die Stiftsherren frugen, was er damit wolle, antwortete er: „Eines Tages werdet ihr doch einmal einen Neubau euerer Kirche vornehmen müssen, und dann könnt ihr sie recht gut brauchen.“ Bald nachher, vielleicht, wie ich glaube, durch diese Schenkung veranlaßt, fand eine Erweiterung der Kirche statt, und wurden jene Steine beim Fundament verwendet. — Von einem andern, der nicht auf sein Seelenheil bedacht war und mit dem es ein trauriges Ende nahm, erzählt eine Volkssage:

Die lebendig gewordenen Krebse

Vorzeiten lebte auf der Brücke ein reicher Kaufherr, der wußte selber nicht wie reich er war, und gab immer die herrlichsten Feste, kein König hätte sich deren zu schämen gehabt. So saß er eines Tages auch wieder mit vielen guten Freunden zu Tische und es ging hoch her. Manche unter den Gästen schmeichelten ihm wegen seines Reichtums, daß es ihm zu Kopfe stieg, und als eben ein Gericht Krebse aufgetragen wurde, sagte er: „Es ist ebensowenig möglich, daß ich arm werde, als daß die Krebse hier in der Schüssel an zu kriechen fangen!“ Aber kaum hatte er das ge-

Digitized by Google

sprochen, da krochen die Krebse allesamt aus der Schüssel. Und es dauerte nicht lange, da verlor der Kaufmann alle seine Reichtümer, und da verließen ihn auch die guten Freunde, und er starb im Elend. — Zum Andenken an diese Begebenheit wurde an dem Hause des Kaufherrn ein großer Krebs in Stein ausgehauen. Vor hundert Jahren zeigte man noch dies Haus auf der Brücke, der Krebs war aber da schon lange weggebrochen.

Der gute Gerhard

Kaiser Otto der Große betete einst zu Gott am Hochaltar des von ihm neugestifteten Domes in Magdeburg, es möge ihm offenbart werden, welchen Lohn er dereinst empfangen werde; denn er glaubte, niemand habe um Gottes und des ewigen Lebens willen soviel getan wie er. Aber da wurde ihm von einem Engel die Antwort: der Stuhl, der ihm schon im Himmel bereitgestanden, sei durch sein Selbstlob wieder umgestoßen; er habe nie so viel um Gottes willen getan wie der gute Gerhard, ein Kaufmann zu Köln. Da ritt der Kaiser heimlich nach Köln, fand dort den Kaufmann, einen ehrwürdigen Greisen, nahm ihn beiseite und befragte ihn, aber es kostete große Mühe, ihn zu bewegen, daß er erzählte, wodurch er zu dem Namen „der Gute" gekommen sei; denn Gerhard scheute sich, davon zu reden, aus Furcht, Gott zu beleidigen. Einst war er, so lautete seine Geschichte, mit großem Gut in Kastelgunt gelandet. Da fand er Aufnahme bei einem Ritter, und der bot ihm einen Tausch an. Er wolle ihm für seine Schiffsfracht zwölf junge Ritter, zwölf Greise und zwölf schöne Jungfrauen geben, die allesamt seine Gefangenen waren. Gerhard war bereit, sie zu lösen, und brachte sie nach England, denn dort waren die Männer her, und setzte die dort ans Land, und sie gelobten ihm reiches Lösegeld. Die schönste unter den Jungfrauen aber, Irene, war eine Königstochter aus Schweden, die hatte Wilhelm, der Sohn des Königs von England gefreit und mit ihr in seine Heimat fahren wollen, war aber auf einem andern Schiffe gewesen und hatte Schiffbruch erlitten, während sein junges Gemahl mit den Rittern, Greisen und Jungfrauen in Gefangenschaft geriet. Nun nahm Gerhard die schwedische Königstochter mit nach Köln, und sie blieb dort über ein Jahr unter seiner Hut. Und daß sie auch fernerhin wohl geborgen wäre, falls er etwa stürbe, kam er mit ihr überein, wenn nach Jahresfrist Wilhelm noch immer nicht gekommen sei, solle Irene den Sohn Gerhards zum Manne nehmen, denn dann müsse man glauben, ihr erster Gemahl sei tot. Als aber das Jahr eben verstrichen war und alles zur Hochzeit bereitet wurde, kam ein armer Pilger, das war Wilhelm; da entsagte Ger-

Digitized by Google

hards Sohn der Braut, und der Vater brachte selbst das Paar nach England. Da war eben nach des alten Königs Tode unter den Großen Zwiespalt um den Nachfolger; und da sah Gerhard auch die zwölf Greise wieder, die hatten ihn aber bisher ohne alle Nachricht gelassen. Nun wollten sie ihn auf den Thron von England erheben, aber Gerhard schlug es aus, und führte ihnen den rechtmäßigen jungen König zu. Nun bot man ihm die Würde eines Herzogs von Kent an, aber auch das wollte er nicht annehmen. Er fuhr mit seinem Sohn in die Heimat zurück und lebte dort weiter als Kaufherr.

Als der Kaiser das alles vernommen, sah er, daß die Stimme vom Himmel wahr gesprochen hatte, und demütigte sich vor Gott.

Das Marienbild auf der Brückenstraße

Ein anderer reicher und dabei sehr wohltätiger Kaufherr, der sein ganzes Vermögen verlor, ließ sich vom Teufel bereden, einen Pakt zu unterschreiben, wonach ihn der Teufel wieder reich machte, dafür aber nach 12 Jahren des Kaufherrn Weib haben sollte. Als die Frau davon erfuhr, betete sie fleißig zur Mutter Gottes und die ging dann, als die Zeit um war, in Gestalt der Frau mit dem Kaufherrn, der nicht ahnte, wer bei ihm war, zum Teufel hinaus. Dieser fürchtete sich so vor ihr, daß er den Kaufherrn allein heranwinkte, ihm die Unterschrift zurückgab und verschwand.

Richmodis von der Aducht

Es war ein großes Sterben zu Köln und starben der Leute in der Stadt so viele, daß man große Kuhlen machte und sie darein warf. Zu der Zeit wohnte im Hause zum Papageien auf dem Neumarkt Herr Mengis von der Aducht mit seiner Frau Richmodis; die wurde auch krank, und starb, wie man meinte. Man trug sie auf den Friedhof zu St. Aposteln, und ihr Mann, der sie sehr lieb hatte, ließ ihr den Trauring am Finger. Das hatte der Totengräber gemerkt und kam des Nachts, scharrte die Erde vom Grabe wieder ab, tat die Lade auf und wollte der Frau den Ring vom Finger ziehen. Da begann sie zu seufzen und zu sprechen; der Totengräber, ganz entsetzt, ließ seine Laterne stehen und lief, was er konnte; die Frau aber richtete sich auf, nahm die Laterne und ging geraden Schrittes auf ihr Haus zu. Der Mann und alle seine Leute schliefen schon lange, da schellte es. Das Gesinde sprang auf und fragte, wer da wäre. Da antwortete die Frau, sie wär es, sie sollten auftun und sie einlassen. Das Gesinde aber bekam große Angst und floh wieder zu Bett. Die Frau schellte wieder, niemand kam. Da schellte sie so oft und so lange, daß der Mann wach wurde und anfing, zornig das Gesinde zu rufen, warum es nicht aufstünde und nachsähe. Sie antworteten: „Lieber Herr, wir sind ja aufgewesen und haben gefragt, wer da wäre, und es hat uns gesagt, es sei unsere Frau

Digitized by Google

UNIV. OF MICH.

Digitized by Google

hards Sohn der Braut, und der Vater brachte selbst das Paar nach England. Da war eben nach des alten Königs Tode unter den Großen Zwiespalt um den Nachfolger; und da sah Gerhard auch die zwölf Greise wieder, die hatten ihn aber bisher ohne alle Nachricht gelassen. Nun wollten sie ihn auf den Thron von England erheben, aber Gerhard schlug es aus, und führte ihnen den rechtmäßigen jungen König zu. Nun bot man ihm die Würde eines Herzogs von Kent an, aber auch das wollte er nicht annehmen. Er fuhr mit seinem Sohn in die Heimat zurück und lebte dort weiter als Kaufherr.

Als der Kaiser das alles vernommen, sah er, daß die Stimme vom Himmel wahr gesprochen hatte, und demütigte sich vor Gott.

Das Marienbild auf der Brückenstraße

Ein anderer reicher und dabei sehr wohltätiger Kaufherr, der sein ganzes Vermögen verlor, ließ sich vom Teufel bereden, einen Pakt zu unterschreiben, wonach ihn der Teufel wieder reich machte, dafür aber nach 12 Jahren des Kaufherrn Weib haben sollte. Als die Frau davon erfuhr, betete sie fleißig zur Mutter Gottes und die ging dann, als die Zeit um war, in Gestalt der Frau mit dem Kaufherrn, der nicht ahnte, wer bei ihm war, zum Teufel hinaus. Dieser fürchtete sich so vor ihr, daß er den Kaufherrn allein heranwinkte, ihm die Unterschrift zurückgab und verschwand.

Richmodis von der Aducht

Es war ein großes Sterben zu Köln und starben der Leute in der Stadt so viele, daß man große Kuhlen machte und sie darein warf. Zu der Zeit wohnte im Hause zum Papageien auf dem Neumarkt Herr Mengis von der Aducht mit seiner Frau Richmodis; die wurde auch krank, und starb, wie man meinte. Man trug sie auf den Friedhof zu St. Aposteln, und ihr Mann, der sie sehr lieb hatte, ließ ihr den Trauring am Finger. Das hatte der Totengräber gemerkt und kam des Nachts, scharrte die Erde vom Grabe wieder ab, tat die Lade auf und wollte der Frau den Ring vom Finger ziehen. Da begann sie zu seufzen und zu sprechen; der Totengräber, ganz entsetzt, ließ seine Laterne stehen und lief, was er konnte; die Frau aber richtete sich auf, nahm die Laterne und ging geraden Schrittes auf ihr Haus zu. Der Mann und alle seine Leute schliefen schon lange, da schellte es. Das Gesinde sprang auf und fragte, wer da wäre. Da antwortete die Frau, sie wär es, sie sollten auftun und sie einlassen. Das Gesinde aber bekam große Angst und floh wieder zu Bett. Die Frau schellte wieder, niemand kam. Da schellte sie so oft und so lange, daß der Mann wach wurde und anfing, zornig das Gesinde zu rufen, warum es nicht aufstünde und nachsähe. Sie antworteten: „Lieber Herr, wir sind ja aufgewesen und haben gefragt, wer da wäre, und es hat uns gesagt, es sei unsere Frau

Digitized by Google

UNIV. OF MICH.

Digitized by Google

Digitized by Google

und wir sollten sie einlassen." „Ach," sagte Herr Mengis, „das ist unmöglich; eher würden meine Schimmel oben auf dem Heuboden stehen." Kaum hatte er das Wort ausgeredet, da trappelte es auf der Treppe und auf dem Boden, und wie er hinsah, standen die sechs Schimmel alle oben beisammen. Und unten schellte es noch mehr und mehr. Nun ging der Herr selbst mit einer Kerze herunter und tat die Pforte auf, da stand seine Frau und sprach: „Ach lieber Hauswirt, erbarmst du dich nicht, daß ich so lange hab stehen müssen ausgeschlossen vor dem Haus, das doch unser beider ist von Gottes Gnade, und läßt mich so elendig erfrieren." Der Mann erkannte ihre Stimme und umfing seine liebe Hausfrau, und machte Feuer an und Kleider warm und wußte nicht, was er alles vor Freuden tun sollte.

Den anderen Tag aber schauten die Pferde noch aus dem Bodenloch, und man mußte ein großes Gerüste anlegen, um sie wieder lebendig und heil herabzubringen. Der Frau Richmodis aber half Gott, daß sie wieder ganz stark und gesund wurde, und lebte danach lange Zeit rüstig und bekam noch drei Kinder. Zum Andenken dieser Geschichte hat man Pferde ausgestopft, die guckten aus dem Haus zum Boden heraus. Auch zeigte man in der Apostelkirche später lange einen leinenen Vorhang, den die Frau von der Aducht mit eigner Hand gesponnen und dahin verehrt hat, und in der Vorhalle, die jetzt schon lange nicht mehr steht, ein Bild, das die Geschichte der Frau Richmodis vorstellte; und noch lange ging in der Stadt die Redensart: er macht ein Gesicht wie der Totengräber in Sankt Apostеln.

„An der weißen Frau"

„An der weißen Frau," so heißt eine Straße in Köln, da soll sich um Mitternacht eine wunderschöne Frau in weißem Gewande gezeigt haben, die manchen verlockte, ihr nachzugehen; der fand sich dann zuletzt an der Richtstätte zu Melaten wieder, und lag nach ein paar Tagen auf dem Totenbette; mancher aber soll noch in seiner letzten Stunde gesagt haben, er sterbe gern, um bald ganz bei der schönen weißen Frau zu sein.

Es soll ein schönes reiches Bürgerskind gewesen sein, das von einem Ritter verführt und verlassen und ihn mit seinem eigenen Schwerte erstochen, nachdem sie ihren Säugling unter die Hufe seines Pferdes geworfen; sie sei dann wahnsinnig im Gefängnis gestorben.

Huppet Huhot

Am Beyen, da war ein großes Haus, das gehörte den zum Pütz, in dem Haus trieb der Meister Huppet Huhot sein Spiel. Wenn jemand vorbei kam und rief: Huppet Huhot! dann wurde er sofort mit Erbsen geworfen oder er kriegte Fimmen (Ohrfeigen), ohne daß er wußte, von wem. Im Haus trieb Huppet allerhand Zeug, ließ die Ferken aus dem Stall, machte die Kühe

Digitized by Google

los, ſchöpfte die Milch ab, und was er ſonſt für en Schelmſtücker machen konnte. Wenn des Abends die Winzersleute um das Feuer ſaßen, dann kam immer ein klein Männchen, das ging immer im Dreiſchlag Höpe-dehöp, ſpielte mit dem Feuer und machte allerhand Ständereien. Es hatte einen grieſen Bart und einen ganz hohen Hut, daher wurd es auch Huppet Huhot (Hubert Hochhut) genannt; aber die Leute waren all und immer zu bang, ihm was zu ſagen.

Nu waren einſt ein paar Kerls, die ſich auf das Chriſtoffels-Büchelchen verſtanden und ſich mit Teufelsbannerei abgaben, die wollten auch den Huppet Huhot bannen. Sie gingen in der Quattertempelsnacht (Quatembersnacht) in das Haus und ſetzten ſich im Keller in einen Kreis, den ſie um ſich gezogen hatten und fingen an. Da kam es auf einmal höpedehöp, höpedehöp, höpedehöp um den Kreis, und das gries Männchen ließ ſich ſehen und grinſte und machte allerhand Geſichter. Da wurde einer von den Teufelsbannern zuletzt bange und ſprang aus dem Kreis; auf einmal war das Männchen fort, und die Teufelsbanner kriegten von allen Seiten die ſchönſten Klatſchen (Schläge), daß ſie froh waren, als ſie die Kellertür im Rücken hatten. Jetzt fing der Meiſter Huhot noch kreuzzehnmal ſchlimmere Dinger an, bis er endlich von einem Kapuziner nach der Wahner Heide gebannt wurde; aber ſie mußten ihm ein paar bleierne Schuhe und ein Spiel Kegeln geben, und nun kegelt er immer in der Wahner Heide.

Was ſonſt in alten Tagen zu Köln von den Hausgeiſtern, den Heinzelmännchen erzählt wurde, weiß jedes Schulkind aus dem Gedicht von Kopiſch, es ſind die Sagen, die am Rhein wie überall in Deutſchland wiederkehren.

Digitized by Google

Das Bergiſche

Die alten Hauptſtraßen, Ruhr und Rhein, führen uns auch in die Sage des Landes. Auf dieſem Wege treffen altheidniſcher Glaube und Chriſtentum zuſammen, und in der Ruhrgegend findet ſich noch als altgermaniſches Erbſtück in chriſtliche Zeiten herübergerettet, und noch mit der Heldenſage verknüpft, die Sage vom Zwergkönig. Hier waren nun gleich am beſten auch die Zwergenſagen des ganzen Landes heranzuholen; keine andere rheiniſche Landſchaft hat ſoviel davon bewahrt, und ſie ſtellen gleich recht den bergiſchen Bauer alten Schlages und überhaupt bergiſches Weſen vor Augen; im Lande der Eſſen und Zechen erwartet man ſolche unterirdiſchen Schatzhüter und elbiſchen Schmiede zu finden; die Bergbau-Sagen ſchließen ſich dann als ſelbſtverſtändliche Ergänzung an. Älteſtes und unmittelbarſte Gegenwart berühren ſich in dieſer Zwerg- und Bergſage.

Die mittelalterlichen Sagen von den bergiſchen Landesherren ſodann haften an den alten Schlöſſern, die zumeiſt im mittleren Teil des Landes liegen, im Gebiet der Wupper, der Dhün und des Strunderbachs. Sie mögen auf den erſten Blick unſerer Zeit ferner und fremder ſein; aber es lohnt ſich, darauf einzugehen; man ſpürt bald den ſtarken Herzſchlag dieſer Sage; denn als eine Sage, oder wenigſtens als Bruchſtücke einer großen Sage, will das alles gefaßt ſein; darauf deutet auch ſchon die Prophezeiung gleich in dem erſten Stück, die ſich dann an dem Letzten des Geſchlechtes erfüllt; das geſchieht aber ſchon nicht mehr auf den alten Stammburgen. Gegen Ende des Mittelalters ziehen hier wie zumeiſt in Deutſchland die Regierenden von den Burgen und Bergen nach den Städten, hier alſo nach Düſſeldorf, dem Hauptſtapelplatz des Wuppergebiets, und die Sage folgt ihnen dahin. Aus dem mittleren Landesteil ſind ferner auch meiſt jene Reformationsſagen, die ich in die Fürſtenſage eingeſchaltet habe. Auf die landesgeſchichtlichen Sagen folgen dann ein paar Räubergeſchichten, in ihnen ſpinnt ſich der Aberglaube fort, der ſich in jenen ſchon da und dort zeigte, und ſie ſind zugleich Proben der derbkomiſchen Art, wie man hierzulande gern ſolche Dinge erzählt. Sie führen zugleich in das Oberbergiſche, die Gegend der Agger und Sieg, hier prägt ſich noch einmal in ein paar Sagengeſtalten die Volks- und Landes-

Digitized by Google

art scharf aus; in der letzten, der Siegburger Klostersage, offenbart sich auch der tiefreligiöse Zug des bergischen Volkes. Nicht zufällig stand ja schon am Beginn der bergischen Sage die Priesterin und Seherin Veleda; an den Vorgeschichten, den Gesichten und Weissagungen, über die ich im letzten Teil dieser rheinischen Sagensammlung berichte, hat gerade das bergische Land starken Anteil.

Die letzte Sage weist auch schon hinüber nach Heisterbach und dem Siebengebirge; dieses habe ich dem nächsten Abschnitt zugeteilt, in dessen Landschaftsbild es mir noch besser zu wirken scheint.

Heidenzeit und Glaubensboten

Veledas Turm

Veleda, die Priesterin und Seherin der Brukterer, lebte nach Tacitus zur Zeit Vespasians auf einem hohen Turm an der Lippe und wurde von vielen als eine Gottheit verehrt. Wer eine Frage an sie hatte, durfte nicht bis an den Turm kommen, er wurde von einem aus ihrer Sippe in Empfang genommen, der hörte ihn an und überbrachte ihm hernach den Spruch der heiligen Frau. Unter den Besuchern waren auch Unterhändler der Römer, denn Veledas Wort wog auch schwer bei den Beschlüssen des Dings über Krieg und Frieden, die Römer hatten es zu fühlen bekommen bei dem Bataveraufstande, den sie entfacht hatte.

Nach einer alten bergischen Sage aber soll ihr Turm im Rauendahl (nicht weit von der westfälischen Grenze) gestanden haben, an oder in der Ruhr. Und die Nachstellungen der Römer hätten sie dann von dort vertrieben, in einer stürmischen Regennacht sei sie weiter flußaufwärts gezogen und habe in dem Hollenloch bei Velmede eine Zuflucht gefunden.

Wo der Turm stand, sollen viele hundert Jahr später die Herren von Hardenberg das Schloß Rauendahl gebaut haben, das schon 1287 zerstört wurde; die Grundmauern davon gehen bis in die Ruhr und sind bei niedrigem Wasserstande zu sehen. Noch in neuerer Zeit ging die Sage, daß um die Trümmer allerlei heidnisches und teuflisches Unwesen webe. Der leidige Satan übe dort seine Bestrickungen, und dahin gingen die weisen Frauen, des Satans Handspiel, die in seinem Namen ihr Wicken und Wahrsagen trieben, und die fahrenden Schüler liefen hin in des Teufels Schule, die sich berühmten, im Venusberg gewesen zu sein und da seltsame und wunderbare Künste gelernt zu haben.

Hexenmeister Buttermann

Viel redete man daherum in früheren Zeiten auch von dem Hexenmeister Buttermann, der öfters von Witten her in Geschäften die Ruhr abwärts kam. Einmal war er gerade in Steele, da konnte ein Fuhrmann, der ein Stückfaß Wein auf seinem Wagen hatte, sein Fuhrwerk nicht von der

Digitized by Google

Stelle bringen. Buttermann aber ging dabei und spannte sieben schwarze Katzen vor, mit denen fuhr er den Wagen im Trabe den Steeler Berg hinauf. Heiße Tage kannte so einer bei der Arbeit überhaupt nicht, nur einen hat es für ihn gegeben, als er nämlich verbrannt wurde. Auch mancher Hexe hat man früher in jener Gegend den Prozeß gemacht, eine Bucht bei Steele, in der Nähe der Wirtschaft „Am schwarzen Horn", unten am Schellenberge, heißt noch die Hexentaufe. Da wurden die Frauen, die der Hexerei verdächtig waren, hineingeworfen, nachdem man ihnen den rechten Daumen mit der großen linken Zehe und die rechte große Zehe mit dem linken Daumen zusammengebunden hatte. Schwammen sie oben, dann waren sie Hexen; sanken sie aber unter, so waren sie unschuldig. Die Hexentaufe

In demselben Winkel des bergischen Landes, beim Amtshause in Winz, liegt der Horkenstein, ein Block etwa von der Breite eines großen Tisches, etwas höher als ein solcher, und viermal so lang wie breit. Er soll ein heidnischer Opferaltar gewesen sein, die roh eingemeißelte Blutrinne will man noch darauf erkennen, auch heißt es, auf dem Stein seien schon die gefangenen Römer geschlachtet worden. Ursprünglich lag er in der Linden-Dahlhäuser Mark (im Kreise Hattingen) „in den Wihekeln", d. h. in den geweihten Eichen, der Ort wird auch wohl einfach „Unter den Eichen" genannt, auf dem Grotenberge. Der Horkenstein

Nicht alle Sagen von ihm freilich gehen so weit in das heidnische Altertum zurück, man bringt ihn auch mit der Einführung des Christentums in Verbindung. Damals war das Dorf Wenigern noch viel kleiner, da stand, wo jetzt die Kirche steht, eine kleine Kapelle des St. Ludgerus; zu dem kamen die Leute aus der ganzen Gegend und beichteten, und so lange er da war, kamen alle Leute in den Himmel. Das wollte der Teufel nicht mehr leiden, aber es ergeht ihm hier wieder wie bei Aachen, nur ist es hier nicht ein altes Weib, das ihn übertölpelt, sondern ein Jude mit einer Kiepe voll altem Schuhwerk und Schloffen, als den der Teufel fragt, wie weit es noch bis Wenigern wäre, da log ihm der Jude vor, das wäre noch so weit, er selber hätte auf dem Wege von Wenigern bis hierher schon das ganze Schuhwerk verschlissen. Und als der Teufel weiter fragte, was das denn für ein Wasser wär, das man da zwischen den Büschen sähe, band ihm der Jude auf, das wär der Jordan. Da fluchte der Teufel ganz entsetzlich und schmiß den dicken Block, den er sich extra aus dem Morgenland noch hinterm Schwarzen Meer weggeholt hatte, auf die Erde, das war gerade bei Linden. Niemand konnte den Fels von der Stelle rücken, so glaubte man früher. In den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhun-

Digitized by Google

derts aber wälzte man ihn doch an eine niedrigere Stelle; seitdem spukte es auch bei dem Stein nicht mehr, wie es früher gewesen war, und niemand kümmerte sich mehr um ihn. Da ließ ihn 1876 der Hattinger Amtmann Schumacher sich von dem damaligen Besitzer schenken und auf Schlitten nach dem Amtshause in Winz bringen.

St. Ludgerus gründet Werden

Wie St. Ludgerus zuerst in das Land gekommen ist, davon wird erzählt: Als er unseren Vorfahren das Christentum predigen wollte und zum ersten Male die Gegend sah, wo jetzt Werden liegt, gefiel es ihm dort und er sprach, da werde noch einmal eine große Stadt entstehen. Seine Begleiter aber meinten, wie das zugehen solle, denn die Bäume standen dort so dicht, daß nicht einmal der Himmel zu sehen war. Aber Ludger antwortete: „Was nicht ist, kann noch werden!“ Und danach hat später der Ort den Namen Werden erhalten.

Nachts, als alles sich zur Ruhe begeben hatte, ging Ludgerus aus dem Zelte, um zu beten; Thiatbald, einer von seinen Schülern, aber ging ihm nach; da kehrte Ludgerus wieder um und wartete, bis Thiatbald schlief. Doch der blieb wach, und als der Heilige zum zweiten Male sich aufmachte, folgte er ihm wieder. Da befahl ihm Ludgerus, sich schlafen zu legen und vor Morgen nicht aufzustehen, und nach einer Weile trat er wieder aus dem Zelte und kniete unter den Bäumen nieder. Thiatbald aber hatte nur getan, als ob er schliefe, hob die Zeltdecke neben seinem Lager in die Höhe und sah den Heiligen beten. Nach langer Zeit erst erhob er sich und legte sich auch zur Ruhe. In demselben Augenblick aber brach ein gewaltiger Sturm los, dermaßen, daß viele Bäume stürzten, und als es Tag wurde, Platz genug für ein Kloster und zugleich Bauholz die Menge da war.

Das krause Bäumchen bei Essen und das Münster

Aber das Heidentum widerstand noch lange; viele gingen noch zu den alten Opfersteinen und hielten am alten Glauben und Brauch fest. Zwei Brüder, der schwarze und der weiße Ewald — so genannt, weil der eine lichtes, der andere dunkles Haar hatte —, die auch als Glaubensboten ins Bergische Land kamen, sollen von den Leuten erschlagen worden sein im Morsbachtale bei Remscheid, wo es heißt „am Höttepött“ (Hüte dich vor dem Pütt oder Quell, weil es ein unheimlicher Ort ist). Es war ein rauhes, unbändiges Geschlecht. Streit und wieder Streit um Ackergrenze und Hute, um Fischfang und Wildbann; Raub und Totschlag und Blutrache ohne Ende. Da kam ein Mann aus der Ferne, der nannte sich Alfried, denn er wollte aller Welt den Frieden Gottes bringen. Und die Bewohner des Landes empfingen ihn mit Vertrauen und Ehrfurcht, denn er war ernst und freundlich und ohne Furcht, der Geist Gottes war mit ihm.

Digitized by Google

Dazu lehrte er sie den Wald roden und neues Land gewinnen, brachte ihnen Saatgut und Edelreiser, und pflanzte lustige Gärten, wo früher Wildnis war. Und das Volk sah, wie er ihr Land so wunderbar verwandelt hatte, und eines Tages, als es auf derselben Höhe um ihn versammelt war, von der er einst das Land zuerst überschaut hatte, da wollten sie ihn anbeten als ihren Gott. Doch er wehrte es ab und begann ihnen zu predigen von dem wahren Gott, und von Gottes Sohn, dem Heiland, und vom ewigen Leben. Und alle, die es hörten, wandten sich ab vom Götzendienst und nahmen den Christenglauben an.

Alfried blieb unter ihnen bis zu seinem Tode; die Bewohner des Landes betrauerten ihn wie ihren Vater und begruben ihn auf jener Höhe. Auf sein Grab pflanzten sie eine Linde und stellten ein Steinkreuz daneben. Der Baum gedieh und wurde mächtig an Krone und Stamm und stand über ein Jahrtausend; vier Männer haben das „Krause Bäumchen", wie es das Volk nannte, kaum umspannen können. Als der Blitz ihn zerstört hatte, pflanzten die Bewohner des Ruhrtales 1885 eine neue Linde.

Der geschichtliche Altfrid, ein Mönch von Corvey, liegt nicht unterm krausen Bäumchen, sondern im Münster zu Essen begraben; eine lateinische Inschrift des vor etwa 50 Jahren, also im wissenschaftlichen Jahrhundert neu errichteten Steinkreuzes am krausen Bäumchen besagt denn auch, hier sei lediglich die Stätte, wo vor tausend Jahren das Evangelium Jesu Christi verkündigt worden.

Essen selbst war ursprünglich ein Hof; auf diesem Oberhofe Assinde oder Essende hat Altfrid 873 die Abtei gestiftet, seine Schwester Gerswinda war das erste Oberhaupt darin.

Als das Essener Münster im Bau war, kam die damalige Äbtissin des Stiftes auf einer Wallfahrt nach Rom. Hier entdeckte sie eine wunderschöne Marmorsäule, die ihr so wohl gefiel, daß sie sich das Werkstück zum Geschenk für ihren Kirchenbau erbat. Das wurde ihr gewährt, aber nun wußte sie nicht, wie sie den kostbaren Schatz unbeschädigt mit nach Hause bringen sollte. Da kam der Böse in freundlicher Gestalt und erbot sich, ihr zu helfen; die Äbtissin erschrak und wollte sich anfangs nicht mit ihm einlassen, denn er forderte als Lohn ihre Seele. Aber zuletzt nahm sie es doch an. Am Tage vor dem Dreikönigsfest — so bedang sie sich aus — wenn das Aveläuten anfing, nicht früher und nicht später, sollte die Säule auf dem Bauplatz sein. Nun reiste sie nach Hause, aber sie hatte seitdem keine ruhige Stunde mehr, alle Heiligen rief sie an und ließ besondere Betstunden für ihr Seelenheil ansetzen. An dem festgesetzten Tage kam der Teufel mit seiner Last und hatte bereits den Kalkhofsteich am Kettwiger

Digitized by Google

Tore erreicht; nach seiner Berechnung mußte er genau mit dem ersten Glockenschlage zur Stelle sein. Aber auf einmal fingen die Glocken, von unsichtbarer Hand bewegt, schon jetzt zu läuten an. Wütend schleuderte er die Säule auf die Erde herab, daß sie einen Sprung bekam. Aber die Äbtissin war gerettet und ließ zum Dank dafür alljährlich am Abend vor den heiligen Drei Königen die Armen der Stadt am Kalkhofsteiche mit Reisbrei speisen. Die geborstene Säule steht noch jetzt im Westchor der Kirche.

Der heilige Suitbert und Kaiserswerth

Zu Kaiserswerth, wo sich am Rhein entlang die alte Stadtmauer hinzog, wurde an der Strecke zwischen der Rheinstraße und dem Windmühlenturm eine etwas vorspringende Kante gezeigt, als der „Predigtstuhl" von St. Suitbert. Dort soll der Apostel des Bergischen Landes das Evangelium verkündigt haben, ehe das Kloster erbaut war. — Als das Kloster fertig und einst eine große Volksmenge dort versammelt war, nahm der Heilige einen Stein von der Erde und rief Gott zum Zeugen an, daß wahr sei, was er predige; und zum Zeichen möge sich seine Rechte in den Stein eindrücken. Damit warf er ihn zur Erde und alles Volk sah deutlich die tiefen Spuren seiner rechten Hand in dem Stein.

Der Stein am Judenkirchhof

Am Judenkirchhof zu Kaiserswerth liegt ein großer Steinblock, der springt, wenn mittags in Kaiserswerth die Glocken läuten, dreimal herum (nach einer anderen Überlieferung sogar zwölfmal). Wenn man im Frühjahr mit einer Nadel in den Stein sticht, dann kommt Blut heraus.

Die neuere Forschung vermutet in diesem Block, einem riesigen aufrechtstehenden Findling, einen Götzen- oder Opferstein aus der Keltenzeit. Die Opfer seien, so sagt man, nach keltischem Brauch dreimal um die Opferstätte geführt worden, woraus in der Sage dann die dreimalige Drehung des Steins geworden sei. Als Suitbert das Christentum einführte, wurde der Stein zu einem Kreuz umgewandelt, davon bekam das Dorf Kreuzberg seinen Namen. Und gegenüber wurde eine St. Georgskirche erbaut, woran noch die Göresstraße erinnert. Die Kirche selbst wurde bei der Belagerung 1702 zerstört.

Die Ratinger Daumenklemmer

Einst wollte der Suitbert auch in Ratingen predigen, aber die Ratinger, anstatt seine Lehre anzunehmen, warfen ihn zum Stadttore hinaus, wobei ihm der Daumen geklemmt wurde. Zur Strafe dafür kommen sie alle mit plattem Daumen zur Welt, und daher haben sie auch den Spitznamen Duumeklemmer. (In Wirklichkeit stammt der Name daher, daß in Ratingen der Henker seinen Wohnsitz hatte, zu dessen Folterwerkzeugen auch die Daumenklemmer gehörten.) Als der Heilige zum Sackerhof kam und Wasser haben wollte, wurde ihm das verweigert; seitdem heißen die Leute da die „Gottlosen vom Sack".

Digitized by Google

Pippin der Mittlere und seine Gemahlin Plektrudis hatten dem heiligen Suitbert die Rheininsel geschenkt, auf der er dann das Kloster gründete; und dort wurde er auch begraben. Aber der Gottesmann wollte selbst im Tode nicht getrennt sein von dem Bergischen Lande, in dem er so viele Jahre die heilige Saat ausgestreut hatte, und darum mußte der Rhein seinen Lauf ändern und die Rheininsel in Verbindung mit dem Bergischen bringen.

Der hl. Suitbert soll bei seinen Lebzeiten die Gabe besessen haben, Ertrunkene ins Leben zurückzubringen. Noch bis in neuere Zeit ging die Sage, alle Leichen, die der Rhein hier mit sich führe, müßten in Kaiserswerth antreiben. — Ein Rheinschiffer hatte einmal sein Töchterchen mit, und in einem Sturm fiel es über Bord. Erst längere Zeit hernach zog man die Leiche mit einem Schiffshaken ans Land. Da nahm der Vater sie, trug sie nach St. Suitbert und legte sie auf den Altar. Und wie er dort von ganzem Herzen um sein Kind betete, stand auf einmal der Heilige vor ihm, lächelte freundlich und erweckte das Kind. Den Schiffshaken hängte man zum ewigen Angedenken am Altar der Mutter Gottes auf.

Eine zweite Überlieferung dieser Art knüpft an ein geschichtliches Ereignis, die Entführung des jungen Heinrich IV., an: Einst wurde in Kaiserswerth ein Knabe gestohlen und auf ein Schiff gebracht; aber der Junge sprang ins Wasser und wollte ans Ufer zurückschwimmen. Mit einer starken Schiffsangel rettete man ihn und hängte diese zum Gedächtnis mit einer Kette an den Muttergottesaltar.

Kirche und Taufstein zu Kalkum

In der sehr alten Kirche zu Kalkum fällt einem der neue Taufstein auf, der nicht zu dem alten Bau paßt. Der alte Taufstein steht im Hofe der Wirtschaft zur Rose und dient als Brunnentrog. Diesen Taufstein soll der hl. Suitbert schon benutzt haben.

Die Kirche soll zugleich mit der in Mündelheim und Wittlaer von drei adligen Schwestern erbaut worden sein. Das Geld dazu wurde in Vierteln (einem alten bergischen Fruchtmaß) gemessen. Ein Baumeister stieß das Maß, das für den Kirchenbau in Kalkum bestimmt war, mit dem Fuße um, und es mußte neu gefüllt werden. Die Folge war, daß die Kalkumer Kirche schöner ausgebaut wurde als die beiden anderen. Sonst aber sehen sich die drei Kirchen sehr ähnlich.

Zwerge / Bauern und Schmiede

In der letzten Sage will man noch Spuren des keltisch-ubischen Kultes der drei Mütter finden; wenn das zutrifft, so sind diese Spuren jedenfalls nur noch recht schwach. Viel eindringlicher spricht zu uns rein deut-

Digitized by Google

scher Volksglaube vorchristlicher Zeit aus den folgenden Sagen von der Grenze des alten Sachsenlandes, zu der ich noch einmal zurückkehre. Dort im Bergisch-Märkischen war das Reich des Zwergenkönigs Goldemar oder Volmar, und dort beginnt auch schon die Sage vom letzten Heidenfürsten Wittekind; von ihm soll eines der ältesten Geschlechter in diesem Grenzlande, die Hardenberge, abstammen, die einen Drachen im Wappen führten und bei denen sich der altertümliche Name Neveling (Nibelung) lange forterbte.

Zwergkönig Goldemar

Von dem König Goldemar gab es ein altes Lied, das aber schon verloren war, als das „Heldenbuch" entstand — also in der Frühzeit des Buchdrucks — und von dem jenes Sammelwerk nur den ungefähren Inhalt weiß; es ist schon bei den Heldensagen des Rheinlandes erzählt worden, wie er eine Königstochter geraubt hat.

Daß dieser König Goldemar aber nicht bloß unter dem dichterischen Gut der Spielleute, sondern auch unter den Menschen zu derselben Zeit noch als ein Stück ihrer Wirklichkeit fortlebte, zeigt ein Erlebnis eines Ritters aus eben jenem Hause Hardenberg; der Paderborner Kanonikus und nachmalige Bielefelder Dechant Gobelinus Persona hat es aus dem eigenen Munde des Hardenberg und zeichnete es als wahre Begebenheit in seinem „Cosmidromius" auf: Zur Zeit des Kaisers Wenzeslaus hatte sich ein Erdmännchen — incubus sagt Gobelinus —, es nannte sich König Goldemer, vertraulich zugesellet dem Neveling von Hardenberg, der allewege in ritterlichen Händeln lebte und in der Grafschaft Mark auf einer Burg [dem Hardenstein] an der Ruhr saß. Er sprach mit ihm und anderen Leuten, spielte wunderlieblich auf Saitenspiel und mit Würfeln, setzte Geld ein, tat beim Wein Bescheid und schlief oft mit dem Ritter auf einem Bette. Viele Gäste kamen seinethalb, geistliche wie weltliche, denen gab er Antwort. Aber die geistlichen machte er oft schamrot, indem er ihre heimlichen Sünden hererzählte. Seinen obbemeldeten Gastfreund warnte er oft vor seinen Widersachern und gab ihm Rat gegen ihre Anschläge. Sehen ließ er sich niemals, er gab nur seine Hände anzufühlen, und die waren, wie wenn man eine Maus oder einen Frosch anfaßt. „Die Christen gründen ihren Glauben auf Worte, die Juden auf edele Steine, die Heiden auf Kräuter," sagte er manchmal. Auch lehrte er ihn sich kreuzigen mit diesem Spruch: Unerschaffen der Vater, unerschaffen der Sohn, unerschaffen der heilige Geist. Und nachdem er drei Jahre bei ihm ausgehalten, ist er, ohne jemand etwas anzutun, weggezogen. Dies alles habe ich damals von vielen gehört und nach 26 Jahren noch von Neveling selbst genauer erfahren. Jener hatte eine schöne Schwester,

Digitized by Google

und manche meinen, um derenwillen habe sich Goldemer so lange dort aufgehalten. So pflegte er ihn auch seinen Schwäher zu nennen.

In der „Genealogie der von Laer" haben sich dann noch weitere Zwergensagen, die auch sonst im Bergischen und anderwärts vorkommen, an diese Familienüberlieferung angesetzt. Dieser Volmar mußte jederzeit einen Platz am Tische und einen für sein Pferd im Stalle haben, da denn auch jederzeit die Speisen, wie auch Hafer und Heu verzehrt wurden, von ihm und seinem Pferde aber sah man nichts als den Schatten. Nun war auf diesem Schloß ein Küchenjunge, der war begierig, diesen Volmar oder wenigstens seine Fußtapfen zu sehen, und streute hin und wieder Erbsen und Asche. Aber sein Vorwitz wurde sehr übel bezahlt, denn eines Morgens, als der Knabe das Feuer anzündete, kam Volmar, brach ihm den Hals und hieb ihn zu Stücken, davon er die Brust an einen Spieß steckte und briet, etliches röstete, das Haupt aber nebst den Beinen kochte. Als der Koch in die Küche kam, entsetzte er sich und wagte sich nicht hinein. Als die Gerichte fertig waren, wurden sie auf Volmars Kammer getragen, da man dann hörte, daß sie unter Freudengeschrei und einer schönen Musik verzehret wurden. Nach dieser Zeit hat man den König Volmar nicht mehr verspürt. Über seiner Kammertür aber war geschrieben, daß das Haus künftig so unglücklich sein sollte, als es bisher glücklich gewesen, auch daß die Güter versplittert und nicht eher wieder zusammenkommen sollten, bis daß drei Hardenberge von Hardenstein im Leben sein würden. Der Spieß und der Rost sind lange zum Gedächtnis verwahret, aber 1651, als die Lothringer in diesen Gegenden hausten, weggeplündert worden; der Topf aber, der auf der Küche eingemauert, sei noch vorhanden, schreibt der westfälische Chronist von Steinen, er habe diesen Topf, in welchen ohngefähr vier Maß gingen, und welcher von gelbem Metall, aber unten zerbrochen war, selber auf der Abtei zu Fröndenberg gesehen, als ihn die verwitwete Frau von Laer vor etlichen Jahren vom Hardenstein weg mit nach Holland genommen.

Solche Geschichten von grausiger Rache, wo die Unterirdischen in ihrer menschenfresserischen Wildheit den wilden Waldgeistern gleichen, zumal der „Wölfra", von der in den Sagen der Eifel noch erzählt wird, finden sich noch mehr. Der Bauer vom Muhrhof bei Plattscheid, dem immer Korn vom Speicher gestohlen wurde, zog seinen Schäfer zu Rate; der streute Asche auf die Treppe, und da sah man, was in der vorigen Erzählung nicht gesagt wird, unzählige Spuren von kleinen Plattfüßen. Denn die Zwerge haben mißgestaltete Füße. Den nächsten Abend streute der Schäfer Erbsen, und nun hörte man des Nachts Gepolter, Ächzen, Seuf-

Digitized by Google

zen und Verwünschungen der kleinen Leute. Ein paar Wochen später aber rächten sie sich dann an dem Schäfer ebenso wie die zu Hardenstein.

Frauenraub

Auch die Sage vom Frauenraub bewahrte das Landvolk jener Gegend, und noch urtümlicher als das Heldenlied: Auf dem Kewelohberge an der Ruhr (an der Grenze der Grafschaft Mark und des Stiftes Essen) lag ein Hof, da holten einmal die Zwerge, als der Kewelohbauer Sonntags in der Messe war, die junge Bäuerin von der Wiege ihres kleinen Mädchens weg in den Berg, und dort mußte sie den Sohn des Zwergkönigs säugen, dessen Mutter gestorben war. Erst nach sieben Jahren kam sie los und wieder an die Sonne. Der Bauer hatte sich inzwischen wieder verheiratet, und die neue Hausfrau gönnte ihr kaum einen Platz am Herde. Als der Bauer vom Felde kam, erkannte er sie gleich; sie bat nur um eine kleine Kammer, wo sie mit ihrer Tochter ihre Tage verbringen könnte, schon nach zwei Monaten starb sie. — Noch grausamer war, was vorzeiten einer Bäuerin bei Richrath von den Zwergen widerfuhr. Die schleppten sie auch in ihre Höhle und zwangen sie, dort die jungen Schweine zu säugen; lange Jahre mußte sie dort bleiben, und wiewohl die Zwerge sonst gut gegen sie waren, verging die Frau fast vor Traurigkeit und Sehnsucht nach dem Tageslicht und nach ihrem Hof. Einmal gelang es ihr wirklich, zu entfliehen; aber als sie auf den Hof kam, kannte sie dort niemand mehr; sie setzte sich auf einen Stein und fing bitterlich an zu weinen. Ein paar Kinder kamen und guckten neugierig das seltsame fremde Weib an. Das tat ihr jetzt doppelt weh, und als die Kinder zudringlich wurden, da fuhr sie auf: „Stört meine Ruhe nicht, ich habe keins von euch unter meinem Herzen getragen.“ Dann ging sie fort und wurde nie wieder gesehen.

Wechselbalg

Noch öfter haben Zwerge den Menschen ein Kind aus der Wiege gestohlen und dafür eins der ihrigen, oder auch einen ganz Alten, untergeschoben. So erging es den jungen Eheleuten auf dem Hofe Scheel, die es irgendwie mit den benachbarten Zwergen im Neuenberg verdorben hatten, vielleicht wußten sie selbst gar nicht, wodurch. Sie merkten es erst nicht, daß es nicht mehr ihr richtiges Kind war; als es nun gar nicht gedeihen und wachsen wollte, wallfahrten sie mit ihm nach Marienhaide. Unterwegs kamen sie an der Zwergenhöhle im Neuenberge vorbei, da sprang auf einmal das Balg der Mutter vom Arme und sagte:

„Ich bin so alt wie der Duisburger Wald
Siebenmal gemollt und siebenmal gekollt
Und doch wieder bewachsen mit Mühlenachsen,

Digitized by Google

Ihr wollt mich tragen nach Marienhagen
Daß ich einen beſſern Deiß ſoll haben."

Dann lief es in die Zwergenhöhle und verſchwand auf Nimmerwiederſehen.

Ob die Eltern ihr eigenes Kind wiederbekommen haben, davon wird hier nichts geſagt; auch haben die Leute offenbar nicht das Mittel gewußt, wie man den Wechſelbalg entlarven kann; noch die weiſe Frau darum befragt, wie es ein junger Bauer in Schalken tat. Seine Frau war geſtorben und hatte ihm ein Sechswochenkind hinterlaſſen; und da ſah nun niemand recht auf das Kleine, wenn auch die Nachbarinnen zuweilen kamen. So nahmen es die Erdmännchen weg und legten eine alte zahnloſe Zwergin an ſeine Stelle; niemand merkte es. Das Zwergmütterchen war noch ſtiller als das kleine Mädchen und ſchlief viel; nur wenn man es bekreuzte oder mit Weihwaſſer beſprengte, wimmerte es jedesmal. Als es nun aber nach einer ganzen Zeit gar nicht zugenommen hatte, ging der Bauer zu einer berühmten Wahrſagerin nach Lindlar und zeigte ihr ein paar Kopfhaare von dem Kinde. Da ſagte die Frau ſofort: „Das iſt ein Wechſelbalg, eine Zwergin, die wächſt überhaupt nicht, und das rechte Kind iſt in der Zwergenhöhle." Und ſie belehrte ihn nun ganz genau, was er tun müßte. Am nächſten Mittag bei Tiſch, als der Wechſelbalg nahebei in der Wiege lag und wieder tat, als wenn er ſchlief, klagte der Bauer ganz laut, daß es gar nicht wachſen wolle. Ein Mittel wolle er noch probieren, nämlich, es dieſen Abend noch einmal taufen laſſen. Dann ordnete er ſogleich alles dafür an, ſchickte das Geſinde hinaus und ſchloß hinter ihm zu. Er ſelbſt holte ſämtliche Töpfe heran, ſtellte ſie um den Herd herum und noch quer durchgeſchlagene Eierſchalen dazu. Dann tat er, als ob er auch hinausginge, kletterte aber in den Rauchfang. Als es ganz ſtill war, trippelte was durch die Stube zur Stubentür; die ging auf, die Kleine kam und wollte zur Haustür, um der angedrohten Taufe zu entgehen. Als ſie aber die vielen Töpfe und Eierſchalen am Herde ſah, guckte ſie neugierig hinein, zählte ſie und rief:

Ich bin ſo alt
Wie der Duisburger Wald,
Hab aber mein Lebtag nicht geſehn
Soviel Töpfe am Herd eines Bauern ſtehn.

Dann lief ſie fort. Der Bauer kam aus dem Rauchfang heraus, holte ſeine Leute und auch den Pfarrer, und wie ſie vors Haus kamen, hörten ſie ſchon von draußen das Kind weinen. Aber jetzt lag in der Wiege

Digitized by Google

sein kleines Mädchen, gesund und frisch, und schon so groß geworden, und die häßliche Zwergin war verschwunden. —

Ursprünglich ist in dieser Sage wohl zunächst noch nicht vom Taufen die Rede, sondern die Eierschalen wurden auf den Herd gestellt, als wenn man darin Wasser kochen oder Bier brauen wollte, und durch diese unerhörte Wirtschaft bringt man den bis dahin stumm gewesenen Wechselbalg dazu, sich zu verraten. Und dann wird er entweder geschlagen oder zur Taufe getragen, wodurch dann die Zwerge gezwungen werden, das richtige Kind wiederzubringen.

Bäuerin als Wehmutter bei der Zwergin

Harmloser, ja sogar glückbringend ist es, wenn eine Menschenfrau in die Zwergenhöhle geholt wird, einer Unterirdischen in Kindesnöten beizustehen. So geschah es einst der Bäuerin eines abgelegenen Hofes auf der Fixheide (zwischen Schlebusch und Opladen), da kam eines Abends, als sie allein zu Hause war, ein niedliches kleines Weibchen mit einem winzigen Hündchen, das Schellen am Halsband hatte und lustig bellte. Die Fremde sprach davon, sie würde bald Mutter werden, und ob die Bäuerin ihr dann wohl beistehen würde. Die sagte, das verstände sich unter Nachbarsleuten von selber, und so verabredete das Weibchen mit ihr, das Hündchen solle dann kommen und sie holen. Es ist auch wirklich nach ein paar Wochen gekommen, der Bauer, der nichts davon wußte, wollt es erst wegjagen, es wich aber nicht. Als ers bei Tisch seiner Frau erzählte, fiel ihr gleich ihr Versprechen ein, sie nahm ein Stück Leinwand und etwas Kräftiges für die Kindbetterin und folgte dem Hündchen; es ging quer über die Heide zum Isholz, dort lief das Tier in eine Höhle, und die Bäuerin kam nach einigen Zögern in Gottes Namen nach und in eine richtige unterirdische Wohnung; da wurde sie von dem Hündchen weiter in eine Kammer zu der kleinen Frau geführt, die in Wehen lag. Sie half ihr nun getreulich, und als sie Mutter und Kind wohl versorgt hatte, wollte sie wieder fort. Die Wöchnerin aber nötigte sie mit vielen Dankesworten, einen ziemlich schweren Stein mitzunehmen, der neben dem Bette lag. Die Bäuerin wunderte sich, aber sie nahm ihn, um nicht unhöflich zu sein; und kam dann spät nachts nach Hause. Als sie am andern Morgen ihrem Mann alles erzählte, meinte der, sie hätte das wohl bloß geträumt. Sie zeigte ihm nun den Stein, doch er hielt ihn für wertlos und warf ihn in den Hof. Nach einigen Wochen aber sagt ihm ein Glaser, den solle er doch nicht so achtlos da liegen lassen, und als der Bauer ihn einmal mit nach Köln nahm, stellte es sich heraus, daß es lauter Gold war.

Der Bauer beim Schatzheben

Ein anderes Abenteuer mit einer Zwergin hatte ein Bauer aus Börling-

Digitized by Google

hauſen (im Kreis Wipperfürth), was aber ſeiner Frau gar nicht lieb war. Der Mann iſt nämlich auf eine Zeit Abend für Abend fortgegangen und oft die ganze Nacht ausgeblieben. Da hat ſich ſeine Frau vorgenommen, einmal hinter ſeine Gänge zu kommen. Und eines abends hat ſie heimlich einen Faden an ſeinen Rock feſtgemacht, und das Knäuel, als er fortging, abgewickelt, und iſt ihm nachgefolgt. So iſt ſie in das Hüll-Lock gekommen und tief, tief hineingegangen, bis ſie endlich in einer Kammer war, und da fand ſie den Bauer mit einem Schahölleken im Bette liegen; die Zwergin hat aber ſo lange Haare gehabt, daß ſie aus dem Bette bis auf die Erde hingen. Und wie die Bäuerin das ſieht, nimmt ſie ganz behutſam das ſchöne Haar auf und legt es auf das Bett. Da ſagt das Schahölleken: „Das war dein Glück; hätteſt du das nicht getan, ſo hätt ich dir den Hals umgedreht."

Zwerge als Hirten

Am Niederrhein wußte man allerlei von Hilfe der Unterirdiſchen bei der Feldarbeit. Im Bergiſchen erzählte man mehr davon, wie ſie das Vieh der Bauern in ihre Obhut und Pflege nehmen; ſo taten das die Zwerge in Bilſtein bei Beyenburg an der Wupper, weiter abwärts die zu Dierrath, aus der Aggergegend die zu Gummersbach, ferner die aus dem Siegtal und noch anderwärts.

Wo die Zwerge die Hut übernahmen, da ging kein Stück der Herde verloren. Man brauchte die Tiere nur bis ans Hoftor zu treiben und ſich dann nicht weiter um ſie zu bekümmern. Es war niemand zu ſehen, der es hütete, aber die Tiere gediehen dabei aufs beſte, und am Abend wurden ſie von den unſichtbaren Hirten wieder bis ans Hoftor getrieben, wo die Mägde dann das weitere beſorgten. Man vergaß aber nie, auf den Pfoſten des Tores oder der Stalltür ein Näpfchen mit Milch nebſt einem Butterbrot oder auch ſonſtiges Eſſen zu ſtellen; und das wurde auch regelmäßig verzehrt. Etwas hätte man aber doch von den Zwergen geſehen, meint man in Dierrath — nämlich die zwei Ellen langen weißen Stäbchen der Hirtenzwerge, und das ſah ganz wunderbar aus, wie ſich die hinter dem Vieh herbewegten. Ähnliches erzählt man auch von den „Holen" in Hardt bei Wildberg. Alte Leute warnten die Dorfjungen immer davor, mit Steinen zu werfen, wo Vieh in der Hute war, es hat einmal einer, der das Schmeißen nicht laſſen konnte, einen Zwerg am Kopf getroffen, ſo daß dem das Hütchen abfiel und er ſichtbar wurde; da nahm der Zwerg ſeinen weißen Stab und ſchlug den Jungen damit, der erſchrak ſo davon, daß er fallſüchtig geworden iſt. Und das Vieh blieb ſeitdem unbehütet und die Speiſenäpfe auf den Pfoſten unberührt.

Digitized by Google

Den Winter über kamen diese unsichtbaren Viehhüter gern zu den Bauern ganz ins Haus und machten sich da nützlich. Sobald man an ihren unsichtbaren Dienstleistungen merkte, daß ein solches Männchen im Hause war, richtete man sich danach. Altgläubige Leute versäumten nie, ein Töpfchen mit Brei sowie auch Honigschnitten in den Hausflur zu stellen, besonders in der Zeit der zwölf Nächte von Weihnachten bis Dreikönigen. Man vermied z. B. auch ein Messer mit aufwärtsgekehrter Schneide auf den Tisch zu legen oder gar auf der Bank hinterm Tische liegen zu lassen. In einem Bauernhause, wo man doch darauf nicht geachtet hatte, hörte man abends beim Tisch auf einmal ein Gekreisch wie von einer Kinderstimme; ein Zwerg, der sich unsichtbar mit zu Tisch gesetzt hatte, hatte sich an einem so unvorsichtig hingelegten Messer geschnitten. Seitdem hatten sie auf dem Hofe kein Glück mehr und endlich brannte das Haus ab, weil eben die Zwerge nicht mehr darin gewacht hatten.

In alledem sahen die Zwerge schon den eigentlichen Hausgeistern, den Kobolden, zum Verwechseln ähnlich; der Name Heinzelmännchen (Heinzchen, Hinzchen), der für Wichtel und Zwerge auch gebraucht wird, gehörte ja eigentlich den Hausgeistern. Und es heißt weiter von ihnen, sie trugen den Leuten abends, wenn die im Bett lagen, alles Mögliche ins Haus; besonders Korn, auch Heu, Butter und dgl. — was sonst die Kobolde tun. Woher sie es nähmen, wird nicht gesagt (sie holten es nämlich andern Leuten, auf die sie nicht gut zu sprechen waren, weg). So halfen sie einem armen Bauern in Dönberg, der wurde so reich, daß er für seine Kühe im Stall silberne Ketten anschaffte. Er verdarb es dann aber mit den Heinzelmännchen durch eine Dummheit — doch das wird in der Sage von dem Muhrbauer bei Plattscheid noch besser erzählt. Dem Muhrbauer ging es gut und immer besser, obwohl er sich gar nicht besonders Mühe gab. Dem trugen es also auch die Heinzelmännchen zu. Eines Abends lag er recht faul am Herd, die andern Leute im Haus waren schon zur Ruhe. Da hört' er was trippeln und keuchen. Und wie er aufblickte, war es ein Kerlchen, kaum drei Spannen hoch, das kam mit ein paar Kornähren auf dem Buckel die Treppe herauf. Da rief der Bauer: „Du hast auch was zu stöhnen, bei so einer kleinen Last!" Der Zwerg aber warf die Ähren hin und antwortete:

„Ommigt' (keuchte) ich dir soviel dervan (davon)
Als ich erop geommigt han,
Wörst du bal en ärme Mann!"

„Ach was!" sagte der Bauer, „da kannst du lange herunter tragen, bis ich ein Brot weniger backe. Nimm die Ähren und pack' dich fort!"

Digitized by Google

Das war aber sehr dumm von dem Bauern, denn nach ein paar Wochen hatte das Korn auf dem Speicher und auch der Getreidebarm in der Scheune zum Erschrecken abgenommen. Der Bauer wußte nicht, daß die eine oder die paar Ähren nur ein Blendwerk war, wie so oft bei solchen Geistern; in Wirklichkeit schleppte der eine ganz mächtige Last. Was weiter geschah, habe ich schon bei den ersten Geschichten von der blutigen Zwergenrache erzählt, es ist nur noch zu sagen, daß die Zwerge von einem Geistlichen von dem Murrhofe verbannt wurden, aber auch daß der Wohlstand des Bauern dahin war und er als ein armer Teufel starb.

Die witten Frouwen oder heiligen Holden

Halb Haus-, halb Erd- oder Wald- und Feldgeister waren auch die Holden von Buschmannshof, von denen alte Aufzeichnungen des 15. Jahrhunderts melden. Zu einer Verwandten von Buschmanns, die eine Wigelersche oder Wahrsagersche war, kamen diese witten Frouwen oder heiligen Holden (andere Handschriften reden von „seligen Frauen" und „guten Holden") und sagten ihr, sie wohnten unter der Erde und unter krausen Büschen oder Bäumen, und nannten ihr viele Stätten im Hofe der Leute, wo sie wohnten, und sagten ihr weiter, sie sollte die Leute warnen, daß sie diese Stätten rein hielten, dann würd' es ihnen wohlgehen. Und sie tat es den Leuten kund. Wo aber den Holden die Ehre nicht geschah, taten sie den Leuten Schaden in ihrer Nahrung und ihren Kindern. So gingen dann die Leute zu der Wigelerschen und klagten es ihr, und die Frau besprach sich mit den Geistern, die sprachen: „Uns wird keine Ehre getan, ihre Kinder haben unsere Wohnung unrein gemacht, sagt den Leuten, sie sollten des Donnerstags früh zu Bett gehen, und machen das schön um den Herd, und bereiten die Tafel mit schönen Speisen, daß wir essen, dann sollte es ihnen wohlgehen in allen Sachen." Und als die Leute das taten, da hörten die Holden auf, sie zu peinigen. Hier tritt wieder deutlich das ursprüngliche Wesen dieser Geister zutage, wie es sich uns schon bei den Overmännkes des Selfkants im niederrheinischen Gebiet erschloß.

Solche „krausen Bäumchen", wie sie hier über den Wohnungen der Holden stehen, fanden sich früher in jeder Feldmark, sie dienten als Grenzbäume von Marken, Jagd- und Zehnt-Bezirken. Häufig standen in ihrem Schatten Kreuze oder Kapellchen. Wo das nicht der Fall war, will man mittags weiße Gestalten darunter haben sitzen sehen.

Der Tanz auf der Waldwiese

Zu Zeiten, besonders bei Vollmond, kamen die Erdgeister vor ihre Höhle und tanzten. Die Plätze, wo sie ihren Reigen sprangen, waren an der helleren Farbe des Rasens zu erkennen. Solche Geister zu be-

Digitized by Google

lauschen, war, wie wir schon wissen, nicht ungefährlich. Das hat einmal der Graf Sigewin von Hückeswagen erfahren. Er hatte gehört, daß oberhalb seines Schlosses, auf den Wiesen nach dem Bewertal zu, ein solcher Tanzplatz wäre, und er schlich eines Abends ganz vorsichtig durch den Wald hin und versteckte sich im Gebüsch; vorher hatte er sich aber das eine Auge zugebunden. Und er hat das kleine Geistervolk wirklich tanzen sehen, und es muß überherrlich gewesen sein. Wie er aber nach Hause ging, war er auf dem einen Auge blind und blieb es sein Leben lang.

Im Land der Schmieden und Schleifkotten

Mehr Glück hatte ein Schmied aus dem gewerbreichen Wuppertale. Bei Müngsten wohnten die Zwerge in den steilen Felsen auf dem rechten Ufer, und da kam einmal um Mitternacht ein Hammerschmied des Weges, vom Wirtshaus her. Als er in die Gegend der Zwerglöcher kam, blieb er verwundert stehen, er hörte ganz deutlich helles Lachen und Jauchzen. Und da sah er auch schon im Mondenschein die kleinen Kerlchen zwischen den Bäumen und Felsen herumspringen; welche warfen vor Vergnügen ihre Mützen in die Luft und fingen sie wieder auf. Auf einmal aber gab's ein lautes Jammern. Einem war sie in die Wupper gefallen, alle rannten hin und sahen entsetzt, wie sie dahin schwamm. Was wollte der Arme machen, ohne seine Mütze war er ja kein ordentlicher Zwerg mehr! Das tat nun dem guten Kerl von Hammerschmied leid, er stieg ins Wasser, fischte das Ding glücklich wieder heraus und gab es dem Zwerge, der freute sich aber! Der Schmied ging nun nach Hause, stellte sich noch Roheisen an den Amboß für den Morgen, wo er früh an die Arbeit mußte, und legte sich dann zu Bett. Wie aber der Mann den andern Morgen in den Hammer kommt, findet er statt des Roheisens den schönsten Stahl! Und das ging nun Nacht für Nacht so; bald war er der wohlhabendste Mann in ganz Remscheid. Nun war er natürlich sehr neugierig, wie das mit dem Eisen zuging. Eines Abends versteckte er sich hinter den Blasebalg, bald hörte er auch ein feines Geräusch, und herein kam der Zwerg von damals, mit einem Schurzfell angetan, eine silberne Lampe in der Hand. Der Schmied mußte an sich halten, um nicht loszuplatzen, so spaßig sah der kleine Mann aus. Jetzt holte der sein Hämmerchen aus dem Schurzfell und fing an zu hämmern, die Schläge hörte man kaum, aber das Eisen dehnte sich wie Wachs und in wenigen Stunden lag der ganze Stahl fertig da. Nun wollte sich der Hammerschmied auch nicht lumpen lassen, bei dem besten Schneider bestellte er ein goldgesticktes Wämschen für seinen kleinen Gesellen und legte ihm das am Abend fein verpackt hin. Das Männchen kommt, öffnet vorsichtig das Paketchen und lacht übers ganze Gesicht vor Freude.

Digitized by Google

Schnell hat es sein graues Röckchen aus- und das neue angezogen; besieht sich von oben bis unten und ruft: „Wat brukt en Jonker te schlipen, de en ruaden Rock anhett?“ Und ließ sich seitdem nicht mehr sehen. So sind sie hierzulande früher oft bei den Schmieden und andern Eisenarbeitern eingekehrt und haben ihnen geholfen.

Auch in Solingen und Umgegend hat's diese Heinzelmännchen gegeben, aber man weiß nicht, ob man die Geschichte erzählen soll, es wird damit den Solingern etwas angehängt. Zunächst ist es ja wieder die Geschichte von dem Zwergenkessel, die wir schon aus Wachtendonk kennen. Solchen Kessel mußten sich schließlich auch die Leute in einem Schleifkotten bei Solingen leihen, bei denen es Sonn- und Feiertags immer Reisbrei gab. Es kamen immer mehr Kinder, und da wurde der eigene Topf zu klein. Man ließ aber jedesmal einen Rest von dem Reis im Kessel zurück, wie sich das gehört, und so ging das eine ganze Zeit gut. Aber es sprach sich herum, und auch andere Schleifersleute aus Solingen sebst borgten den Kessel von den Zwergen. Und diese Schleifer machten es nun wie der Mann in Wachtendonk. Diesmal aber wurden die Heinzelmännchen so wütend, daß sie die Einwohner von Solingen verfluchten und ihnen allen krumme Beine wünschten. Und seitdem sind die Solinger krummbeinig.

Die Schätze der Zwerge

Von solchem Leihverkehr wird auch im Bergischen gern erzählt; meist sind es hier die Zwerge, die den Menschen das Gerät leihen. Sie besitzen ja das Erz in den Bergen, können sich solche Dinge in Menge schmieden; von den Zwergen bei Gummersbach z. B. konnte man Kessel zum Kraut(Mus-)kochen in jeder Größe haben, man mußte nur genau bei der Bestellung, die man in die Höhle hineinrief, angeben, wie groß, und für wieviel Tage. Der Dank bestand in Lebensmitteln oder Kleiderstoff. Geld nahmen sie nicht dafür, das ließen sie vor der Höhle liegen, davon hatten sie ja selbst genug. Wie prächtig es in ihren Wohnungen war, wie die Wände und aller Hausrat funkelten von edlen Metallen und Steinen, davon wußte man nicht genug Worte zu finden, und taghell war es bei ihnen, obwohl kein Sonnenstrahl hineinfiel; das machten die Karfunkelsteine an Decke und Wänden. Ein Schäfer bei Schloß Homburg hatte einmal das Glück, daß ihn ein Zwerg mit in die unterirdische Wohnung nahm. Drei Tage nacheinander war dem Mann sein Butterbrot weggekommen, das er unter einen Baum zu legen pflegte; beim dritten Male, wie er ganz verdrießlich dastand, kam ein kleines Männchen, das hieß ihn mitgehen, es sei nur ein paar Schritte von da. Er mußte erst mit durch ein enges, finsteres Loch, dann aber kamen sie

Digitized by Google

in einen großen herrlichen Saal, da lag das Gold haufenweise, da sollte er sich so viel einpacken, als in seinen Kittel ginge, sagte der Zwerg; nun brauchte er keine Schafe mehr zu hüten und könnte etwas Besseres essen als Butterbrote. Er kaufte sich dann einen großen Bauernhof.

Der Schuster von Immekeppel dagegen verstand sein Glück nicht zu halten. Er machte so feines Schuhwerk, besser als der beste Schuhmacher in der großen Stadt Köln, aber er hatte kein Sitzfleisch, trieb sich lieber mit der Flinte im Walde herum. Davon wurden aber Frau und Kinder nicht satt, und die Kunden blieben nach und nach weg. Eines Abends, als er wieder vergeblich im Walde auf ein Wild lauerte, verwünschte er seine Jägerei und war ganz verzweifelt. Da kam ein Männchen, kaum drei Spannen hoch, aber fein angezogen wie ein Junker. Das gab ihm einen Stiefel als Muster, danach sollte er ihm hier gleich ein Paar aus Rattenfell machen, Handwerkszeug und alles, was er brauchte, hatte es auch mitgebracht. Ein Licht hängte er ihm an einen Baumast, und der Meister machte sich gleich an die Arbeit und war vor Mitternacht fertig. Da kam der Zwerg wieder, lobte die Arbeit und gab ihm einen Draht, davon sollte er eine Schlinge machen, die in seinen Kohlgarten legen und am Morgen nachsehen, und am Freitag abend wieder in den Wald an diese Stelle kommen. Der Schuster tat, wie ihm befohlen, da war am nächsten Morgen ein fetter Hase in der Schlinge, und als er den ausweidete, fand er eine kleine goldene Kugel darin, wohl zehn Taler wert. Und am Freitag abend bekam er wieder Arbeit von dem Zwerge, mußte aber vorher versprechen, niemandem, wer es auch sein möge, auch nur ein Wort zu sagen. So ging das nun lange Zeit fort, so daß er nach und nach zu Wohlstand kam und die besten Kleider im ganzen Dorfe trug. Aber einmal kam er hinterm Bierglase mit dem andern Schuster in Streit, wer sein Handwerk am besten verstünde, und da vergaß er sich und zog ein paar Tanzschuhe heraus, die hatte er für die Zwergkönigin gemacht, und wollte den andern damit übertrumpfen. Im selben Augenblick aber bekam er eine Ohrfeige von unsichtbarer Hand, die Zwergstiefel waren vom Tisch verschwunden, und als er abends zu dem gewohnten Platz im Walde ging, war kein Zwerg zu sehen, und am Morgen auch keine Drahtschlinge und kein Hase mehr im Garten.

Wie die Zwerge fortzogen

Die Zwerge, die sich in der Erde und den Felsen so herrliche Wohnungen schaffen, brachten es auch fertig, in einer Nacht eine hölzerne Brücke zu bauen, der Schloßherrin von Neuenberg zuliebe, wie noch später erzählt werden soll. Als Bergleute und Erdmännchen verstehen sie auch die Wasser in der Erde nach ihrem Willen zu leiten. Das mußten einst die

Digitized by Google

Leute auf dem Gehöft Spitze oberhalb Herrenstrunden zu ihrem Schaden erfahren. Erst hatten sie dort für alles gesorgt, für Wasser, Holz, Nahrung für die Menschen und Vieh. Sie hatten aber auch selbst kleine Kühe, die trieben sie mit auf die Weide. Da schlug einmal ein roher Bauer so eine Kuh mit dem Stock. Gleich war die Zwergin da, der das Tier gehörte und rief:

„Schlägst du ming Kuh schwarz on brung,
Sollst du dat Wasser holen zu Strung."

und trieb die Kuh fort. Seit der Zeit aber versiegte das Wasser auf der Spitze und quillt statt dessen unten im Tal, nicht weit vom Deutsch-Ordenshaus Herrenstrunden. Oben auf dem Hof hat man einen Brunnen zu graben versucht, 180 Fuß tief, aber kein Wasser bekommen.

Über den Rhein

Die Zwerge selbst sind von dort weg und über den Rhein gezogen. So enden auch hier die Sagen meist: die Zwerge sind ausgewandert, das unkluge Kleidergeschenk, bei dem sie meinen, sie seien ausgelohnt und entlassen oder wären nun zu fein, um noch Handarbeiten zu tun — oder umgekehrt, Rohheit und Undank haben sie vertrieben, oder das Glockengeläut, oder die Eisenbahn, wie man sich bei Elberfeld erzählte. Im Jahre 1800 verließen die Zwerge den Wolsberg und zogen an den Rhein bei Beuel. Ihr Anführer war beritten und allein sichtbar, er bestellte bei dem Fährmann die Überfahrt gegen guten Lohn. Unterwegs auf dem Wasser wunderte sich der Mann, daß von dem einen Fahrgast das Boot so tief einsank und er es nur mit aller Anstrengung an das andere Ufer bringen konnte. Als er das dem Fremden sagte, hieß ihn der über seine Schultern sehen und nun sah er das ganze Heer der kleinen Leute. Auch von Wiesdorf am Rhein wird diese Überfahrt erzählt, da war sie in aller Frühe, als es noch neblig war; die Zwerge von Herrenstrunden sind nachts über die Rheinbrücke gezogen, als der Brückenmeister dort am Morgen sein Geld zählte, fand er zwei Schiebkarren voll Welmcher (belgische Zweicentstücke).

Der Grinkenschmied

In dem Wäldchen bei Mülheim, das sich früher von Schönrode bis nach Buchheim hinzog, wohnte vorzeiten am Emmerich, einem Hügel, in einer Höhle der Grinkenschmied, ein kleiner Mann, aber wunderbar stark und der beste Meister im ganzen Lande. Wer ihn gesehen hat, behauptet, er sei so häßlich gewesen, daß man einen Schrecken gekriegt habe. Aber es haben ihn wohl nur wenige zu sehen bekommen. Wohl konnte man seinen Hammer durch den Wald schallen hören und den Rauch seiner Esse sehen. Und er hatte immerfort Arbeit. In seine Schmiede aber durfte keiner

Digitized by Google

hinein, man mußte Eisen und Stahl vor seine Höhle legen und ihm laut zurufen, was man daraus geschmiedet haben wollte. Am andern Morgen fand man dann die fertige Arbeit an derselben Stelle liegen, und ohne sich sehen zu lassen, rief der Schmied heraus, was es kostete, es war immer ein mäßiger Preis.

Schmiedegeheimnisse

Wo der Schmied später hingekommen ist, weiß keiner zu sagen. Auch ist aus dieser Sage nicht ohne weiteres zu ersehen, ob er vom Geschlecht der Zwerge oder ein kunstreicher Meister von menschlicher Abkunft war, der besondere Geheimnisse besaß. In Westfalen wird mehr von ihm erzählt, und danach gehört er wohl zu ersterer Sippe. An sich könnte man ihn nach obiger Erzählung sonst auch für einen menschlichen Schmied halten, wie sie ja früher auch gern allein im Walde hausten und mit allerhand Zauber hantierten. Schreibt doch ein rheinischer Kupferstecher und Verfasser geographischer Handbücher noch von der Stahlbereitung: „Die teuerste und köstlichste Härtung, so man in der Welt haben kann, ist Drachenblut, welches durch Eisen und Metall durchdringt und unheilbare tödliche und unwiederbringliche Wunden macht, also daß auch alle Getier, rein oder unrein, durch deren Klingen Verletzung sich verloren geben müssen." Und weiter von seiner eigenen Kunst: „Es haben auch etliche Kunst- und Kupferschneider ihre Grabstichel in Spinnen- und Rattenblut gehärtet, allein des glatten und durchtreibenden Schnitts wegen; der aber allda seiner Hand nit fix gewesen wäre und einmal also gestrauchelt hätte, daß ihm ein Finger oder die Hand dadurch verletzt wäre worden, hätte das Wündlein stracks hinweg müssen schneiden, ehe es fortgefressen und ein verderblicher Schaden daraus kommen wäre."

Vom Bergbau

Das erste Steinkohlenbergwerk

Das Kohlenbergwerk Op der Mutte zwischen Hattingen und Langenberg (Kreis Mettmann) ist das älteste hier im Lande. Ein Junge mußte dort in der Gegend die Schweine hüten und sah sich nach einer Stelle um, wo er Feuer anmachen könnte. Da sah er, wie eine Mutte (Mutterschwein) am Fuße eines Baumes ein Loch gewühlt hatte. Er trieb sie weg und machte sich da ein Feuer, und wunderte und freute sich, wie es in dem Loch so gut und so lange brannte. Als er andern Tages hinkam, wunderte er sich noch mehr, da fand er in seiner Feuerstelle eine große Glut, und die erhielt sich nicht durch Holz, sondern durch schwarze Erde. Zu Hause erzählte er das seinem Vater; der ging hin und untersuchte das Ding, und fing da „Op der Mutte" die erste Steinkohlenförderung in der Ruhrgegend an.

Digitized by Google

Das soll schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts gewesen sein. Den Beginn des Steinkohlenbergbaus überhaupt aber verlegt die Sage noch in eine viel frühere Zeit; danach wäre es auch am Nordsaum des rheinischen Berglandes gewesen, aber in einem andern Landstrich, westwärts von Aachen, bei dem Orte Koko im Stift Lüttich. Doch mag hier, bei der Ruhrkohle, auch alles übrige, was es an Sagen vom schwarzen Diamanten gibt, erzählt werden, leider ist es nicht viel: Im Jahre 1201, so erzählt eine alte Chronik, begegnete ein Schmied aus dem genannten Dorfe, der traurig seines Weges ging, einem Mann in weißem Kleide, der sah gar alt aus und fragte ihn, was ihm fehle, daß er ein so trauriges Gesicht mache. Der Schmied klagte ihm, daß die Holzkohle so teuer wäre und er deshalb in seinem Gewerb nicht vorwärts kommen könne. Da sprach der Alte zu ihm: „Gehe zu dem benachbarten Mönchsberg, da wirst du schwarze Erdgänge offen finden, diese Erde wird dir bei deiner Arbeit große Dienste tun." Und als er das gesagt hatte, verschwand er.

In andern Bergbaugebieten hat man früher auch viel mit der Wünschelrute nach Steinkohlenlagern geradeso wie nach Erzgängen gesucht, und zwar geschah das nicht nur von einzelnen Bergleuten, sondern von Obrigkeits wegen, und mit Zustimmung der Geistlichkeit noch im 18. Jahrhundert. Zweifellos hat man auch im Bergischen damals viele solche Versuche mit Rutengängern gemacht. — Die alten Überlieferungen unter den Bergleuten, von solchen geheimnisvollen Dingen und wunderbaren Begebenheiten, Grubengeistern und anderm, wie sie sich in Mitteldeutschland zahlreich erhalten haben, sind heute, wie es scheint, in der Ruhrgegend fast verklungen. Grubengeister

Mehr davon lebte zu der Zeit, als es noch Sitte war, daß sich vor der Einfahrt die Belegschaft zu gemeinsamem Gebet versammelte. Da sprach man auf der Zeche „Vereinigte Alte Sackberg und Geitling" von dem „Stebbelsmann" (Stiefelmann), der bei Lebzeiten die Knappen um ein gut Teil ihres Lohnes betrogen haben sollte, und noch in den Gruben spukte. Auch im Himmelsfürster Erbstollen (ebenfalls im Altendorfer Gemeindebezirk) rasselte und stöhnte ein Stollengespenst, das tat indessen niemand etwas zuleide, solange man es ungeneckt ließ. Als aber ein junger Bursche es einmal im Übermut anrief, kamen blaue Flammen aus dem Felsen, und es trat eine so grausige Gestalt hervor, daß der Bergmann irrsinnig wurde und nach drei Tagen starb.

Meist jedoch waren die Grubengeister den Bergleuten freundlich, warnten sie durch Rufen vor herabstürzendem Gestein; halfen wohl auch einem armen Häuer, der kein Glück hatte, etwa um einen einzigen Heller, der

Digitized by Google

am Lohntage an der Stelle, wo sie sich gezeigt hatten, zu zahlen war, und unter der Bedingung unverbrüchlichen Schweigens. Der Glückliche wurde dann bald ein wohlhabender Mann, und alles ging gut, solange er Wort hielt, und bis er eines Tages hinterm Glase das Geheimnis ausplauderte; da war's aus, und er mußte nun wieder allein das Erz schlagen.

Silberkaul

In den andern Teilen des bergischen Landes findet sich wiederholt ein und dieselbe, und nur die eine Sage, daß es schon einmal vor Hunderten von Jahren hier einen großartigen Bergbau gab, damals waren es nicht Eisen und Kohle, sondern edele Metalle, die man grub, und alle die daran teilhatten, wurden schwer reich und lebten wie die Herrgötter. Eine solche Silberkaul gab es im Kreise Waldbröl und bei Herkenrath, zwei sogar in der Gegend von Uckerath, ferner eine bei Hamm (in der Sieggegend). Wenn man die Alten vom Eselsberg (bei Hamm) hörte erzählen, dann stand einem der Verstand still. Gott weiß nu, wie lang es her ist, daß er ist betrieben worden, aber das ist einmal wahr, es sind über zweihundert Jahr, es sind auch nirgends Papiere mehr davon zu finden. Millionen machen's nicht aus, was da ist gewonnen worden. Wenn die Bergleute Lohntag gehabt haben, dann hat der Wein in der Stube geschwommen; und aus lauter silbernem Geschirr haben sie gegessen und getrunken. Und unten in der Grube haben sie einen silbernen Tisch gehabt, und sie haben Eselstaler geschlagen, die soll es noch geben, da war auf einer Seite ein Esel drauf. So ein Leben konnte unser Herrgott nicht mehr ansehen. Und wie die Bergleute einst in der Grube beieinander waren, da kam ein Vögelchen, das pfiff:

Der Eselsberg bei Hamm

Eselsberg, tu dich zu,
Es bleibt kein Hirt bei seiner Kuh!

Da ist er zugefallen und die Bergleute sind alle drin geblieben. Das Blut soll herausgeflossen sein. Von der Zeit an konnten sie ihn nicht wieder aufbringen. Unsere Vorfahren, der alte Schultheiß seliger, und noch etliche hier, und die Herren von Hachenberg, die haben sich einmal an ein Abbauen von dem alten Stollen gegeben, sie haben ganze Eichen darin verbaut, aber was sie am Tag gebaut haben, das ist nachts wieder zusammengeschmissen.

Der Lüderich

Noch viel älter war das Bergwerk im Lüderich (weiter nordwärts zwischen Sülz und Agger), das waren noch Heiden, die es betrieben haben. Damals soll sich der Berg noch einmal so hoch über dem Sülztale erhoben haben, ehe er in sich zusammenstürzte.

Digitized by Google

Diese Heiden hausten auch noch da, als ringsherum schon Christen wohnten. Sie standen mit bösen Geistern im Bunde und förderten mit deren Hilfe Gold, Silber und edle Steine zutage. Aber der Lüderich wurde dabei mehr und mehr ausgehöhlt. Die Herren des Bergwerks hatten auf der Höhe die prächtigsten Schlösser und lebten in einer Üppigkeit, daß es nicht zu sagen ist. Die Räder an den Karren der Bergleute waren holländische Käse. Dazu erfanden sie allerlei gottlose Spiele; auf einer Kegelbahn stellten sie Weizenbrote als Kegel auf und warfen mit Pferdeschädeln danach. — Einst versammelten sich die Heiden auf dem Lüderich, während die Christen auf den umliegenden Höhen, die schon zum Königsforst gehörten, standen. Den Heiden zum Spott und Ärger ließen sie einen Pferdeschädel den Abhang hinabrollen und riefen: „Lauf, lauf, Heide, deinem Gotte nach." — Die Heiden jedoch wälzten ein Weizenbrot den Berg hinab und riefen: „Herrgott lauf und fall dich tot!" Hierauf wälzten sie Steine hinterher und riefen: „Lauf, Teufel, dem Gotte nach!"

Eines Tages, als die heidnische Knappschaft in den Gruben arbeitete, erschien auf dem Lüderich plötzlich ein Hirsch von ungewöhnlichem Aussehen und ging dann in einen Schacht des Berges hinein. Voller Neugier folgten ihm nun auch die reichen Heiden aus den Schlössern in den Schacht, „den Heidenkeller", hinein. Oben auf dem Berge aber, wo damals noch grüne Weiden und Wald waren, hütete gerade ein frommer Hirt seine Schafe. Da hörte er ein wunderschönes Vögelchen singen:

„Kuhhirtchen, treib heim,
Der Lüderich fällt ein!"

Der Hirte folgte der Warnung, und kaum war er im Tale angekommen, da donnerte es schrecklich, der Berg fiel ein, die Schlösser versanken in der Tiefe. Die meisten Heiden kamen um in dem Gericht Gottes. Der Hirt fiel auf seine Knie und betete. Aus dem Berge aber floß ein roter Strom heraus bis in die Sülz, das war das Blut der umgekommenen Heiden. Die Weiber und Töchter der Heiden, die unten im Tal wohnten, eilten auf das Getöse herbei und gruben unter Jammern und Wehklagen nach den Leichen der Umgekommenen. Aus ihren Tränen entstand ein Bach, der noch heute „Tränenquelle" heißt. Und noch heute zeigt man auch den Blutquell oder Rotbach. Ebenso weiß man noch eine der Gruben, die die Heiden angelegt haben, sie wird vom Volk „Heidenkeller" genannt.

Der Glaube, daß es im Bergischen noch allerlei edle Gesteine und Erze gebe, lebt noch in einer Sage fort, die man gerade in solchen Gebirgsländern gern erzählt: Ein Hirtenjunge warf einmal mit einem Stein

Digitized by Google

nach einem Rind; da kam gerade ein Fremder daher, der hob den Stein auf, besah ihn und sagte: „Ein Stein, mit dem hier ein Junge nach einer Kuh wirft, ist mehr wert, als die Kuh selbst."

Bergische Schlösser und Gräber

Die bergische Rose

Der erste Graf von Berg zog mit König Heinrich in den Krieg und setzte für die Zeit einen Vogt über das Land; befahl auch in dessen Schutz seine Burg und seine junge Gemahlin. Doch der verliebte sich selbst in die Gräfin, und als sie ihn streng zurechtwies, eilte er dem Herrn nach ins Feld und verleumdete sie, die inzwischen ihrem Gemahl zwei Knaben geboren hatte, sie sei ihm untreu. Da kehrte der Graf sogleich heim, erschlug sie und ließ die Kinder im Walde aussetzen. Aber da erbarmte sich ihrer die Mutter Gottes und ließ eine dichte Rosenhecke um die beiden wachsen, so daß kein wildes Tier ihnen ein Leid tun konnte, und sie selbst pflegte die Kinder in Gestalt ihrer Mutter. Dienstleute des Grafen sahen nun von einer Höhe aus die Knaben in dem Rosenhag und meldeten das Wunder dem Herrn; die Unschuld der Gräfin kam an den Tag, der Verleumder gestand alles und erlitt die verdiente Strafe. Die Knaben aber wurden ins Schloß geholt und von dem Grafen mit großer Sorgfalt und Liebe erzogen, und an der Stelle, wo sie ausgesetzt waren, eine Marienkapelle erbaut, neben der später das Kloster Altenberg entstand. Zur Erinnerung an die wunderbare Rettung der beiden Kinder nahmen die Grafen von Berg die Rose in ihr Wappen auf. Der eine von den Söhnen wurde Gott geweiht und wurde hernach Erzbischof von Köln, und so blieb es Sitte im Hause, daß immer einer der Grafensöhne sich dem geistlichen Stande widmete. Solange man diese Sitte befolgte, so ging die Sage, werde das Grafengeschlecht fortbestehen. Als der letzte geistliche Fürst aus dem bergischen Hause seinen Stand verlassen und geheiratet hatte, da erlosch mit ihm, als er starb, 1609 auch das Geschlecht.

Friedrich von Isenberg

Später vertauschten die bergischen Grafen die Rose in ihrem Wappen mit dem Limburger Löwen, weil Friedrich von Isenberg, der zu einer bergischen Seitenlinie gehörte, den Erzbischof Engelbert von Köln — ebenfalls aus dem Hause Berg — ermordet und das alte Wappen dadurch befleckt hatte. Nach der Tat, die in einem Hohlwege bei Gevelsberg in Westfalen geschah, kehrte Friedrich auf seine Burg Isenberg an der Ruhr zurück und verteidigte sie gegen die erzbischöflichen Dienstmannen, die heranrückten, um ihren Herrn zu rächen. Als er aber die Achtserklärung vernahm, entfloh er, der Sage nach durch einen unterirdischen Gang, der unter der Ruhr her zum andern Ufer führte, und

Digitized by Google

auf einem Pferde, dem er die Hufeisen verkehrt hatte unterschlagen lassen. Fast ein Jahr lang war er schon auf der Flucht, da kehrte er einst als einfacher Wanderer in einer Herberge zu Lüttich ein. Als er sich am nächsten Morgen gewaschen hatte, schlug er in die Hände und war trocken. Aber eine Magd, die in jener Herberge diente, hatte dies sonderbare Gebaren beobachtet, und ihr fuhr gleich der Gedanke durch den Kopf, das könne nur der vielgenannte Graf von Isenberg sein, bei dem sie einst gedient hatte, und der, wie sie wußte, dieselbe Gepflogenheit hatte. Sie verriet ihrer Herrschaft das Geheimnis. Infolgedessen wurde der Mörder des Kölner Erzbischofs gefangen genommen.

Der zurückgebliebenen Familie und Mannschaft auf Isenberg gestanden die Kölner zuletzt freien Abzug zu. Die Gräfin warf, ehe sie das Schloß verließ, ihre goldene Spindel in den Turmbrunnen. Dann ging sie mit ihren Kindern zu ihrem Bruder, dem Grafen von Limburg, und starb dort nach kurzer Zeit. Die Mutter des Grafen nahm es sich so zu Herzen, als sie die Tat ihres Sohnes vernahm, daß sie, um den Frevel zu sühnen, eine Wallfahrt nach Rom machte, und als sie wieder im Lande war, bei dem limburgischen Dorfe Elsen ein Kloster erbaute und darin um das Verbrechen und schmachvolle Ende ihres Sohnes — er wurde in Köln vor dem Severinstore gerädert — sich zu Tode härmte.

Die Gründung von Kloster Altenberg

Zwei Brüder, Adolf und Evert (Eberhard), aus dem Blute der Grafen von Altena und Altenberg ritten dem Herzog von Burgund zu Dienste, gegen einen Herzog von Brabant, den Grafen von Löwen und den Grafen von Flandern, und wurde viel Blut vergossen. Und als die zwei Gebrüder wieder in ihr Land gekommen waren, da nagte das dem Grafen Evert so am Herzen, daß er alle Dinge hinter sich ließ und zog in der Nacht von Altena fort, mit dem Vorsatz, Buße zu tun und sich zu ewigen Tagen ausländig zu machen. Erst zog er nach Rom, dann nach St. Jakob und St. Egidius, das heißt im Deutschen Sent Gillis, und darnach zog er auf einen Viehhof, der dem Kloster Morimund gehörte, wo er lange Zeit, ungeachtet seiner edlen Abkunft, die Schweine hütete, daß er seine Seele selig machen möchte.

Hiernach geschah es, daß zwei Ritter, die diesem Grafen Evert dienstpflichtig waren, ihre Bittfahrt wandelten, und als sie dabei einst irre gingen, sandten sie ihren Diener, nach dem Wege zu fragen, und er kam zu diesem Schweinehirten. Als der Knecht den Hirten genauer ansah, erkannte er ihn an einer Narbe im Gesicht, die er im Streite gekriegt hatte. Zur Stunde ritt der Knecht zu seinen Herren, den zwei Rittern,

Digitized by Google

und sagt' ihnen dies. Sie ritten mit ihm zu dem Hirten und sprachen ihn an auf Deutsch, doch er antwortet' ihnen welsch, daß sie ihn nicht erkennen sollten; denn er kannte sie wohl. Zuletzt aber wurde er durch ihre innigen und großen Bitten überwunden; daß er sich zu erkennen gab. Vor großer Freude schrien sie, und all ihr Innerstes wurde bewegt und fielen ihm um den Hals und küßten ihn. Dann ritten sie mit ihm nach dem Viehhof, wo er wohnte, und erzählten dem Meister des Hofes alles, der sich sehr verwunderte, und ging in der Nacht ins Kloster von Morimund und erzählte dem Abt diese Dinge. Des Morgens kam der Abt mit dem Prior und Kellner, um von dem Grafen und den Rittern Gewißheit zu bekommen. Als der Abt alles wahr befand, ermahnte er den Grafen Evert, daß er den Habit ihres Ordens annehmen und denen, um deren willen er sich so erniedrigt hatte, darin dienen sollte. Dem Rate folgte er und trat in den Orden, darin er Gott sehr inniglich diente, und der hieß der Orden von Zisterzien.

Graf Evert war voll Eifer in seinem Orden und sann, wie er ihn weiter verbreiten möchte, erbat Urlaub von seinem Abt, um nach seinem Land zu Adolf, seinem Bruder, dem Grafen von Altena, zu reisen. Und der Abt gewährte es ihm. So kam er zu seinem Bruder, dem Grafen Adolf, der ihn gar sehr lieb hatte und voll Freude war. Und als nun Graf Adolf seines Bruders Anweisung und Rat vernommen hatte, da gab er seine Burg zu Altenberg und ließ daraus ein Kloster des Ordens von Zisterzien machen.

Graf Evert zog von da nach Thüringen zu seinen Verwandten, dem Grafen Syson (Zizo) und Gisela, seiner Hausfrau, die auf Everts Rat eine Abtei desselben Ordens stifteten, und gaben dazu St.-Georgenberg mit all seinem Zubehör. Als dies alles geschehen war, zog Graf Evert wieder nach Morimund und berichtete es dem Abt. Und hernach wurde er ein Abt in dem Kloster, das Graf Syso, sein Neffe, gestiftet hatte. — Und Graf Adolf sein Bruder starb hernach und wurde begraben in dem Kloster zu Altenberg.

Als später das Kloster in der alten Burg nicht mehr genügte, wurde ein neues im Tale erbaut, den Ort dafür fand man geradeso, wie dies hernach von Heisterbach erzählt wird, indem man nämlich einem Esel die Entscheidung überließ.

Der Wasserteufel

Als die prächtige neue Klosterkirche zu Altenberg fertig war, pilgerten die Gläubigen oft dahin. Das gefiel dem Bösen keineswegs. Er beschloß daher, die neue Kirche dem Erdboden gleichzumachen. Zunächst legte er Feuer an sie. Allein die Mönche löschten es mit Hilfe der herbeigeeilten Nachbarn.

Digitized by Google

Nun versuchte es der Teufel auf andere Weise. Er ließ am Vortage von Christi Himmelfahrt, den 23. Mai 1324, sich oberhalb des Klosters einen ungeheuren Sturm mit Blitz, Donner und schweren Regengüssen erheben. Bald war der Ohnbach zu einem wilden Bergstrom geworden, der alles mit sich riß, was ihm im Wege stand. Damit aber die Gewässer in dem Tale, wo es weiter wird, nicht zu sehr verteilt würden, begab sich der Böse an die Ohnbrücke, hielt die Wassermengen auf und trieb die Wogen mit Gewalt gegen das Kloster. Hier richteten sie große Verwüstungen an: die Kirche und Klostergebäude waren fußhoch mit Schlamm bedeckt, schwere Bäume lagerten überall und wurden gegen die Bauwerke geschleudert. Viele Menschen und Tiere kamen in den Fluten um. Die Klosterkirche schien bereits verloren, da gewahrte der fromme Abt Reinhard den Bösen an der Ohnbrücke. Sofort beschrieb er ein großes Kreuz über der Gestalt des Satans und bannte ihn mit geweihtem Fluch. Da befiel den Bösen eine solche Schwäche, daß er gegen die Wogen nicht mehr standhalten konnte und von denselben hinweggeführt wurde. Das Gewässer beruhigte sich und die Kirche war gerettet.

Der Ave-Maria-Ritter

Es war ein wilder Ritter, der tat fast nichts als saufen, spielen, fluchen und schwören. Dabei hatte er aber die Gewohnheit, regelmäßig das Gebet: „Gegrüßt seist du Maria" zu sprechen. Endlich wurde er das Weltleben satt, er erkannte, wie eitel alles Irdische ist, kam zum Abte von Altenberg und bat inständig, ihn ins Kloster aufzunehmen. Zwar gab man ihm nun einen Lehrer bei, aber aller Unterricht war bei ihm vergeblich. Auch als man ihm Bußübungen und Strafen auferlegte, wurde es nicht anders. Er lernte nichts, nur sein „Gegrüßt seist du Maria" betete er immer. So trieb er es bis an sein Ende. Beichte und letzte Olung wies er zurück, mit einem „Gegrüßt seist du Maria" starb er. Als man ihn aber begraben hatte, wuchs aus seinem frischen Grab eine weiße Lilie, auf deren Blütenblättern stand mit goldenen Buchstaben: „Gegrüßt seist du Maria."

Die Bienenkapelle zu Altenberg

Das Kloster Altenberg besaß eine große Bienenzucht, die besorgte einst ein Bruder der ziemlich beschränkt war. Der setzte seinen Stolz darein, den Brüdern möglichst viel Honig zu liefern. Als er nun einmal über Mittag nachsann, wie er das bewerkstelligen könnte, trat die Versuchung an ihn heran, eine Hostie, deren wundertätige Macht bei Gewitter und Hagelschlag so sehr gerühmt wurde, in einen Bienenkorb zu bringen, und er hoffte, daß die Honigernte dadurch viel reicher werden würde. Als die Bienen ausgeschwärmt waren, legte er in die Mitte des größten Korbes eine Hostie, die hatte er der Monstranz des Klosters

Digitized by Google

entnommen. Ungeduldig erwartete er den anderen Morgen. Aber was mußte er sehen! Um die Hostie erhob sich eine zierliche Kapelle, die getreue Nachbildung der Altenberger Kirche mit allen Einrichtungen und allem Zubehör. Da fehlten selbst die Glocken und kleinsten Verzierungen nicht. Als nämlich die Bienen zu ihren Körben zurückgekehrt waren und die heilige Hostie fanden, vergaßen sie des Honigs, sammelten sich alle und begannen mit dem Bau des Wunderwerkes aus Wachs. Von allen Seiten aber flogen andere Bienen herbei und umschwärmten das Kapellchen; Rehe, Hirsche und andere Bewohner des Waldes kamen und taten einen Kniefall vor dem Allerheiligsten. Betroffen und beschämt sah der Mönch auf das Wunder, bereute seinen Frevel, eilte zum Abt des Klosters und bekannte ihm, wie er gefehlt und welches Ende seine Tat genommen habe. Der Abt versammelte darauf alle Brüder und führte sie zu dem Wunderwerke. Nun wurde die Hostie wieder weggenommen und ins Kloster zurückgebracht; das Wachskapellchen aber wurde neben dem Sakramentshäuschen zum dauernden Gedenken aufgestellt. Späterhin errichtete man an dem Orte, an welchem die Bienen das Kapellchen gebaut hatten, ein kleines Gotteshaus, das heute noch Immekeppel (Bienenkapelle) heißt. Den sündigen Mönch aber ereilte die gerechte Strafe, sein Geist umnachtete sich, und er mußte, ohne wieder zur Vernunft zu kommen, auf trostlose Weise aus diesem Leben scheiden.

Die Burgfrau von Neuenberg

Vor vielen Jahren lebte auf Neuenberg ein mächtiger Herzog, der hielt da Hof in großer Herrlichkeit und lud gern viele Ritter zu sich zu Gaste, zumal der Ritter von der Burg Eibach, deren Trümmer am Fuße des Neuenbergs liegen, ging bei ihm aus und ein. Der Herzog hatte eine stattliche schöne Frau, und sie war ebenso gut wie schön, aber seine Mutter hatte einen Haß auf sie und stiftete einen Sänger, der um diese Zeit im Schlosse einkehrte, dazu an, daß er die Herzogin bei ihrem Gemahl verleumdete: sie sei ihm untreu geworden und habe eine Liebschaft mit dem Ritter von Eibach. Der Herzog glaubte es und in rasendem Zorn erschlug er seinen Freund, als er ihn den ersten Tag darnach im Walde traf. Seine Gemahlin aber befahl er in den Kerker zu werfen. Und hernach ließ er ihr sagen, er wolle ihr die Freiheit schenken, und sie dürfe die Burg verlassen, aber es dürfe weder bei Tag noch bei Nacht, weder allein noch in Begleitung, noch über Gras, Erde oder Stein, geschehen. Wie nun die Herzogin verlassen und weinend im Kerker saß, kam auf einmal der König des Zwergenvolkes zu ihr, das im Burgberge wohnte, und fragte, was ihr fehle. Und als sie ihm ihr Leid geklagt hatte, sprach

Digitized by Google

er: „Sei nur getroſt, ich werde dir Hilfe bringen.“ Als es dunkel geworden war, rief der König ſein Volk zuſammen und befahl ihm, ſofort eine hölzerne Brücke vom Schloß bis zum Sulztale zu bauen, und ehe es Morgen wurde, war die Brücke fertig. Nun kam der Zwergenkönig zur Herzogin, führte ſie hinaus und ſprach zu ihr: Trage deinen ſchlafenden Gemahl über die Brücke zum Sulztale, dann haſt du alles erfüllt, was er verlangt; denn du gehſt nicht über Gras, Erde und Stein; du gehſt weder bei Nacht noch bei Tag, ſondern in der Dämmerung, du gehſt weder in Begleitung eines anderen noch allein, ſondern du trägſt deinen Gemahl!“ Die Herzogin tat, wie ihr geheißen war, und gelangte glücklich ins Sulztal mit dem noch ſchlafenden Herzog. Dort erwachte er und wußte erſt gar nicht, wie ihm geſchehen war. Als er aber alles erfuhr, da erkannte er, daß ſeine Frau unſchuldig war. Er führte ſie ins Schloß zurück, ließ voller Zorn ſeine Mutter rufen und befahl ihr, den fremden Sänger, der ihn ſo betrogen hatte, auf ihrem Rücken ins Tal zu tragen. Als ſie aber mit ihrer Laſt mitten auf der Brücke war, brachen die Zwerge dieſe an den Enden ab, ſo daß ſie mit den beiden in die Tiefe ſtürzte.

Erzbiſchof Siegfrieds Rache

Graf Adolf VII. von Berg ſchlug im Bunde mit Köln und vielen rheiniſchen Herren die herrliche Schlacht bei Worringen, von der die Kölner Sage meldet; es wurde da mit vielen andern Feinden auch der Biſchof von Köln gefangen, ſo erzählt Sebaſtian Münſter, und nahm ihn der Graf von Berg in ſein Gefängnis (auf den Neuenberg) ſieben Jahre lang, bis er ſein Liedlein ſang und ſich ledig machte. Da nun der Biſchof auskam, bat er den Grafen von Berg, daß er ihn geleiten wollt' bis gen Deutz, das gegenüber Köln am Rheine liegt. Das tat der Graf gern. Da ſie aber über den Rhein kamen, da hatt' der Biſchof ein Reiſigen Zeug dahin beſtellt, der fing den Grafen, und der Biſchof hielt ihn bis in ſeinen Tod im Gefängnis. Er ließ auch machen einen Eiſenkorb, und den ſchmiert' er Sommerszeiten mit Honig und ſetzt' den Grafen nacket darein, daß ihn die Fliegen biſſen und peinigten, und alſo vergalt er ihm zweifach, was er ihm je zuleid getan hatte.

Grauſame Rache übte der Erzbiſchof Siegfried auch an dem Ritter Werner von Homburg, deſſen Stammſchloß im Oberbergiſchen bei Nümbrecht lag. Werner hatte im Bunde mit Eberhard von der Mark gegen

Digitized by Google

ihn bei Soeſt geſtanden und den ſtreitbaren geiſtlichen Herrn ſelbſt in dieſer Schlacht vom Pferde gerannt. Der Erzbiſchof überredete nun mehrere Ritter aus der Verwandtſchaft des Homburgers, und gelobte ihnen eidlich, wenn ſie ihm den Ritter Werner in ſeine Gewalt brächten, ſo würde er ihn nur kurze Zeit gefangen halten, es ſei nur zur Sühne für Soeſt; und er werde ihn weder am Gute kürzen noch am Leibe ſtrafen, ja nicht einmal ſeine Haut ritzen. Daraufhin überfielen die Neffen den Herrn von Homburg, eines Morgens, als er ſeinen gewohnten Gang zum Bade in einer Quelle nahe beim Schloß machte, und ſchleppten ihn fort, und die herbeieilenden Leute wurden mit der Lüge beſchwichtigt, es gelte eine Wette. Sie brachten ihn nach Bonn zum Erzbiſchof, der hielt ihn wirklich nur kurze Zeit gefangen, dann aber ließ er ihn in eine Grube werfen, die weich mit Federn, Moos und Roſenblättern gepolſtert war, ließ ihn mit den nämlichen Dingen bedecken und dann die Grube zumauern.

Die „Gefangenſchaft" auf Neuenberg

Von einem andern Gefangenen auf Neuenberg erzählt ein Turm, der jetzt noch ſteht. Herzog Wilhelm I. von Berg lebte ſeinem herrſchſüchtigen Sohn Adolf zu lange, und dieſer verlangte von ihm, daß er das Land teilte; ja er überfiel den eigenen Vater und hielt ihn in dem Turm ein Jahr (1403) gefangen. Eine Tat übrigens, die in der rheiniſchen Geſchichte nicht etwa allein ſteht; ähnlich wie dem Herzog Wilhelm erging es z. B. Arnold von Geldern, jenem räuberiſchen Nachbarn der Jülicher, der in der Hubertusſchlacht — wie bereits erzählt — unterlag. Der Turm, in dem der bergiſche Landesherr in ſeinem eigenen Lande auf Neuenberg gefangen ſaß, behielt davon den Namen „die Gefangenſchaft". Seit jener Zeit wurde die Burg von dem regierenden Herrn nicht mehr bewohnt. Aber der Gefangene, der ſolche Schmach und ſolchen Schmerz vom eigenen Kinde hat erleiden müſſen, hat nach dem Tode keine Ruhe gehabt, er ſoll noch in den Trümmern der Burg umgehen, ein Greis, dem Ketten an den Händen klirren, und den man ſchmerzlich ſeufzen hört; aber niemand weiß, wie er zu erlöſen iſt.

Ein Liebesabenteuer Adolfs I.

Der gewalttätige Sohn, Herzog Adolf I., der als ein ſchöner und tapferer Herr geſchildert wird, hatte bei all ſeiner Kühnheit und Tatenluſt viel Mißgeſchick. So, als er die Grafſchaft Bar erobern wollte, auf die er für ſeinen Sohn Anſpruch machte, die aber die Lothringer an ſich riſſen. Auf einem zweiten Zuge dorthin war es ihm gelungen, faſt alle Städte und Burgen des Landes zu nehmen. Aber gerade da mußte er ſich in eine ſchöne Nonne verlieben, und eines Nachts kam er zu dem Kloſter, heimlich wie er meinte, und nahm auch dieſe ſchöne Feſtung im Sturm. Als er aber in den Armen der Kloſterfrau lag, wurde

Digitized by Google

er von den Lothringern überfallen und nach Danzig gebracht und dort ein ganzes Jahr gefangen gehalten, bis ihn sein Sohn erlöste, indem er auf die Grafschaft Bar Verzicht leistete. So teuer kam ihm die eine Nacht zu stehen. — Nach einer andern Erzählung wurde er bei einem ähnlichen Abenteuer in der Nähe von Rees auf dem Rheine von Fischern abgefangen. — Er starb, ohne Leibeserben zu hinterlassen.

Der Rüden bei Solingen

Der einzige Sohn dieses Herzogs Adolf, Robert oder Ruprecht, starb vor dem Vater und war kinderlos geblieben. Von ihm wird ein Jagderlebnis erzählt, bei dem er Glück im Unglück hatte. Es war am vierten Abend vor dem Christfest des Jahres 1424 und lag tiefer Schnee, da vermißte das Jagdgesind, als man sich zur Heimkehr durchs Wuppertal anschickte, den jungen Herrn; sie stießen in ihre Hifthörner, aber es kam keine Antwort. Da meinten sie, er wäre wohl schon vorausgeritten, doch wie sie weiterzogen, kam auf einmal vom Bergabhang ein Rüde, umkreiste sie mit klâglichem Gebell, tat so ângstlich und zerrte die Jäger an den Mänteln, bis sie ihm nachfolgten. Er führte sie auf die Höhen an der Wupper und sprang zuletzt heulend einen steilen Hang hinab. Sie gingen auf Umwegen nach, da fanden sie unten Herrn Robert mit zerschlagenen Gliedern und halb erstarrt im Schnee, und unter ihm sein Roß zerschmettert. Er hatte mit seinem Rüden noch im Dunkelwerden einen Hirsch verfolgt und war dabei von der Felswand gestürzt. Als er aus der Betäubung wieder erwachte, fand er den Hund bei sich, der ihm die Wunde leckte und endlich fortrannte, um Hilfe zu holen. Die Ritter trugen ihren Herrn nach dem Wupperhofe, hier wurde er sorgsam gepflegt und kam bald wieder auf. Sein erster Weg war nach jenem Felsen, wo er Gott für seine Rettung dankte und hernach ein riesiges Steinbild seines treuen Rüden aufstellen ließ. Dort hat es lange gestanden, bis es zu Anfang des 17. Jahrhunderts von einem Sturm herabgestürzt wurde; der Ort aber heißt noch heute „am Rüden".

Auf Schloß Burg an der Wupper erschien einst zu der Zeit, als ein Graf Adolf von Berg mit seiner einzigen Tochter dort lebte, ein schöner junger Ritter, der führte eine Rose im Wappen, und gefiel dem Grafenkinde so wohl, daß sie sich nicht zu raten und zu helfen wußte, denn sie war schon in zarter Jugend dem Grafen Heinrich von Limburg verlobt worden, den sie noch nie gesehen hatte. Als aber der Rosenritter das Herz des Fräuleins gewonnen hatte, ritt er weg. Danach auf Pfingsten wurde ein Turnier zu Burg gehalten und sollte zugleich die Vermählung mit dem Grafen von Limburg sein. Da ritt zuletzt wieder der Rosenritter in

Digitized by Google

die Schranken und besiegte auch den stärksten Kämpfer. Als er aber den Helmsturz aufschlug, da begrüßten ihn alle limburgischen Ritter mit lautem Jubel als ihren jungen Grafen. So führte der Limburger die schöne Erbin heim.

Wie Bruno von Flittard in den Feuerberg ging

Aber nicht von ihm wollte ich hier eigentlich erzählen, sondern von seinem Schenken, dem Ritter Bruno von Flittard. Weil er ein so trinkfester Mann war, hatte ihn der Graf zu diesem Amt erkoren; zwar war er ein teurer Schenk, denn er trank an einem Tage oft so viel als er selber schwer war; doch blieb er dabei zu allen Dingen geschickt und diente seinem Herrn treu, und als Kaiser Friedrich II. 1228 zu seinem Kreuzzuge rüstete, folgte Bruno dem Grafen Heinrich nach Italien, wo sich das Kreuzfahrerheer sammelte. Der Kaiser hielt damals in Palermo Hof, und dort fiel Bruno bald als Meister im Trinken auf. Und da begab es sich, wenn wir dem nicht immer zuverlässigen Montanus glauben dürfen, daß einst die Rede auf die feuerspeienden Berge kam, und der Kaiser sagte, der Mann würde große Ehre gewinnen, der in den Krater hinabstiege, um zu erforschen, wie es dort unten beschaffen sei. Da meinten viele, namentlich die Geistlichen, das sei eine vermessene Rede, denn die Feuerberge seien Tore zum Fegefeuer. Aber Bruno sagte, er getraue sich, hinabzusteigen, und wenn es die Hölle selber wäre. Er machte sich auch sofort auf zu dem Vesuv, der damals ruhig war, trank erst noch mehrere Kannen Wein und stieg dann hinab. Lange wartete man, daß er zurück käme, aber man hat ihn nie wieder gesehen; am nächsten Tage begann der Berg wieder zu toben, so war kein Zweifel, daß Bruno darin den Tod gefunden hatte. — Weil er sich um die Kirche nie gekümmert hatte, sagte man ihm nach, er habe einen Pakt mit dem Teufel geschlossen, und daher solche Wunder im Trinken verrichten können, und in den Klöstern, wo die Flittards, dieser Bruno und sein Vater, wohl nicht gut angeschrieben waren, erzählte man viel boshafter von ihnen: Als einmal Konrad, der Pfarrer von Rheinkassel (Rinkasle), mit andern Pilgern über Meer fuhr, hörten sie, da sie am Berge Vulkano vorüberseglten, daraus den Ruf ertönen: „Da kommt Bruno von Flittard; nehmt ihn auf.“ Der Pfarrer sagte zu seinen Mitreisenden: „Ihr alle seid Zeugen, daß wir diesen Ruf vernommen haben“, und schrieb in aller Gegenwart Tag und Stunde auf, wobei er sagte: „Sicher ist Herr Bruno gestorben.“ Auf ihrer Heimkehr von Jerusalem begegneten sie unterwegs etlichen Landsleuten und als sie sich erkundigten, wie es jenem Bruno gehe, erfuhren sie seinen Tod; als sie nach der Zeit seines Todes frugen, zeigte es sich, daß er an demselben Tage

Digitized by Google

gestorben war, an welchem sie jene Stimme gehört hatten. Obengenannter Konrad ist später Mönch zu Altenberg geworden. — Und als sein Sohn, gleichen Namens und dem Vater ähnlich an Habgier, Unterdrückung der Armen und Ausschweifungen aller Art, der Schenk des Grafen von Berg, starb, traf es sich, daß eine Besessene, die bereits vom Teufel befreit war, nach fünf Tagen wieder von demselben gequält wurde, und da frug man den: „Wo bist du inzwischen gewesen? Und warum bist du zurückgekommen?“ Der Teufel erwiderte: „Wir haben ein großes Fest gehabt und waren bei dem Tode Brunos von Flittard versammelt wie Sand am Meere. Dann brachten wir die Seele unter großem Jubel in die Hölle und an dem ihr gebührenden Orte kredenzten wir ihr den hölliſchen Becher.“

Das Gottesurteil zu Burg an der Wupper

An der südlichen Bergwand, auf welcher die alte Burg der Grafen und spätern Herzöge von Berg liegt, zeigt sich ein kahler Felsstreifen, der sich von der Höhe bis an die Wupper hinabzieht. Davon geht diese Sage:

Der Graf von Berg hielt einst Gericht in der Burg ab. Als die Schöffen um ihn versammelt waren, trat Engelbrecht von Boldenberg auf und beschuldigte den Schöffen Gerhard von Steinbach, er habe den Ritter Gerlach von Scherven im Schwelmer Walde heimlich überfallen und erschlagen. Der Beschuldigte wies die Anklage entrüstet zurück und beteuerte, er habe seinen Gegner im ehrlichen Zweikampf besiegt. Aber der Kläger führte seine Zeugen vor, die seine Aussagen beschworen. Die Folge war, daß Gerhard für schuldig erklärt und in die Acht getan wurde. Voll Zorn schwang er sich auf sein Roß, nahm Schild und Speer und forderte Engelbrecht zum Zweikampf auf. Dieser aber verweigerte den Kampf mit einem Geächteten. Da rief Gerhard verzweifelt aus: „Bleibt mir denn kein Mittel, ihr Herren, meine Unschuld vor euch zu erweisen, so ruf' ich das Zeugnis Gottes selber an!“ Dann ritt er hart an den Rand der Felswand und sprengte hinab. Alles drängte sich an den Abgrund und glaubte, Roß und Reiter müßten unten zerschmettert liegen. Aber der Ritter saß wohlbehalten auf seinem Roß, das eben die Wellen der Wupper verließ. Von dem Berghang aber stürzten noch Steine und Geröll in die Tiefe. Auf dem jenseitigen Ufer wandte sich der Ritter um und rief, auf seinen Pfad deutend: „So mag, was dort grünt, verdorren und nie dort ein Halm mehr sprießen, daß ein ewiges Mal bleibe zum Gedächtnis, wie Gott die Unschuld errettet!“

Das Wort erfüllte sich, und bis heute wächst an jener Stelle weder Strauch noch Gras.

Die feindlichen Brüder

In der Faustrechtszeit setzte viele Jahre lang ein Ritter Jopp (Jobbo)

Digitized by Google

mit seinem Gefährten Rindfleisch, der wohl nicht ein Ritterbürtiger war, durch seine Raubzüge von Leysiefen aus das Wuppertal in Schrecken. Damals saß auf dem alten Stammschloß Burg ein Graf von Berg, der dachte sich zu vermählen. Sein Bruder war der Sitte des Hauses gemäß Geistlicher und bereits zu Köln ein hoher Würdenträger, aber er wäre lieber Herr des Landes Berg geworden, und als er von der geplanten Heirat seines Bruders hörte, suchte er sie auf alle Weise zu hintertreiben, und als das nicht gelang, ließ er ihn bei Bensberg auf der Jagd überfallen (oder wie auch erzählt wird, lockte ihn nach Köln) und ließ ihn entmannen. Der Graf sann unaufhörlich auf Rache und verfiel zuletzt darauf, sich des Jopp und seines Spießgesellen zu bedienen. Er versprach den beiden Verzeihung für alle Verbrechen, die sie begangen hätten, wenn sie ihm seinen Bruder in die Hände lieferten. Die zwei übernahmen es daraufhin, begaben sich nach Köln, blieben dort längere Zeit und suchten die Freundschaft des geistlichen Herrn. Es gelang ihnen damit auch, und einst, als er sich mit ihnen am Rhein erging, ergriffen und banden sie ihn, eilten dann mit ihm in einen bereitgehaltenen Kahn, fuhren über den Rhein und brachten ihn nach der Burg. Dort wurde er in den Kerker geworfen und auf dieselbe Art gemartert, wie einst Graf Adolf von dem Erzbischof Siegfried.

Das alte Schloß zu Bensberg wurde nach dem Erlöschen des dortigen Dynastengeschlechts von den Grafen von Berg erbaut, als Schutz- und Trutzfeste gegen den unruhigen Erzbischof von Köln. Graf Engelbert I., der es im Jahre 1188 noch schöner ausbauen ließ, liebte es besonders und wohnte hier häufig mit seiner Gemahlin Girita von Geldern und seinen drei Kindern.

Die Gräfin von Bensberg und die Muttergottes

Eines Tages ging das Töchterchen dieses Grafen Engelbert dort in der Nähe des Schlosses Bensberg nach Maiglöckchen. Da sprang eine Bärin aus dem Gebüsch und faßte das Kind. Es schrie um Hilfe, aber ehe der Vater kam, war das Tier mit dem Mädchen schon in den Wald gelaufen und verschwunden. Die Gräfin hatte es von weitem mit angesehen und war vor Entsetzen bewußtlos zusammengebrochen, der Graf trug sie auf seinen Armen ins Schloß hinauf. Sogleich saß der Burgvogt mit seinen Knechten auf und durchstreifte den Wald nach der Bärin und dem Kinde. Inzwischen kam die Gräfin wieder zu sich, eilte sinnlos vor Schmerz und Angst zum Bilde der Muttergottes und rief: „Du bist auch eine Mutter, erbarme dich, gib mir meine Jutta wieder! — — Du sollst fühlen, was es heißt, sein Kind zu verlieren“ — damit riß sie der Maria das Jesus-

Digitized by Google

kind vom Arme: „Dein Kind gebe ich dir nicht eher wieder, als bis du mir meine Jutta wiederschaffst!“ Ein paar Stunden später kamen die Reiter mit der kleinen Gräfin zurück, sie war gesund und wohlbehalten. Die Knechte hatten die Spur der Bärin gefunden und bis auf eine Wiese verfolgt. Da fanden sie das Tier tot daliegend und das Kind über ihm hingestreckt in festem Schlaf. Es erzählte, im Traum sei's ihm gewesen, als wenn es von der Bärin zerrissen würde, aber die Muttergottes sei gekommen und habe es wieder heilgemacht. Wirklich fand die Gräfin am Halse ihres Kindes rötliche Narben, aber auch nicht das geringste von irgendeinem Leibesschaden. Da brachte sie eilig das Jesuskind wieder in die Arme des Marienbildes und warf sich vor ihr nieder voll inbrünstiger Andacht, und konnte sich nicht genug tun im Danken. Seit dieser Zeit wandte sich ihr Sinn vom Weltleben ab, ihr ganzes Leben gehörte der Muttergottes; und sie starb als Äbtissin des Frauenstiftes zu Essen.

An der Stelle, wo der Burgvogt die kleine Jutta wiedergefunden hatte, ließ der Graf eine Kapelle bauen, und nahe dabei auf einem Felsrücken eine Burg, die nannte er Bärenau und gab sie dem Burgvogt zu Lehen. Die Ruine steht noch und heißt jetzt Altbernsau.

Die Böhmen vor Bensberg

Zur Zeit des Grafen Adolf V. kam eine Schar Böhmen, die in dem Streit zwischen Otto IV. und Philipp von Staufen mitgekriegt hatten, bei Sinzig über den Rhein und fiel ins Bergische ein. Der Graf war gerade auf einem Heereszuge fort und so konnten die Mordbrenner ungehindert wüten. Sie rückten auch vor Bensberg und verlangten, daß ihnen sofort die Tore aufgetan würden. Aber der Schloßvogt Kurt von Arloff widerstand ihnen tapfer und hielt die Feste sieben Wochen lang gegen alle Stürme, und als nicht bloß das Brot, auch die Geschosse knapp wurden, warfen die Belagerten Steine auf die Böhmen herab und machten den Spottvers:

Solang der Böhm' noch Steine frißt,
Die Feste unbezwingbar ist.

Endlich zogen die Belagerer ab, ließen nun aber doppelt ihre Wut an dem offenen Lande aus. Da ließ der Vogt durch Feuerzeichen auf den Bergen und durch Boten den Landsturm aufbieten, und als er in Erfahrung gebracht, daß die Bande der Böhmen im Wuppertal unterhalb Nesselrode raste und an den Flammen des dortigen Schlosses ihr Frühmahl zu bereiten gedenke, überfiel er sie noch vor Tage und seine erbitterten Leute machten den größten Teil der Böhmen nieder. An fünfhundert sollen erschlagen sein und davon das Tal den Namen Leichlingen bekommen haben.

Digitized by Google

An der westlichen Scheidewand des Herzogenchores in der Kirche zu Altenberg, wo die meisten bergischen Grafen und Herzöge begraben liegen, war früher eine große Holztafel mit den Namen aller Fürsten und Fürstinnen, Erzbischöfe und Bischöfe, die hier ruhten. Ungefähr ein halbes Jahrhundert vor der Aufhebung des Klosters wurde diese Tafel, die sehr morsch geworden war, erneuert, bei dem Brande der Abtei ist sie dann verlorengegangen.

Doch weiß man aus den Inschriften der Grabsteine, und wo diese nicht mehr lesbar sind, aus den Annalen des Klosters und des Fürstenhauses, wer hier bestattet ist. Die letzten des Geschlechtes sind nicht mehr darunter, sie liegen in Düsseldorf und Cleve begraben. In ihnen stieg das Fürstenhaus äußerlich durch vermehrten Länderbesitz zu größter Macht auf — der vorletzte Herzog hieß Wilhelm der Reiche —, aber die alte Kraft war dahin, sie war bei den Toten in Altenberg. Zugleich mit dem Absterben des alten Stammes und schon ehe er ganz zusammenbrach, kamen die Kämpfe um den Glauben; sie sind von den letzten Schicksalen des clevisch-bergischen Hauses nicht zu trennen; man kennt diese erst recht, wenn man weiß, wie das Land von dem Hader der Religionsparteien zerrissen war.

Die alte und die neue Kirche

In einem Waldtale, wenige Minuten oberhalb von Gräfrath, quillt ein Born, der schon in der Heidenzeit den Leuten der Umgegend heilig war, und als das Christentum im Lande gepredigt wurde, wurden die Bekehrten darin getauft.

Später entstand ein Kloster in Gräfrath, von dem sich das Volk mancherlei, Heiliges und weniger Heiliges erzählt.

Maria und die verlaufene Nonne

Ein Fräulein aus hohem niederrheinischen Adelsgeschlecht, Gunhild mit Namen, das schon als Kind viel Neigung zu einem beschaulichen Leben gezeigt hatte, trat ins Kloster zu Gräfrath und wurde eine der frömmsten Nonnen. Sie war so unschuldig und schön, daß der Beichtvater, ein junger strenger Klostergeistlicher, seinem Gelübde ungetreu wurde und nichts anderes mehr denken konnte, als daß er ihr Herz gewinnen und sie haben müßte. Er hatte lange zu werben und zu überreden, bis er sie zur Flucht bewegen konnte. Durch Freunde und Verwandte, sogar durch unehrliche Mittel, hatte er sich einen vollen Säckel zur Reise verschafft und kam auch glücklich mit seiner Geliebten aus dem Kloster in die Fremde, wo sie die erste Zeit selig miteinander waren wie zwei junge Eheleute. Aber bald schmolz seine Barschaft zusammen; er suchte die Sorgen beim Wein zu vergessen, in den Schenken aber geriet er unter wüste verwegene Ge-

Digitized by Google

sellen, die verleiteten ihn zu ehrlosen Streichen. Gunhilde bat und beschwor ihn umsonst, davon zu lassen; er fiel immer tiefer und wurde zuletzt auf der Heerstraße als Räuber erschlagen.

Gunhilde war nun verlassen in der bittersten Not, aber noch schwerer drückte sie die Schuld; endlich beschloß sie, ins Kloster zurückzukehren und ihr Vergehen zu bekennen. Und mußte nun den Weg, den sie vorher in Glück und Lust gemacht hatte, in Armut und Elend wieder zurückwandern. In prächtigen Kleidern war sie geflohen, als verhärmte Bettlerin kam sie wieder. Aber wie erstaunte sie, als sie von der Pförtnerin ehrerbietig empfangen wurde. Verwirrt eilte sie zur Äbtissin und wollte beichten. Aber sie fand kein Gehör, sondern wurde als eine Kranke ins Bett gebracht, und jedesmal, wenn sie von ihren Vergehen anfangen wollte, wurde sie beschwichtigt, als wenn sie im Fieber spräche, und man sagte ihr, sie habe ja nie das Kloster verlassen, nie ein Gesetz übertreten, sondern stets musterhaften Wandel geführt. Zuletzt begriff sie, daß in den sieben Jahren ihrer Abwesenheit die Himmelskönigin sie im Kloster durch einen ihrer Engel habe vertreten lassen und niemand ihre Flucht ahnte. Und nun lebte sie wie früher als die stille fromme Nonne, ja befleißigte sich noch größeren Ernstes und größerer Frömmigkeit.

Nonnenraub

Einst war ein Herr von Hammerstein Schirmvogt des Klosters, der zwang seine Nichte, ein Fräulein von Syburg, ihr Gut Buchenhofen dem Kloster zu schenken und selbst den Schleier zu nehmen, obwohl der Ritter von Kronenburg um sie warb und sie ihn gern zum Gemahl genommen hätte. Eines Tages aber, als die Nonnen in Prozession aus dem Kloster herauskamen, hatte der von Kronenburg ihnen aufgelauert und entführte das Fräulein auf sein Schloß. Da belagerte der Herr von Hammerstein die Kronenburg, erstürmte sie am zweiten Pfingsttage und brachte seine Nichte ins Kloster zurück, der Ritter aber wurde auf der Klosterheide gehenkt oder, wie andere sagen, von der Feme erstochen. Ein Wald bei Sonnborn hinter Schloß Hammerstein, heißt jetzt noch das Burgholz, darin liegen die Trümmer der Kronenburg. — Eine andere Sage nennt die Tochter eines Ritters von Ketteler als geraubte Nonne; als das Kloster und der Vater sie vergebens zurückforderten, tat der Erzbischof von Köln den Räuber in den Bann. Doch auch das half nicht; ebenso richtete ein starker Heerhaufen, der sich vor die Burg legte, nichts aus. Endlich griff die Feme ein und sandte einen ihrer Diener, der ihn in seinen eigenen Mauern heimlich richtete. Der geraubten Nonne Mechthilde, die von ihm schwanger war, ließ man seine Güter, und ihre Kinder und Kindeskinder saßen noch jahrhundertelang auf der Burg.

Digitized by Google

Die Essig-jungfrau

Im Keller des Gräfrather Klosters sind noch mehrere zugemauerte Nischen zu sehen. Darin sollen Nonnen lebendig eingemauert sein, die sträfliche Liebesverhältnisse unterhielten und ihr Herz nicht ausschließlich dem himmlischen Bräutigam zuwandten. — Noch im vorigen Jahrhundert lebte in Gräfrath eine alte Jungfer, von der niemand den Namen wußte. Sie hieß allgemein die Essig-Jungfrau, weil man sie als kleines Kind hinter einem Essigfasse im Kloster gefunden hatte; sie soll die Tochter einer Nonne dort gewesen sein.

In und bei dem Kloster ist es noch heute nicht richtig; auf dem Hof hat man verschiedentlich weißgekleidete Gestalten gesehen, auch Kettengerassel gehört. Und eines Abends spät, als ein paar Leute von Dünnenbroich her nach Gräfrath heimkehrten, kam durch die Mauer des Klostergartens ein feuriger Mann, ging stumm an ihnen vorbei und dem Walde zu. Ebenso gab es auf dem Klostergut viel Unruhe, besonders im Stall, die Geister lösten fast allnächtlich die Kühe von den Ketten und dergleichen, bis endlich der Pächter durch einen Hardenberger Pater den Spuk in den Dünnenbroich bannen ließ.

Der Rost des hl. Laurentius

In dem Ende der letzten Sage zeigt sich schon eine veränderte Haltung gegenüber dem katholischen Mittelalter. Mit derbem bergischen Humor sprechen auch die Elberfelder von dem heiligen Laurentius; ihre Stadt führt nämlich außer dem bergischen Löwen noch einen Rost im Wappen zur Erinnerung an diesen Heiligen, der Legende nach wurde er nämlich auf einem glühenden Rost zu Tode gemartert. Dabei soll er ausgerufen haben: „Up de ene Sit se eck gar, dreiht meck heröm!"

Das ist schließlich noch ein gemütlicher Scherz, übler spielt die Sage den Mönchen von Dünwald und dem Pater von Hardenberg mit.

Die letzte Ernte zu Dünwald

Die Mönche zu Dünwald waren pfiffige Herren. Sie beteten recht fleißig; da sie aber wohl erkannten, daß das Gebet nicht allein reich macht, suchten sie es auch noch auf andere Weise zuwege zu bringen. Eines Tages zeigten sie dem Junker Hall zu Schlebusch ein altes Dokument vor, nach dem ein großes Stück von seinem Land dem Kloster gehört hätte. Der Junker konnte sich das gar nicht denken, der Acker hatte schon wer weiß wie lange den Halls gehört, und er selbst hatte schon manche Ernte darauf gezogen. Lange stritten sie hin und her, und schließlich kam die Sache vor Gericht. Aber die Richter wurden mit dem verwickelten Fall auch nicht fertig, der Prozeß kam nicht vom Fleck. Da schien schließlich der Junker mürbe zu werden und erklärte sich zu einem Vergleich bereit; er wolle den Mönchen das Land überweisen, nur einmal sollten sie ihn

Digitized by Google

darauf noch säen und ernten lassen. Die Mönche rieben sich die Hände und waren ohne weiteres damit einverstanden. Der Vertrag wurde beschworen und verbrieft, wie es sich gehört.

Als nun zur Hagelfeier nach altem Brauch die Felder mit Fahnen und Prozession umgangen wurden für das Gedeihen der Saat, und man auch an den langumstrittenen Acker kam, drängten sich die Mönche neugierig heran, und wollten sehen, was der Junker darauf gesät hate. Aber da rissen sie die Augen auf: frische grüne Eichelsaat, nichts wie Eichelsaat. Da liefen sie wieder vors Gericht und klagten über Betrug. Aber der Junker legte seinen verbrieften Vergleich vor, und die Mönche konnten ihm, trotz ihres vergilbten Pergaments, nichts anhaben.

Die Saat gedieh großartig, und der Junker erlebte es noch, daß er in ihrem Schatten Rehe jagen konnte. Als aber die Eichen über das Klosterdach schauten, da sahen sie auf die grünen Gräber, in denen längst der Abt und die Mönche lagen; und als an den hohen Stämmen die graue Rinde rissig wurde und sich verkrustete, da schüttelten die mächtigen Baumkronen ihre welken Blätter auf die Ruinen des Klosterzwingers herab.

Die Teufelskammer im Neandertal

In einer der vielen Höhlen des Neandertales, die aber jetzt nicht mehr zu sehen ist, seit die Industrie so um sich gegriffen hat, hing an der Decke ein Tropfstein, der in seiner sonderbaren Gestalt an einen Bockskopf erinnerte; im Volke galt er als ein Teufelskopf, und die Höhle wurde danach Teufelshöhle oder Teufelskammer genannt.

Sie gehörte zu dem Schloß Hellenbruch, von dem schon lange jede Spur verschwunden ist. In früheren Zeiten, als man noch glaubte, in der Höhle säße der Teufel, bestellte einmal ein Schloßherr von Hellenbruch einen Franziskaner aus dem Kloster Hardenberg, der sollte die Höhle untersuchen und den Leuten zeigen, daß nichts an dem Gerede wär. Da nahm sich der Jäger vom Schloß vor, dem Pfaffen einen Streich zu spielen. Er umwickelte sich Hände und Gesicht mit Hasenpelz und versteckte sich in der Höhle. Bald kam auch die Schloßherrschaft mit dem Mönch, nach dem sie vorher gut getafelt hatten, und der dicke Pater kroch in die Höhle. Da faßte ihn der Jäger mit seinen haarigen Händen fest und brüllte furchtbar dabei. Der Mönch fing auch laut an zu schreien, bis ihn der Jäger endlich los ließ; da kroch er so schnell es ging, wieder hinaus und erklärte der Schloßherrschaft, die draußen wartete, der Teufel wäre zu stark, er müßte kräftigere Mittel aus dem Kloster holen. Tatsächlich kehrte er nach einiger Zeit zurück; er mußte dabei aber auf einem Steg über die Düssel, und da hatte der Jäger das Brett bis auf ein kleines Stück durchgeschnitten, und wie nun der Mönch darauf trat, krachte es durch und er

Digitized by Google

stürzte ins Wasser. Seitdem ließ er den Teufel in der Teufelskammer in Ruhe. — Nach anderen soll ein Prediger aus Düsseldorf, namens Neander, einmal in der Höhle mit dem Teufel gekämpft haben.

Die Reformation im Bergischen

Als die Reformation ins Land kam, war ein Herr von Dalwigk auf Unterbach Patronatsherr der Kirche zu Erkrath. Als nun die Protestanten sich der Kirche bemächtigten und eben den ersten Gottesdienst darin halten wollten, kam Dalwigk mit seinen bewaffneten Leuten zu Roß in die Kirche hereingestürmt und vertrieb die Ketzer daraus, nach einer anderen Sage sprang er die Treppe zur Kanzel hinauf und drohte dem Prediger, er werde ihn auf der Stelle niederschießen, wenn er nicht sofort von der Kanzel herunterginge.

Von ähnlichen mehr oder minder stürmischen Auftritten wird noch an mehreren Orten erzählt. In Gruiten soll der Pfarrer selbst zur neuen Lehre übergetreten sein. Um auch seine Gemeinde nachzuziehen, trat er eines Tages mit der Monstranz in der Hand auf die Ringmauer des Kirchhofs und rief der Menge, die sich versammelte, zu: „Mag glauben, wer da will, daß das (die Monstranz meinte er) der Herrgott sei; ich glaube es nimmermehr!" Aber die Bauern wurden so wütend, daß er fliehen mußte; er verbarg sich in einer Hütte, nicht weit vom Ort, die heißt seitdem die Pfaffenhütte. Da blieb er wohnen, auch als er sich eine Frau genommen, und bis zu seinem Tode. Vorher aber, als er im Sterben lag, schickten die Gräfrather Nonnen ihm einen geistlichen Beistand, und der brachte ihn noch dazu, daß er wieder katholisch wurde und so auch in geweihter Erde auf dem Dorfkirchhof begraben werden konnte. Und damit retteten sie zugleich die Kirche zu Gruiten ihrem Kloster, dem sie gehörte.

Anders ging es in Remscheid; da machte im Jahre 1548 der Prediger Faßbender mit seiner Gemeinde eine Wallfahrt nach Neviges, und als sie bei Gerstau im sogenannten „Dreiangel" waren, wo früher ein festes schloßartiges Haus stand, brach ein Gewitter los, die Pilger flüchteten sich unter den Torbogen. Da stimmte jemand das damals vielgesungene evangelische Lied an: „Erhalt uns Herr bei deinem Wort", und als es zu Ende war, nahm der Geistliche das Wort und riet der Gemeinde, die Wallfahrt nicht fortzusetzen. Dazu brauchte es nicht vieles Predigens, bald waren alle für Umkehren, und so siegte in Remscheid die Reformation. Die Stelle aber, wo das geschah, hieß seitdem „Pfaffenumkehr" oder „Faßbenders Umkehr". — Auch in Rosbach (in der Sieg-Gegend) kam es bei einer Prozession zum Übertritt der Gemeinde, als man nämlich auf Fronleichnam nach Hurst wallfahrtete; da sprengte ein Reiter

Digitized by Google

auf feurigem Schimmel an den Pfarrer heran, ein Bote vom Himmel, und sprach kurze Zeit mit ihm; dann verschwand er. Fast alle nahmen daraufhin mit dem Geistlichen den evangelischen Glauben an.

Die Teufelswiese

Aus Wipperfürth im oberen Wuppertal wurden die Anhänger der neuen Lehre von den Katholiken vertrieben und auch die Flüchtigen noch verfolgt. Auf dem alten Wege nach Gummersbach wurden sie eingeholt. Nicht weit von dem Rittersitz der Freiherrn von Nagel ist dort ein schattiger, starker Quell, der im Winter nie gefriert, im Sommer kühl bleibt. Da rasteten zwei Weiber von den flüchtigen Evangelischen mit ihren drei Kindern und wollten ihnen eben ein Stück Brot geben. Dabei wurden sie von ihren eigenen Blutsverwandten ergriffen — sie waren aus katholischer Sippe und hatten protestantische Männer — man zwang sie noch, ein „Gegrüßt seist du Maria" zu beten, dann wurden sie niedergemacht und ihre Leichen an einen Baum gehängt; sie sollten kein Grab haben, sondern als ein Schrecken und Wahrzeichen für alle, die des Weges kämen, da im Winde dorren. Noch nach Jahren sollen die Gerippe da gehangen haben. Der grausige Fluch ihrer Verwandten, „daß sie nie zur Ruhe kommen, die Berge von ihren Tritten verbrennen und alles was grün sei, unter ihren Füßen verderben solle", sei noch nicht von ihnen gelöst, berichtet die Sage, und Frauengestalten in schwarzen Kleidern sollen am Tage des hl. Gregor in diesem Talgrund umgehen mit rückwärtsgewandtem Gesicht. Der Ort heißt im Volke auch wohl die Teufelswiese.

Holz aus dem Duisburger Wald

Wenn ich an dieser Stelle etwas von Duisburg erzähle, bin ich mir bewußt, einen geschichtlichen Seitensprung zu machen, denn die Stadt, früher ein Hauptort der Franken, war dann Freistadt unter dem Schutz des Clevers, gehört also streng genommen nicht ins Bergische. „Eine kleine Anhöhe in der Nähe der St. Salvatorkirche", schreibt Buchelius von einer Reise nach Deutschland im Jahre 1591, „heißt heute noch ‚Burg'. Dort soll früher die [Königs-]Burg gestanden haben, wie es auch Ruinen anzudeuten scheinen. An der Stelle steht heute eine früher dem Erlöser geweihte Kirche, und das Bild des Heilands darin wurde abergläubisch verehrt. Daher soll vor 40 Jahren der Prediger Johannes, als er reformieren wollte und sah, wie dem Bild, das mitten in der Kirche stand, vom Volke viele Weihgeschenke dargebracht wurden, mit leichtem Spott gesagt haben: ‚Also aus Dankbarkeit tut ihr dies, meine Zuhörer, weil seine Eltern und Brüder so vielen von euch Jahr für Jahr die Schweine mästen.' Damit wollte er andeuten, daß das Holz aus dem Duisburger Wald stammte. Ich sah es auf dem Turm, wo es zu einer Bank hergerichtet war." — —

Digitized by Google

Saturnus trahit in calamitates et aerumnas multas.[1]

Der Hofnarr zu Düſſeldorf

Einer der letzten Herzöge, man ſagt, Wilhelm der Reiche, hatte einen Hofnarren, der ging einmal zu Düſſeldorf am Rhein ſpazieren. Da kam ihm ein Bauer entgegen mit einem Bündel Papier unter dem Arm, und ließ traurig den Kopf hängen. „Wohin geht die Reiſe?“ fragte ihn der Narr. „An den Bettelſtab“, antwortete der Bauer. „Das iſt ein Stab,“ meinte der Narr, „der für ſo wohlbeleibte Leute ſchlecht taugt.“ — „Danach haben die da in der Stadt nicht gefragt,“ ſagte der Bauer, „ich muß an den Bettelſtab von Rechts wegen.“ — „Dann ſeid Ihr alſo ein Nichtsnutz und Faulenzer, wenn Ihr von Rechts wegen an den Bettelſtab kommt?“ — „O nein,“ ſchrie der Bauer, „wenn das wäre, ſo geſchähe mir ein Recht; aber es iſt ja ganz anders!“ Und nun erzählte er dem Narren, wie ihm ſein Nachbar, ein habſüchtiger Junker, einen Prozeß nach dem andern an den Hals gehängt und ſchließlich gegen ſein klares und gutes Recht den letzten Acker und die letzte Kuh genommen habe. „Hier hab ich meinen Beſitz verbrieft und verſiegelt“, ſagte er, „und kann

[1] „Saturn zieht (die, in deren Geburtsſtunde er regiert) in groß Unheil und Elend.“ Er frißt, wie das Bild zeigt, ſeine eigenen Kinder. Auf den Rädern die „Häuſer“ des Saturn, d. h. die Zeichen des Tierkreiſes, in denen er beſonders Gewalt hat.

Digitized by Google

doch nicht gegen den Junker und die ungerechten Richter an." Damit warf er das Bündel Papier auf die Erde. Der Narr hob es wieder auf, setzte sich auf einen Stein und las es durch. Dann sagte er zu dem Bauern: „Ich will Euch helfen; Ihr müßt nur alles tun, was ich Euch sage." Er ging nun mit ihm bei sämtlichen Glöcknern der Stadt herum und bestellte bei einem jeden, daß er zu Mittag die Totenglocke läuten sollte, und der Bauer mußte es von seinem letzten Gelde bezahlen. Als nun der Herzog mittags im Schloß an der Tafel saß, fing von allen Türmen das Trauergeläute an; da fragte er, was denn für ein vornehmer Mann gestorben sei. Darauf hatte der Narr nur gewartet: „Ja, Herzog," rief er laut über den Tisch herüber, „das ist ein trauriges Geläute, darüber werden heute und immerdar viele Augen weinen; das gute Recht liegt auf der Bahre und wird zu Grabe getragen!" Da fuhr ihn der Herzog zornig an, wie er zu solchen Reden käme. Und nun erzählte ihm der Narr, wie es dem Bauern ergangen war und wies dabei die Urkunden vor. Da gingen dem Herzog die Augen auf, er erklärte den Urteilsspruch für ungültig, stieß die Richter aus ihrem Amt und gab dem Bauern alles, was sein war, wieder zurück.

Jakobe von Baden

Johann Wilhelm, der letzte Herzog von Jülich-Cleve-Berg, war schwachsinnig — wie schon sein Vater Wilhelm der Reiche in seinen späteren Jahren in Geisteskrankheit verfallen war —, man wollte ihn aber doch verheiraten, und eine katholische Prinzessin sollte es diesmal sein; dafür sorgten die Höfe in Wien und Madrid und andere, nachdem schon zwei protestantische Schwäher sich in das Haus und Erbe eingeheiratet hatten.

Man wählte die Prinzessin Jakobe von Baden, die zwar aus protestantischem Geschlecht, aber früh verwaist und am Hofe ihres Großvaters in München aufgewachsen und wieder zur katholischen Kirche zurückgeführt war. Die Jülichische Chronik bewahrt ein auf sie geprägtes Tetrastichon:

Principibus celsis Badensibus orta Jacobe
Clivensis quondam prima marita ducis.
Si formam spectes, si caetera: Foemina dicas
Digna haec fortuna pol meliore fuit.

[Aus erlauchtem Badischen Fürstenblute entsprossen Jakobe, einst des Herzogs von Cleve erstes Gemahl. Sähest du die schöne Gestalt und ihre anderen Vorzüge, du würdest sagen: Wahrlich, diese Frau war eines besseren Loses würdig.]

Digitized by Google

Dieſes beſſere Los hätte ſie vielleicht an der Seite des jungen Grafen Hans Philipp von Manderſcheid gefunden, dem ſie ſich bereits verlobt hatte; man hat noch ſehr zärtliche Briefe und Geſetzlein, die ſie einander geſchickt haben. Aber der Graf wurde genötigt, München zu verlaſſen, und machte eine Reiſe nach Frankreich; und Jakobe ließ ſich zu der jülichſchen Heirat bereden. Wie es mit dem Herzog ſtand, verheimlichte man ihr noch. Die Hochzeit wurde mit großer Pracht in Düſſeldorf gefeiert. Als der Graf in Frankreich von der Vermählung Jakobens erfuhr, verfiel er in Raſerei, die mit ſeinem Tod endete.

Die Ehe blieb kinderlos, und die Krankheit des Herzogs verſchlimmerte ſich zuſehends. Dazu war unter den Landſtänden und Räten eine ſtarke Partei der Herzogin feind, und ſchon vorher gegen die Heirat geweſen, weil dieſe Herren ſelbſt das Regiment in die Hand zu nehmen gedachten. Ähnliches hatte die noch ledige jüngſte Schweſter Johann Wilhelms im Sinn, die Prinzeſſin Sibylla. Der Haß wuchs, als die Herzogin Jakobe nun ſelbſt zu regieren verſuchte, mit einigen fürſtlichen Räten und Hofleuten, die ſie an ſich zog. Daß ſie den Männern gefiel und in allerlei Luſtbarkeiten Erſatz ſuchte, an denen die Prinzeſſin Sibylle nicht teilhatte, verzieh dieſe der Herzogin noch weniger. Es kam dahin, daß Jakobe von dieſer Schwägerin und ihren Mitverſchworenen bei den Landſtänden und weiterhin beim Kaiſer Rudolf II. förmlich angeklagt wurde. Die Klageſchrift, die auf über 90 Artikel anſchwoll, enthielt u. a. die gröblichſten Dinge über die Liebſchaften der Herzogin; ferner hieß es, ſie habe das üppigſte Leben geführt mit Maskeraden, Banketten und anderer Kurzweil; den Schalksnarren Martin habe ſie zierlich kleiden laſſen und ihm beſondere Affektion bezeigt. Sie habe ſchon vor ihrer Vermählung einen Liebeshandel mit dem Grafen von Manderſcheid gehabt und dieſen dermaßen bezaubert, daß er aus Liebe den Verſtand verloren. Ihrem Gemahl, dem Herzog, habe ſie von ihrem eigenen Blut, auch Kreſſen, Auſtern und andere von der Kloſterjungfrau Eliſabeth zugerichtete Speiſen mit geweihten Hoſtien eingegeben; ihm Brieflein mit allerlei ſeltſamen Charakteren beſchrieben in die Kleider einnähen laſſen und durch dergleichen Zaubereien des Herzogs Blödſinn verurſacht und erhöhet. „De Düwel is im Sack," ſoll Seine Liebden gejammert haben, und in beſtändiger Angſt vor Anſchlägen auf ſein Leben die Nächte ohne Schlaf in voller Rüſtung zugebracht haben, mit blankem Gewehr in den Zimmern und Gängen umhergerannt ſein, mehrere Hofleute verwundet haben, ſo daß man ihn einſperren und fortwährend bewachen mußte. Die Herzogin wurde im Verfolg der Sache förmlich als Staatsgefangene behan-

Digitized by Google

delt, in die Kammer, die unlängst ihren tobsüchtigen Gemahl beherbergt, in Haft gehalten, zuletzt gar der Kerker mit mehreren eisernen Türen verwahrt und sieben Schildwachen dabei aufgestellt. Bei alledem aber sah man am Kaiserlichen Hof, daß nach Beschaffenheit der Untersuchungsakten an eine Überführung der Angeklagten nicht zu denken war, und die Feinde der Herzogin konnten vom Kaiser eine Entscheidung, nach ihrem Sinne, bei allen Bemühungen nicht durchsetzen. Da fand man eines Morgens die Herzogin, die Abends zuvor bei vollkommener Gesundheit schlafen gegangen, tot in ihrem Bette. Alsbald gingen in Düsseldorf wie im ganzen Lande und Reiche Gerüchte um von einem Meuchelmord, den die Widersacher der Jakobe begangen. Dagegen verbreiteten nun diese unter der Hand, als ein Geheimnis, die Herzogin sei im Schwanenzimmer der Burg auf Befehl der kaiserlichen Kommissarien durch den Scharfrichter Alexander enthauptet worden, der mit verbundenen Augen von Mannheim herbeigeholt und erst am Orte der Hinrichtung der Binde vor den Augen entledigt worden sei. Das wurde auch ziemlich allgemein geglaubt (wiewohl schon Reidanus in den Belgischen Annalen geradezu sagte, sie sei nachts erdrosselt, und nur die, in deren Gewalt und Haft sie gewesen sei, könnten es getan haben).

Auch im Volke hielt sich dieser Glaube, und neugierigen Reisenden zeigte man später die Blutspuren in der Kammer der Jakobe. Auch wußte man bald zu erzählen, sie gehe im Schlosse um; ein Lärmen und Gewimmer sei zuzeiten, und man habe sie gesehen, das abgeschlagene Haupt im Arme, oder als eine hohe weißgekleidete Gestalt im Schleier und mit einem roten Bande um den Hals, oft auch in blutigen Gewändern. Und ganz genau hörte man dabei ihr schweres seidenes Kleid knistern. Nach einer Weile verschwinde sie spurlos in der Mauer. Besonders in dem Schwanenzimmer, worin man sie tot gefunden hat, zeigte sie sich oft. Kein Priester wagte es darum, diesen Raum zu betreten, wenn am Dreikönigsabend die übrigen Zimmer des Schlosses geweiht wurden; der Zug ging stets an diesem Gemach vorbei.

Andere sind der Meinung, die Frau, die dort umgehe, sei die Prinzessin Sibylle, die das blutige Haupt der Jakobe trage. Als von dem alten Herzogsschlosse fast nur noch ein Turm übrig war, an dem früher der Rhein hart vorbeifloß, haftete daran immer noch die Sage, von dort aus habe sich die Prinzessin Sibylle hernach aus Verzweiflung und Reue in den Rhein gestürzt.

Endlich geht noch eine Sage, weder Jakobe noch Sibylle sei es, sondern die Ahnfrau des Hauses Altena-Berg-Brandenburg, die sich immer zeige,

Digitized by Google

wenn ihrem Hause ein Glück oder Unglück bevorstehe. Sie soll aus dem Geschlechte der Schwanenjungfrauen gewesen sein und nach ihr das Zimmer, wo sie am meisten erscheint, das Schwanenzimmer genannt worden sein. Wenn es aber der Geist der Jakobe war, den man im Düsseldorfer Schlosse einst gesehen hat, so wird er jetzt zur Ruhe gekommen sein. Denn vor hundert und mehr Jahren ist sie dem Prior des Düsseldorfer Klosters erschienen und hat ihm gesagt, sie werde nicht eher erlöst, als bis im Kloster die Bäume grünen würden. Der Prior wußte nicht, was sie damit meinte. Aber als unter der Franzosenherrschaft das Kloster mit vielen anderen aufgehoben wurde, da wuchsen Blumen und grünten Bäume dort, wo es gestanden, und sind die Worte in Erfüllung gegangen.

Fünf Jahre vor Jakobe war auch Herzog Wilhelm der Reiche, einst der Gegner Karls V., gestorben. Wenig Zeit nach des Herzogen Tod (1592), so schreibt die Jülichische Chronik, im Monat Märzen hat der Sturmwind zu Emmerich am Rhein im Fürstentum Cleve im Kloster zu St. Jeronymus eine Esche auf den Stamm mitten voneinander gebrochen. Als sie der Vorsteher zerschneiden und zerscheitern ließ, hat sie vielen Leuten Verwunderns und Nachdenkens in diesen Landen verursachet. Denn man hat in einem jeden Schnitt und Spalte etliche Haufen Kriegsvolk abgebildet gesehen, darunter Trummelschläger, Fähndriche, Heerführer, gemeine Soldaten, allerdinge, als ob sie mit Fleiß also abgemalet wären, zu erkennen gewesen, alle sämtlich auf Polnisch gekleidet; wie dann ihrer viel etwas vom selben Baum Wunders und Gedächtnis halben aufgehoben. Ist freilich diesen Fürstentümern bei Absterben ihres Landesvaters ein nachdenklich Omen gewesen.

Das Erzbild Johann Wilhelms

Hundert und etliche Jahre danach erlebten dann Düsseldorf und das Bergische Land eine gute Zeit unter einem anderen Johann Wilhelm, der zugleich Kurfürst von der Pfalz war. Als die Landstände dem Herzog auf dem Markt in Düsseldorf ein Reiterstandbild aus Erz errichten wollten, mißlang der erste Guß, und beim zweiten war nun der Meister, Grupello, in großer Sorge. Endlich war er so weit, das Erz war in die Form gelassen, und er meinte, nun wäre sie ganz gefüllt. Aber sein Lehrling sagte: sie kann noch nicht voll sein, und blieb dabei, ging hin zu den Bürgern, die dabei standen und kaum erwarten konnten, bis die Form aufgetan wurde. Als sie hörten, es fehlte noch Metall, liefen viele heim, um noch welches zu holen, und der Junge sammelte alles ein, auch Silber wurde gebracht, und einer rief gar: Ein Herz von lauterem Golde muß unser Fürst haben! Und wirklich gaben manche auch goldene Ringe und

Digitized by Google

Ansicht von Düsseldorf
Kpfr. von M. Merian ca. 1650

Digitized by Google
UNIV. OF WISCH.

Digitized by Google

Schmuckſachen. Und der Lehrjunge warf das alles noch in den Schmelzkeſſel, der Meiſter geriet ganz außer ſich vor Zorn, wollte den Jungen ſchlagen und rief, jetzt wäre ihm der Guß wieder verdorben. Aber als die Form geöffnet wurde, war der Guß diesmal ganz ohne Fehler, nichts zu viel und nichts zu wenig daran. Hätte der Lehrjunge nicht noch das Erz dazu getan, ſo wäre es wieder nichts geworden.

Als nun das Bild auf dem Markt fertig daſtand, kam der Fürſt mit ſeinem Gefolge. Er betrachtete es lange, reichte dann dem Meiſter die Hand und lobte das Werk nach Gebühr. Aber die Höflinge gönnten das dem Künſtler nicht und fingen an, alles mögliche an dem Bilde zu tadeln; ſo daß zuletzt auch der Kurfürſt meinte, dies und das hätte wohl noch beſſer gemacht werden können, und es auch dem Meiſter ſagte. Der widerſprach nicht, war ſogar bereit, ein paar Änderungen vorzunehmen. Er ließ eine hohe Plankenwand rings um das Bild errichten, hinter der es ganz verſchwand, und die Hofgeſellſchaft war ſehr befriedigt, als ſie nun hörte, wie aus Leibeskräften dahinter gehämmert wurde. Nach einem Monat wurde die Bretterwand weggeräumt, und nun fand niemand etwas mehr an dem Standbild auszuſetzen. Der Künſtler hörte eine Weile die kennerhaften Bemerkungen des vornehmen Publikums an, wandte ſich dann zu dem Kurfürſten und ſagte lächelnd: „Von all den Schlägen hat keinen das Bild bekommen — Erzguß würde das gar nicht vertragen --, ich ſchlug nur meine Tadler.“ —

Der Kurfürſt ſchenkte dem Künſtler zum Dank für ſeine Arbeit ein Haus; der Meiſter aber bildete den Lehrjungen in Erz nach, wie er das Metall in ſeine Schürze ſammelt, und brachte das Figürchen am Dach des Hauſes an.

Die Patina, die ſich im Laufe der Zeit auf dem Denkmal gebildet hat, wurde im Volke vielfach für Grünſpan gehalten, in dem aber auch Silber ſein müßte, weil ja die Sage ging, daß viel von dem Edelmetall beim Guß in die Erzmaſſe hineingeworfen wäre. Und die Düſſeldorfer Juden boten einſt dem Rat eine Million Taler, wenn er ihnen erlaubte, dieſen Silberroſt abzuſchaben. Aber der Rat ging nicht auf den Handel ein.

Die Kunſtkatze der Kurfürſtin

Der Kurfürſt Johann Wilhelm konnte die Franzoſen nicht leiden. Sie hatten es ihm auch danach gemacht, hatten ihm ſein ſchönes Schloß zu Heidelberg und ſein ganzes Pfälzerland mit einer Grauſamkeit verwüſtet, die in der abendländiſchen Geſchichte nicht ihresgleichen hat.

Die Frau Kurfürſtin aber mochte die Franzoſen ſehr gern und lobte ihre feinen Manieren. Ihr Gemahl pflegte zu ſagen: „Spitzbuben und Räu-

Digitized by Google

ber sind sie von Natur, und die Natur geht über die Lehr'." Da wollte die durchlauchtige Frau ihm an ihrer Kunstkatze beweisen, daß man die Natur durch die Lehre bemeistern könne. Sie hatte nämlich eine Katze, die stand Schildwacht wie ein Grenadier und hielt das Licht, wenn sie den Abendsegen las. Dies Tier machte überhaupt Kunststücke, daß es zu verwundern war, und darauf berief sich die Frau, als sie mit ihrem Gemahl über die Franzosen zankte. Der dachte, er wolle es ihr handgreiflich machen, daß er doch recht habe. Als die Katze auch einmal das Licht hielt, da hatte der Kurfürst eine Maus mitgebracht. Die ließ er aus dem Ärmel springen und über den Tisch laufen. Wie die Katze die Maus sieht, da läßt sie das Licht fallen und springt der Maus nach. Da hatte der Gemahl gewonnen und das Lachen war an ihm. Und die Kurfürstin mußte die Wahrheit des Sprichworts anerkennen, daß die Natur über die Lehre geht.

Das letzte bergische Ritteraufgebot

Kurfürst Karl Theodor hatte wegen der Steuer mit dem Adel seines Landes schwere Kämpfe zu bestehen. Sie steiften sich auf ihr altes Recht, daß sie der Kriegsdienste wegen steuerfrei seien.

Aber wie staunten die Junker, als plötzlich der Herold des Fürsten durchs Land ritt und die Junker aufforderte, mit Roß und Mann wohlgerüstet in Düsseldorf zu erscheinen. Das war wohl seit 100 Jahren nicht mehr vorgekommen. Man verlachte die Botschaft des Landesherrn und blieb ruhig zu Hause. Nur Dalwigh von Unterbach erschien in blankem Helm und Harnisch, mit seinen reisigen Knechten ritt er zur festgesetzten Stunde in den Schloßhof zu Düsseldorf.

Dalwigh blieb allein steuerfrei; die anderen bergischen Adligen aber mußten sich fortan zur Zahlung der Steuer bequemen, wie sauer es ihnen auch wurde.

Bergische Räubergeschichten

Der Räuber Hopsa

Von einem bergischen Räuber, dem Auerbäumer Hannes, habe ich schon bei den Sagen aus der Franzosenzeit berichtet; solche Gestalten konnte es auch in andern Landstrichen geben. Mehr eigentlich Bergisches scheint die Sage vom Räuber Hopsa zu haben, der vor mehr als zwei Jahrhunderten an der unteren Dhün lebte. Der hatte mit dem Teufel einen Vertrag geschlossen, danach konnte er sich jederzeit durch Zauberspruch in einen Strauch verwandeln, so daß man ihn nie zu fassen kriegte. Nun wurde er einmal von den Förstern des Königsforstes verfolgt, da brauchte er wieder seine Kunst. So entwischte er ihnen auch wieder, aber die Hunde hatten den Dieb erkannt und bellten den Strauch an. Vorsichtigerweise hatte er sich jedoch diesmal in einen stacheligen Busch ver-

Digitized by Google

zaubert. Da sie ihn nun nicht packen konnten, so hoben sie das Hinterbein auf, benetzten ihn und gingen ihrer Wege.

Als Hopsa wieder in Sicherheit war, kränkte ihn das so, was ihm die Hunde angetan hatten, daß er gleich in der Nacht den Teufel heraufbeschwor und mächtig Krach schlug. Lange stritten sie miteinander, ob das Vertragsbruch war oder nicht, und keiner wollte nachgeben. Schließlich machten sie aus, der Teufel sollte den Schulten von Bensberg auf den Kreuzweg holen; der sollte entscheiden. Rasch fuhr der Teufel hin und kam herunter mit dem Schulten. Der hatte eben zu Bette gewollt und war erst noch etwas schlaftrunken. Er faßte sich aber, setzte sich unter eine Eiche und ließ die beiden Parteien nacheinander vortreten.

Der Teufel hatte sich verpflichtet, niemand sollte dem Hopsa was anhaben können. Hopsa meinte, „niemand", das könnte auch ein Hund sein. Der Schultheiß aber fällte das Urteil: niemand ist immer bloß ein Mensch; der Verklagte ist im Recht, der Kläger wird hiermit abgewiesen und hat die Kosten zu tragen. Damit wurde die Sitzung geschlossen, und der Teufel trug den Schulten wieder nach Hause in seine Schlafkammer. Hopsa ist aber dem Gericht zu Bensberg die Kosten schuldig geblieben.

Einige Zeit danach wurde Hopsa in seinem Häuschen grade überrascht, als er einen saftigen Wildbraten über dem Feuer hatte. Die Schützen umzingelten das Haus; Schultheiß, Schöffen und Gerichtsschreiber aber ließen sich am Herde zum Verhör nieder. Da murmelte Hopsa seine Zauberspröche, und im Nu waren alle festgebannt, niemand konnte mehr ein Glied rühren. Nun trug er noch mehr Holz zum Feuer, und heizte den Herren gehörig ein, so daß sie auf der einen Seite beinahe brieten; er aber raffte schnell seine besten Habseligkeiten zusammen, steckte sein Häuschen in Brand und machte sich dünne. Als er auf der Höhe oberhalb seiner Wohnung angekommen war, hob er mit einem andern Spruch den Bann wieder auf, und die Herren stürzten schweißtriefend und mit versengten Kleidern ins Freie; dem Gerichtsschreiber sein Zopf hatte auch Feuer gefangen und sah wie ein Kometenschweif aus.

Der Vertrag mit dem Teufel hatte den Hopsa auch hieb- und schußfest gemacht, ja ihm sogar die Kunst verliehen, sich von Ketten und Banden zu lösen und aus dem festesten Kerker zu entweichen. So war es kein Wunder, daß er ein paarmal aus dem Gefängnis, z. B. in Strauweiler und Bensberg, wieder entsprang; ja er soll sich sogar öfter den Häschern selber gestellt haben, dann des Nachts entwischt sein und obendrein den Häschern das Handgeld gestohlen haben. Aber nur, wenn er mit den Füßen auf dem Boden gestanden, habe er entweichen können, heißt es;

Digitized by Google

in der Schwebe sei alle Teufelskunst vergeblich gewesen. Darum sei man zuletzt darauf gekommen, ihn im Kerker so zu verwahren, daß er mit den Füßen den Boden nicht berührte. Da habe er nicht entwischen können, sei dann nach Düsseldorf gebracht worden und da in der Haft gestorben. — Nach einer andern Sage hat ihn der Teufel geholt, als der Vertrag abgelaufen war. — In solchen Sagen spinnen sich ältere Überlieferungen weiter, was man hier den Räubern zutraut, glaubte man in noch weiter zurückliegenden Zeiten von manchem Raubritter, wie die folgende Sage zeigt.

Junker Möcher

Junker Möcher (oder Möcheln) hauste vor vielen hundert Jahren auf der Burg Ravenstein bei Uckerath (im Volksmunde der Sieg-Gegend: „Op der Kling"); er lebte vom Stegreif, fragte nicht nach Gott und Gotteswort, hatte einen Bund mit dem Teufel und verstand die schwarze Kunst. Einmal ritt er durch die Luft heim nach seiner Burg, dabei schlug sein Pferd mit dem Huf das Kreuz und den Hahn vom Kirchturm zu Geistingen ab; man sagt, er habe das mit Absicht getan, den Pfarrer zu ärgern, mit dem er Streit hatte. Nach einer anderen Überlieferung soll das im Winter gewesen sein, als so tiefer Schnee lag, daß nur die Kirchturmspitze herausguckte, und als der Junker im Schlitten darüber wegfuhr. Auf diesen Luftfahrten mußte der Teufel ihm den Weg mit Stecknadeln abstecken, gleich hinter ihm abbrechen und vorne wieder aufbauen.

Eines Tages aber bekehrte sich der Junker, zog mit einem Kreuzfahrerheere ins Heilige Land, und als er zurückgekehrt war, heiratete er. Man meinte aber, seine Bekehrung müsse wohl nicht gründlich gewesen sein, denn als er starb, wurde es im Zimmer ganz dunkel und unheimlich.

Aus dem Oberbergischen

Ritter Huhn von Broich

Mit der letzten Sage sind wir schon in das Oberbergische gekommen; aber erst die folgende zeigt recht die dortige Art. Um das Jahr 1705 berief Kurfürst Johann Wilhelm die Stände nach Düsseldorf; er hatte damals vor, eine gleichmäßige Grundsteuer für das Bergische zu verordnen. Um dabei sicher zu gehen, befahl er, jeder Abgeordnete sollte ein Brot, wie es die Bauern seiner Gegend zu backen pflegten, in Düsseldorf vorzeigen. Daran wollte er dann sehen, wie die Leute es hätten und wie ergiebig der Boden wäre, und danach sollten die Steuern auf die einzelnen Ämter verteilt werden. Um seine Sache richtig zu machen, verschaffte sich der Ritter Huhn aus dem Kirchspiel Waldbröl ein paar recht grobe Haferbrote, wo reichlich Kleie drin war; so wie sie

Digitized by Google

damals in jedem Hauſe zu finden waren, und die nahm er mit nach Düſſeldorf. Die Stände waren ſchon verſammelt und die Herren hatten alle recht ſchönes Brot mitgebracht; wie ſie das vom Ritter Huhn ſahen, meinten ſie, er wolle einen Scherz machen. Er aber erklärte ganz ernſt, der Regierung müſſe doch bekannt ſein, daß im Amte Windeck alle Naturalabgaben in Hafer zu leiſten ſeien, anderes Getreide wüchſe da nicht, und ſo wäre die Probe, die er mitgebracht, auch echt. Die Folge war, das Amt Windeck brauchte über ein Jahrhundert nur ſehr geringe Grundſteuern zu entrichten, hatte aber auch ſeit jener Zeit den Spottnamen weg, nämlich: „Haferſpanien".

Einmal im Winter wurde dieſer Ritter Huhn auf der Jagd von einem fürchterlichen Schneeſturm überraſcht und trat in einer einſamen Schmiede unter, bat mit freundlichen Worten um ein Obdach und ſagte ſehr höflich zu dem Grobſchmied, er ſolle ſich in ſeiner Arbeit nicht ſtören laſſen. Während aber der nun an der Feuereſſe weiter arbeitete, nahm Huhn ganz verſtohlen den Amboß, der wohl 400 Pfund ſchwer war, vom Stock und verbarg ihn unter ſeinem Mantel. Jetzt wollte der Schmied wieder an den Amboß gehen, der war nicht mehr da, der Mann ſtand ganz verdutzt, blickte bald auf den leeren Block, bald auf den Fremden; es wurde ihm ganz unheimlich, am Ende war das ein Hexenmeiſter. Und als in dem Augenblick draußen vom Sturm eine Eiche hinkrachte, wurde der ſtarke Schmied leichenblaß, bekreuzte ſich und rief Gott und alle Heiligen an. Da zog Huhn den Amboß hervor und ſetzte ihn wieder auf ſeine Stelle; machte dem Schmied klar, daß alles ganz natürlich zuging, und als das Wetter inzwiſchen ſich etwas gelegt hatte, machte er ſich auf den Heimweg, nachdem er den Schmied für den ausgeſtandenen Schrecken noch reichlich entſchädigt hatte.

Mit dem Eiſen gab er ſich überhaupt gern ab; ſo trat er auf dem Markt in Waldbröl an die Bude eines Eiſenhändlers und wollte ein paar Schaufeln kaufen. Der Mann pries ſeine Ware ſehr an, Huhn meinte aber, „Freundſchaft, Eure Schaufeln ſind zu ſchwach; es gilt eine Wette, daß ich ſie mit den Händen zuſammenrollen kann." Der Händler erwiderte: „Herr, wenn Sie dies tun, dann ſchenke ich Ihnen meine ſämtlichen Schaufeln und Spaten." „Ich nehme die Wette an," ſagte Huhn, nahm eine Schaufel in die Hand und wickelte ſie zum Erſtaunen aller Umſtehenden wie eine Rolle zuſammen. „Ich habe verloren," rief der Händler, voller Verlegenheit; „doch hoffe ich, daß Sie keinen Gebrauch von der eingegangenen Wette machen, ſonſt bin ich ein geſchlagener Mann!" Huhn bezahlte die ausgewählten Schaufeln nebſt der zuſammengerollten und

Digitized by Google

ſagte dem Händler nur, er möge in Zukunft beſſere Ware zum Markte bringen.

Der Ritter Huhn war auch ein leidenſchaftlicher Kartenſpieler und liebte nicht minder einen guten Trunk. So hat er einſt ſeine ſämtlichen Liegenſchaften an ſeinen Jagdgenoſſen Kurt von Scheuren verſpielt und ließ tatſächlich auch den Kaufakt zugunſten des Gewinners ausſtellen. Der von Scheuren hatte erſt lange gezaudert, ob er den Gewinn nehmen ſollte; zuletzt ging er aber doch hin zur Übernahme der Güter. Huhn aber hatte ſich inzwiſchen eine Liſt ausgedacht. Er hatte in ſeinem Keller noch ein Fäßchen edlen Ahrbleicherts. An dem Tage nun, wo er den Scheuren erwartete, ließ er eine Anzahl Krüge mit dem Weine füllen, zugleich aber dieſelbe Zahl mit rotgefärbtem Waſſer. Kurt erſchien, ließ ſich den Wein, der ihm vorgeſetzt wurde, gut ſchmecken, und machte bald den Vorſchlag, ſie wollten um das Verlorene ſpielen. Der Ritter Huhn aber ſagte, er habe nichts mehr zu verſpielen; doch wolle er ihm eine andere Genugtuung geben: wer den anderen unter den Tiſch tränke, dem ſollten ſeine — Huhns — Güter gehören. Scheuren war gleich damit einverſtanden, der Wein war vorzüglich, und er leerte tapfer einen Becher nach dem anderen, Huhn aber hielt ſich an das gefärbte Waſſer. Endlich aber konnte Scheuren nicht mehr, ſtand wankend auf und ſtotterte mit ſchwerer Zunge: „Ich bin beſiegt, zerreißt den Kaufbrief.“ Und ſank unter den Tiſch.

Am anderen Tage, als er den Rauſch ausgeſchlafen hatte, erklärte er, der edle Wein habe aus ihm den Teufel der Habſucht ausgetrieben; er ſei froh, daß es ſo gekommen ſei; wenn er geſiegt und Huhns Güter in Beſitz genommen hätte, er hätte ja keinem ehrlichen Manne mehr ins Geſicht ſehen können. Und von Stund an ſollen die beiden das Kartenſpielen verſchworen und auch redlich Wort gehalten haben.

Bertha vom Thal

Als der Herr vom Thal in frommem Eifer nach dem Morgenlande zog, gab er ſeine Tochter Berta in das unfern von Burg Thal gelegene Kloſter, um dort ihr Gelübde abzulegen. Aber das Fräulein konnte ſich mit dem Kloſterleben nicht befreunden. Sie begehrte darum von der Äbtiſſin ihre Freiheit und drohte, als man ihr die Pforten nicht öffnen wollte, ſich ein Leid zuzufügen. Man achtete dieſe Drohungen nicht; aber als der Fiſcher eines Morgens ſein Netz auswarf, für den Faſttag die benötigten Fiſche zu fangen, zog er den Körper der Berta vom Thal ans Land, Kloſter ſowohl als Burg ſind längſt verſchwunden; aber die Sage hat ſich noch im Munde des Landmanns im Aggertal erhalten. Oft, wenn in der Dämmerung ein Fall ins Waſſer zu hören iſt, ſagt man, da ſtürzt

Digitized by Google

Berta vom Thal ins Wasser. Andere wollen sogar am Teich entlang gesehen haben, wie sie wanderte.

Noch von einer andern Nonne wird erzählt, die den Klosterzwang als Unnatur empfand und dadurch zur Verzweiflung getrieben wurde.

Das Gertrudchen bei Seligental

In dem Kloster zu Seligental lebte einst ein Mönch, dessen Schwester Gertrud war Nonne in einem Kloster, das weit weglag. Jahrelang schon hatte sie ihren Bruder nicht wiedergesehen, da konnte sie es vor Sehnsucht nach ihm nicht mehr aushalten und machte sich auf die Reise nach Seligental. Aber als sie ankam, ließ man sie nicht ein; Frauen durften das Mönchskloster nicht betreten. Da rief sie: „Dann will ich lieber zu Stein werden, wenn ich meinen Bruder nicht wiedersehen darf!“ Und auf der Stelle wurde sie in einen Felsen verwandelt, der noch heute „Gertrudchen“ heißt. Und die Landleute der Gegend glauben noch die Gestalt der Nonne in dem Stein erkennen zu können.

Der Glaube, daß die Verwünschung solche Kraft besitze, ist uralt, und ebenso ist noch eine Nachwirkung von grausigen heidnischen Opferbräuchen einer fernen Vorzeit die Furcht vor bestimmten Tagen, an denen einst wirklich solche Menschenopfer fällig waren.

Die Johannisopfer

Zu der Zeit, als Graf Gerhard im Bergischen regierte, lebte auf der Burg Schönrath an der Agger der Ritter Hans von Schönrath mit seiner Hausfrau, drei Söhnen und zwei Töchtern. Die Eltern warnten ihre Kinder immer vor dem Johannistage; denn St. Johannes fordere allemal drei Opfer, eins im Wasser, eins auf der festen Erde und eins in der Luft.

Als wieder einmal Johannistag war, gingen die drei Knaben in den Wald; einer sah auf einer hohen Eiche ein Falkennest und kletterte hinauf. Die beiden anderen schauten ihm nach; da brach aus dem Dickicht eine Wölfin, packte den jüngsten und lief mit ihm fort. Von dem jähen gellenden Angstschrei der beiden erschrak der droben in der Eiche, wurde vom Schwindel befallen und stürzte hinab. Als der dritte das sah, rannte er ganz von Sinnen nach Hause, verfehlte aber in seiner Aufregung die Brücke und stürzte in den Graben. Als man die Kinder vermißte und suchte, brachte man endlich am Abend die drei Leichen ins Schloß.

Abt Erpho von Siegburg

Der erste Abt des Klosters Siegburg, Erpho, ein Freund Annos von Köln, stand im Rufe großer Frömmigkeit. Er pflegte täglich eine Bibelstelle auszuwählen und darüber nachzusinnen; so las er einst die Worte des 90. Psalmes: „Tausend Jahre sind vor Gottes Augen wie ein Tag, der gestern vorübergegangen.“ Darüber geriet er so in Zweifel, daß es ihm keine Ruhe mehr ließ; er ging in den Klostergarten, und ohne auf

Digitized by Google

den Weg zu achten, weiter in den angrenzenden Wald. Wie er dort in fortwährendem Grübeln und Zweifeln sich unter den hohen Bäumen erging, gewahrte er einen Vogel, der schien ihm so geheimnisvoll und wunderbar und er meinte, noch nie einen von solcher Art gesehen zu haben; er war von der Größe einer Taube, sein Gefieder glänzte regenbogenfarb, und sein Gesang war so schön, daß alle Tiere des Waldes zu lauschen schienen. Auch Erpho horchte auf das Lied des Vogels und sein Herz empfand eine nie gekannte Freude. Plötzlich schwieg der Gesang, und der Abt wurde gewahr, daß er schon tief im Walde war. Es schienen ihm nur wenige Augenblicke, daß er dem Lied des Vogels gelauscht hatte, nun eilte er, ins Kloster zurückzukommen. Aber wie er aus dem Walde herauskam, wurde mit jedem Schritt sein Erstaunen größer. Alles war anders, als er es kannte, das Kloster, die Stadt, die Menschen, die ihm begegneten. Als er den Klosterberg hinaufgestiegen war, läuteten die Glocken, und die Mönche, mit einem Prälaten an der Spitze, den er nicht kannte, hielten einen Umzug, niemand schien ihn zu kennen. Als er sich an den alten Pförtner wandte, gab ihm der zur Antwort, er habe das Kloster nicht anders als so gekannt, und auch der Abt, der mit dem Konvente dazu kam und den fremden greisen Mönch voll Ehrfurcht betrachtete, wußte das Rätsel nicht zu lösen, bis endlich ein alter Klosterbruder sich erinnerte, gehört zu haben, daß vor 300 Jahren der Abt Erpho kurz vor der Vesper aus dem Kloster verschwunden und nie wiedergekommen sei; man schlug in der Klosterchronik nach und fand es so. Nun war es allen gewiß, daß es Abt Erpho sei, der vor ihnen stand. Er erzählte ihnen, wie es zugegangen war, und alle priesen Gott um dieses Wunder. Dann schritt er zur Kirche, nahm das Abendmahl, lobte Gott mit lauter Stimme und sank tot nieder. Das geschah am Tage nach Himmelfahrt im Jahre 1367, nachdem der heilige Mann vom selben Tage des Jahres 1067 verschwunden gewesen war.

Eine ähnliche Sage gibt es auch von einem Mönch zu Heisterbach; doch scheint die Siegburger auf älterer Überlieferung zu beruhen als jene, die sich unter den alten Klostersagen noch nicht findet.

Digitized by Google

Die Eifel

Wilde Leute und Wichtel

Dies Land ist von Natur ungeschlacht, rauh von Bergen und Tälern, mit ungestümen Regen überschüttet, aber Wasser und Brunnen halb gar lustig," schreibt Sebastian Münster vor dreieinhalb Jahrhunderten. Und sicher hat es dort zu seiner Zeit noch ein gut Teil von jenem Geschlecht wilder Waldleute gegeben, riesiger zottiger Kerle, die man von weitem für uralte bärtige Wetterfichten halten konnte, und nicht minder riesenhafter struppiger Weiber mit furchtbarer „Fresse", die tobten, schrien, rauften und jauchzten, draußen in Berg und Wald, wenn es stürmte und gewitterte; dort waren sie die Herren, das Wild war ihre Herde, den Menschenkindern stellten sie nach, namentlich die Weiber. Aus den Sagentrümmern, die sich in der Eifel davon noch finden, können wir erahnen, daß sie denen ähnlich waren, die ich in den Natursagen von den wilden Leuten des deutschen Hochgebirges erzählt habe. Jetzt ist nicht viel mehr geblieben als Namen. Auf einem Bergrücken bei Immerath (im Kreise Daun) liegen drei Grotten aus vulkanischem Gestein, die heißen noch das Wildfrauenhaus. Ferner wohnten solche Frauen in der Himmelsgebinnerlei an der Alf, auf der Schneifel beim Meilstein und im Fleringer Hinterstenbüsch nicht weit von Niederhersdorf (in der Gegend von Bleialf); von diesen heißt es, sie boten jedem, der kam, ihre Brüste, die sie über die Schultern warfen, zum Trinken dar; und die im Wildfrauenhaus bei Winkel am Ußbach — so weiß man dort noch heute — haben keinen weiterziehen lassen, ehe er nicht einen solchen Trunk getan hatte. Die wilden Weiber und Männer sind ja nichts anders als das Leben, die zeugende, säugende aber auch zerstörende Kraft der freien Wildnis in Bergen und Wäldern. Etwas mehr hat die Sage in dem Lande weiter südwestlich, jenseits der Our und Sauer von ihnen festgehalten; da finden wir nicht bloß Namen wie Wölfragrond (Wildfrauengrund) bei Greisch, und Wildfrauenhecke bei Uselding en, Wölfraleh (Wildfrauenlei) bei Beringen, da hören wir auch mehr von den Insassen dieser Wohnungen. In dem Tale der Wobach, die sich in die Eisch ergießt, wo es auch im Wölfragrond heißt, da hauste ein wildes Weib, das

Im Wölfragrond

Digitized by Google

war ganz mit Haaren bedeckt von Kopf bis zu Fuß. Während des Tages hielt sie sich in der Höhle verborgen, kaum aber war es Nacht, da kam sie heraus, ging die Eisch entlang, und was sie nur erreichen konnte, Mensch oder Tier, erwürgte sie. Niemand wagte sich während der Nacht an diesen Ort. Einem Ritter aus dem Simmerschlosse gelang es endlich, das Land von dem Ungeheuer zu befreien. Ob er ihr nun aufgelauert, oder sie unverhofft getroffen hat, kurz er riß das silberne Kreuz von seinem Rosenkranze, drückte es zu einer Kugel zusammen, lud damit seine Büchse und erlegte das wilde Weib.

Das Felsenfräächen

Nicht so schlimm zeigte sich zunächst eine Wölfra, die vor zweihundert und etlichen Jahren in den hohen Felsen zwischen Machtum und Grevenmacher über den Weinbergen wohnte. Das Felsenfräächen — so nannten sie die Leute — war des Nachts meistens auf den Bergen; bei Tage sah man sie selten und dann nur zur Essenszeit, da kam sie wohl zu den Arbeitern und Winzern, aber ohne zu sprechen. In den Felsen sind nicht weit voneinander zwei Spalten, dort ging das Fräächen immer zu der einen hinein und zu der andern heraus, aber keiner wagte ihr zu folgen. Die einzigen Laute, die man von ihr hörte, waren allnächtlich um die Geisterstunde ein lautes Singen und Schreien. Ihre meiste Zeit soll sie mit Spinnen verbracht haben. Auch wußte sie allerlei Heiltränke für das Vieh zu bereiten, und die Leute in den umliegenden Ortschaften mochten sie eigentlich mehr gern, als daß sie vor ihr Angst hatten. Einmal schickte auch eine Frau ihren Jungen hin, um einen Trank für ihre kranke Kuh. Der Junge gefiel dem Felsenfräächen, sie lockte ihn in ihre Höhlenwohnung und ließ ihn nicht mehr von sich. Es wollte ihm aber da nicht gefallen, und zweimal versuchte er, als sie weg war, zu entfliehen, aber es gelang ihm nicht. Als er es noch ein drittes Mal tat, geriet die Frau so in Wut, daß sie den Knaben in zwei Stücke zerriß; das eine warf sie in die Mosel, das andere fraß sie selbst. Als es die Leute im Orte erfuhren, fingen sie das Felsenfräächen und verbrannten es auf einem Scheiterhaufen. Nachher soll sie noch öfters gesehen worden sein, besonders von Weibern, die des morgens früh zur Mosel waschen gingen.

Böschgretchen

Nicht immer aber sind diese wilden Weiber solche Scheusäler, im Wölfragrond bei Heßlingen wurde vorzeiten eins gesehen, das Böschgretchen nannte man sie; die war größer, aber auch schöner als die menschlichen Weiber. Freilich auch sie war den Leuten unheimlich, niemand ging gern da vorbei, obwohl noch keinem was geschehen war. Der alte Burgklees, ein beherzter Mann, wagte es einmal doch, wie er von Remich kam. Bei dem Sumpfe dort zögerte er aber doch einen

Digitized by Google

Augenblick; na, sagte er zu sich, du gehst voran, und wenn's der Teufel wär'! Noch einen Schritt weiter, da ruft's hinter ihm: „Klees, Klees, wart, wart!" Er sieht sich um, da steht das Böschgretchen da. Jetzt ist ihm auch aller Mut weg, er will laufen, der Boden unter ihm sinkt. Zum Glück ist er noch nicht weit voran in dem Sumpf, kann noch auf die Seite springen. Ganz außer Atem und bleich wie ein Tuch kam er zu Haus an und brach bei der Tür zusammen. Diese Geschichte vom Böschgretchen spielt aber, wie nicht selten solche Waldgeistersagen, in den Seelenglauben hinüber, denn es wird von ihr erzählt, sie sei in diesen Sumpf verwünscht gewesen, und eines Tages habe man sie tot im Wölfragrund gefunden, bis an die Knie im Schlamm. Und sie sei dann in Ellingen begraben worden, vorn auf dem Friedhof, wo später die Mauer hinkam, so daß sie nun unter der Mauer liege. Alle sieben Jahre aber kommt sie nachts wieder nach dem Sterbeplatz, und in Sturmnächten hat man sie oft jammern gehört.

Von Liebe und Ehe der Waldfrauen hört man in den Sagen mancher andern Waldländer — die Eifel war ja auch einmal ein solches — und von der Wehklage des Waldweibchens um seinen Mann. An der Hohen Acht, so heißt es nun, hörte man zuzeiten Frau Holle klagen um ihren verlorenen Gatten. Und sie ist ja auch eine Herrin der Wälder und Berge, wie die wilden Frauen, und wenn wir einer Sage aus Dondelingen (im Luxemburgischen) glauben dürfen, so wohnte Frau Holle dort in einem Felsen am „Fäsch" als Mutter einer Wichtelfamilie. Frau Holle

Von den Wichteln wußte man früher viel zu erzählen, so heißt es in einer Sage aus Bleialf: Die Wichterchen, das waren ganz kleine Leute, nur so einhalb bis einen Fuß hoch, und so dünn, daß sie durch gewöhnliche Felsenritzen schlüpfen konnten. Sie wohnten in Felsen, die viele Höhlungen hatten, am liebsten nahe bei Quellen und Bächen; es waren oft sehr viele beisammen, ob sie aber in Familien lebten oder als ein ganzes Volk, weiß man nicht, denn in ihre Wohnungen ist niemand gekommen. Es waren genügsame und friedliche Leutchen und dabei Meister in vielen Künsten, schmiedeten die feinsten Arbeiten in Eisen, Gold und Silber, manche schneiderten und schusterten auch. Hatte man etwas zu flicken und trug es ihnen am Abend nebst etwas Geld vor ihre Höhlen, so lag es am Morgen sorgfältig und fein ausgebessert wieder vor der Höhle. — Am Tage sonnten sie sich zuweilen vor ihren Felsen oder plätscherten im Bache; kam aber ein Mensch, so huschten sie geschwind wieder in ihre Felsen. Des Nachts wanderten sie viel umher. Wichterlei

Digitized by Google

Solche Wichtercher wohnten früher in der Nähe von Schlierbach, in der Himmelsgebinnerlei an der Alf, bei Steinbach am Fuß der Schneifel in der Wichterlei, auch in einem Felsen desselben Namens bei Lommersweiler (Bezirk Aachen), wo sich der Rodderbach („böser, rasender Bach") in die Our ergießt, im Eisborn. Im Dorfe dort, in Schlaperts-Haus war ein Mädchen, auf das war ein Wichtchen ganz versessen. Einmal kam nun ein Mann aus dem Haus, der „Nelles" (Cornelius) „zur Wichterlei", da traf er zwei, die hatten einen großen Haufen Geld in die Sonne gelegt, um es vom Schimmel zu reinigen. Der Mann fragte, ob er nicht etwas davon abkriegen könnte. Ja, das könnte er wohl; ob er einen Buschsester oder einen Haussester voll haben wollte. Und als er nach dem Unterschied fragte, erklärten sie es ihm: ein Buschsester wär bloß ein Hutvoll, ein Haussester aber der gewöhnliche. Da sagte der Nelles: „Dann muß ich schnell meinen Sester holen gehen." Als er aber mit seinem Sester kam, da waren Wichterchen und Geld fort, nur noch ein paar Kupferstücke lagen da. Nelles las sie auf und sprach ärgerlich: „Mord-en-ken-enn! wärst du nur mit dem Buschsester zufrieden gewesen."

Jetzt sind die Wichtercher fort, aber die Eingänge zu ihren Wohnungen, zwei Löcher, etwas größer wie Fuchslöcher, sind noch in der Lei zu sehen. Da sind einmal zwei Jungen mit einem Licht hineingekrochen und haben auch Geld gefunden, aber sie verirrten sich und das Licht ging ihnen aus. Als die Leute sie nicht errufen konnten, mußte der Kuhhirt mit seinem Horn hineinblasen. Da fanden die Jungen sich glücklich wieder hinaus.

Kräutermännchen

An der Kyll, unterhalb Otrang in den Bergen am rechten Kyllufer soll sich noch das Kräutermännchen zeigen, aber allemal nur, wenn pestartige Krankheiten und Seuchen herrschen. Zum erstenmal ist es gekommen, als der Schwarze Tod durch Deutschland ging und sich der Kaiser, wie es heißt, mit seinem Hofe auf einem luftigen Berge unter Pfalzkyll niederließ. Da suchte es am Berghang gegen den Fluß hin nachts Kräuter und legte sie in Bündlein gebunden bei einer Baumwurzel nieder, und die Leute merkten, wozu die gut waren, und machten Heiltränke daraus. Als die Pest aufhörte, verschwand das Männlein, und so macht's es bei jeder Seuche.

Einstmals stand ein Fischer nachts mit seinem Wurfgarne oberhalb der Fließemer Mühle am Kyllfluß. Er hatte schon oft sein Garn ausgeworfen, jedoch noch nicht ein einziges Fischchen gefangen. Das war ihm ein großer Verdruß; denn er hatte zu Hause zwei kranke Zwillingskinder, einen Jungen und ein Mädchen, die jedesmal, wenn die Fieber-

Digitized by Google

hitze vorbei war, sehr nach einem Fischchen verlangten. Eben wollte er an einer rauschenden Stelle noch einmal das Garn auswerfen, da sah er das Kräutermännchen am andern Ufer, ihm gegenüber, mit aufgehobenem Finger ihm drohend, und zugleich gewahrte er zwei junge Schwäne vor sich, die schwach und kraftlos stromaufwärts schwammen. Obgleich das Männchen gegenüber den Kopf schüttelte und dem Fischer ein Kräuterbündchen entgegenhielt, warf dieser doch das Garn gegen die vermeintlichen Schwäne. Als er aber das Garn leerte, fand er statt der Schwäne fünf schöne Forellen darin. Der Mann eilte, so schnell er konnte, mit den Fischen zu seinen kranken Kindern. Kaum aber hatten sie davon gegessen, so erbleichten beide. Der Knabe aber sprach, ehe er verschied: „Vater, ich und mein Schwesterchen waren am Flusse bei dir. Du hast über zwei kranke Schwäne das Garn geworfen!“

Die Neunhollen

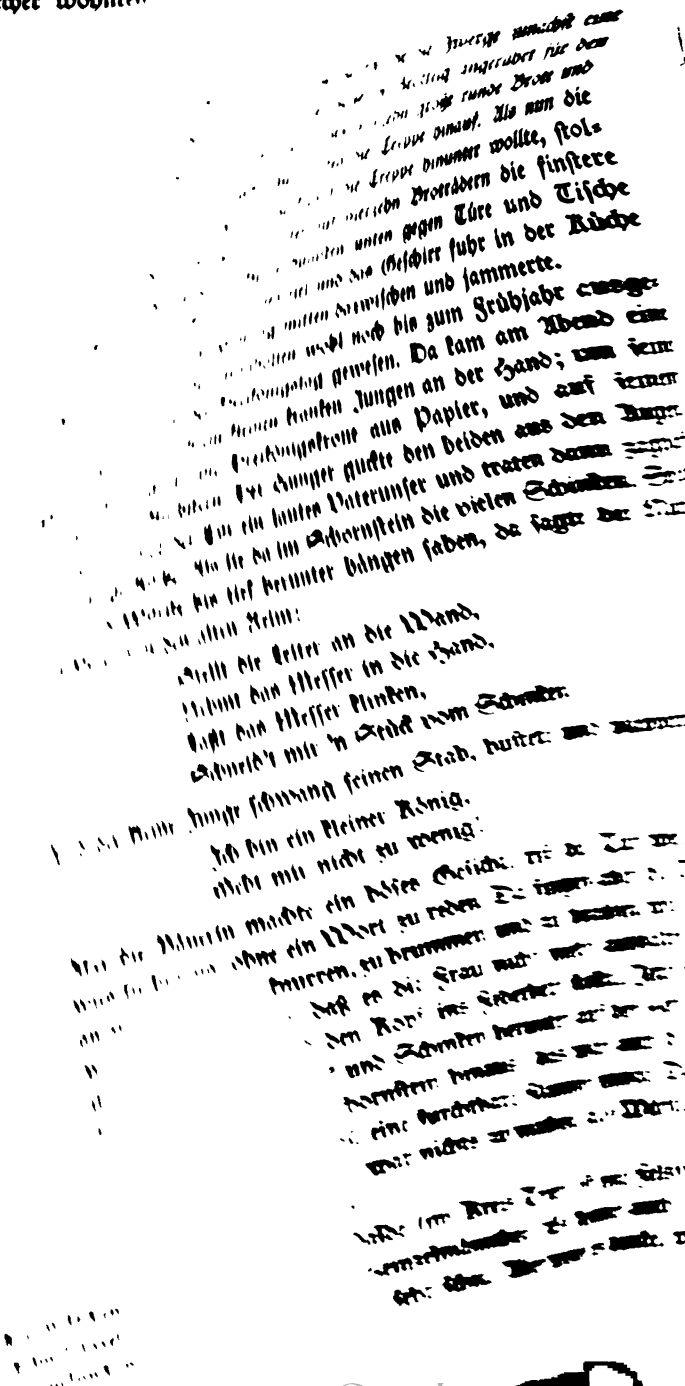
Wie dieses Männlein, so sind auch die Neunhollen im Hochpochtener Wald in manchen Dingen den kleinen Holz- und Moosleuten ähnlich, von denen besonders in den mitteldeutschen Waldländern erzählt wird. Die Neunhollen blieben Frühjahr und Sommer über in ihrem Wald, ging es aber gegen den Winter, so kamen sie heraus und hüpften auf freiem Felde so lange hin und her, bis sie der Sturmwind aufnahm und über Berg und Tal zu ihrer Winterwohnung wehte, einem alten Bauernhaus in Georgweiler. Da huschten sie in die Küche hinab und hockten sich um den Herd; freilich nur bei Nacht saßen sie dort und hüteten die Glut in der Asche. Bei Tage saßen sie in der dunklen warmen Ecke über dem Backofen und schliefen, erst gegen Abend kamen sie hervor und machten sich nützlich wie gute Hausgeister, wie wir das schon von den Zwergen im Bergischen kennen. Als kräuterkundige Waldleute machten sie sich bisweilen mit dem alten Bauern einen besonderen Spaß, indem sie ihm heimlich ein paar Blättchen Maikräuter in die Pfeife stopften. „Kathrin, wo hast du denn den feinen Tabak gekauft?“ frug dann wohl der Alte, der nichts ahnte, seine Frau.

Um Ostern herum machten sie sich wieder auf die Reise. Sie befeuchteten erst den Zeigefinger mit Speichel und hielten ihn zum Schornstein hinaus, um zu fühlen, woher der Wind wehte. Wenn es dann der richtige war, setzten sie sich frei oben hin, atmeten tief ein, damit sie recht luftig würden, und im Nu hatte sie der Wind gefaßt und weggeführt.

So waren sie manchen Winter in dem Bauernhause gewesen, aber einmal, als sie wieder kamen, war die gute alte Bäuerin nicht mehr da, eine junge Frau regierte und wollte von Neunhollen und dergleichen

Digitized by Google

Solche Wichtercher wohnten e...
der Himmelsgeh...
in der ...
weiler ...
in die ...
war e...
kam n...
lei", d...
gelegt...
nicht ...
einen ...
nach ...
bloß ...
Nelles...
mit se...
ein po...
„Mor...
wesen ...
Jetzt ...
zwei ...
Da si...
auch ...
Als d...
Horn ...
Kräuter-männchen An ...
soll si...
artige ...
komm ...
Kaiser...
Pfalzl...
nachts ...
wurze...
Heiltr...
und so ...
Einst ...
der Fli...
geworf...
ihm ein ...
kinder, ...



Digitized by Google

rumpelt es manchmal die Kinder, die noch draußen sind, mit schrecklichem Geschrei und dergleichen, und hat seinen Spaß daran, wenn sie es dann mit der Angst kriegen und weglaufen. Vor vielen Jahren ging einmal ein niedliches Mädelchen durch den Wald, dem schenkte der Zwerg allerlei schöne Sachen von Gold und Silber, und als es eines Nachts bei Mondschein die Kühe weiden mußte, lockte er es in seine Felsenhöhle und ließ es nicht mehr fort. Seitdem sitzt das Mädchen bei dem Heinzelmännchen im Berge, möchte so gern hinaus und weint sich die Augen trüb.

Von den Wichteln bei Lommersweiler (zwischen St. Vith und Reuland) sagt man, sie seien deshalb so hinter den Töchtern der Menschen her gewesen, weil sie gern größere Kinder haben wollten, sie seien ihres kleinen Wuchses überdrüssig gewesen.

Die Wichterchen bei Speicher an der Kyll (im Kreise Bitburg), die Musik und Tanz
von ihrem Felsen durch die Erde einen Gang tausend Schritte weit bis zum Flusse und bis zu dem Roeler Walde hatten, ließen sich bei Tage nie sehen, und gingen nur nachts aus, man sah hernach dann ihre Fußtapfen vor der Höhle. Einst war eine Hochzeit in Speicher und Musik dabei. Die Wichterchen, durch die Musik angelockt, näherten sich dem Hochzeitshause, wurden aber, da es Mondschein war, bemerkt und von den hochzeitlichen Leuten und Gästen verfolgt. Dabei flohen sie so schnell, daß man sie nicht einzuholen vermochte. Ein Wichterchen aber verlor auf der Flucht einen Schuh, und dieser war von Silber. Von dieser Zeit an hat man von den Wichterchen nichts mehr gehört. Die Nachkommen der hochzeitlichen Leute sind aber so klein geblieben, daß noch heute die „Strünkelcher" heißen.

Tanzen taten diese Erdmännchen überhaupt gern. In früheren Zeiten, als das Schloß zu Blankenheim noch stand und von den Grafen bewohnt war, hörte man sie an den Quatembertagen oft in der Nacht in dem sogenannten steinernen Saale. Sobald sie ihre Tänze begannen, öffneten sie alle Fenster des Saales, war die Lustbarkeit aber beendet, so wurden die Fenster wieder geschlossen. Diese Männchen wurden oft nachts von wachehaltenden Soldaten bemerkt, besonders zwischen 11 und 12 Uhr. Sie erschienen dann in Gestalt einer Gerte, auf welcher aber ein unförmiger Kopf stak. Aus dem steinernen Saale kamen sie die Treppe herunter, traten durch eine Falltür, die sich hinter ihnen mit großem Getön zuschloß, in einen langen Gang und von da in den dunklen Burgkeller, wo sie verschwanden. Sobald die Wachtposten die Männchen die Treppe herunterkommen sahen, traten sie aus dem Gange in den Hof und ließen sie ungestört vorüberziehen. — Mit dem Schloß-

Digitized by Google

dummem Zeug nichts wissen. Da gaben ihr die Zwerge zunächst eine Lehre. Am Abend hatte die junge Bäuerin Brotteig angerührt für den andern Tag. Da buken sie des Nachts vierzehn große runde Brote und stellten sie paarweise zum Ausdunsten die Treppe hinauf. Als nun die Frau des Morgens in der Dunkelheit die Treppe hinunter wollte, stolperte sie und sauste holterdipolter auf vierzehn Broträdern die finstere Treppe hinab. Und die Brote bumsten unten gegen Türe und Tische und Stühle und Ständer, alles fiel und das Geschirr fuhr in der Küche herum, und die junge Frau lag mitten dazwischen und jammerte.

Trotzdem hätten die Neunhollen wohl noch bis zum Frühjahr ausgehalten, wäre nicht der Dreikönigstag gewesen. Da kam am Abend eine arme Witwe mit ihrem kleinen kranken Jungen an der Hand; um seine Pelzmütze trug er eine Dreikönigskrone aus Papier, und auf seinem Stecken einen Blechstern. Der Hunger guckte den beiden aus den Augen. Sie sprachen vor der Tür ein lautes Vaterunser und traten dann zaghaft in die große Küche. Als sie da im Schornstein die vielen Schinken, Speckseiten und Würste bis tief herunter hängen sahen, da sagte die Mutter voll Vertrauen den alten Reim:

Stellt die Leiter an die Wand,
Nehmt das Messer in die Hand,
Laßt das Messer klinken,
Schneid't mir 'n Stück vom Schinken!

Und der kleine Junge schwang seinen Stab, hustete und plapperte:

Ich bin ein kleiner König,
Gebt mir nicht zu wenig!

Aber die Bäuerin machte ein böses Gesicht, riß die Tür weit auf und wies sie hinaus, ohne ein Wort zu reden. Da fingen aber die Neunhollen an zu schimpfen, zu knurren, zu brummen und zu braüsen, wie ein Sturmwind, so fürchterlich, daß es die Frau nicht mehr aushalten konnte, in ihre Kammer lief und den Kopf ins Federbett steckte. Jetzt schmissen die Neunhollen allen Speck und Schinken herunter auf den Herd und kletterten rasch durch den Schornstein hinaus; das war auch die höchste Zeit, denn hinter ihnen schoß eine furchtbare Flamme empor. Das ganze Dorf lief zusammen, aber da war nichts zu machen, alle Würste, Schinken und Speckseiten waren hin.

Das Mädchen beim Heinzelmännchen

Im Sirzenicher Walde (im Kreis Trier) ist eine Felsspalte, darin sitzt tief im Berg das Heinzelmännchen. Es kommt auch wohl bei Tage heraus, ist dann aber sehr scheu. Aber wenn es dunkel wird, dann über-

Digitized by Google

rumpelt es manchmal die Kinder, die noch draußen sind, mit schrecklichem Geschrei und dergleichen, und hat seinen Spaß daran, wenn sie es dann mit der Angst kriegen und weglaufen. Vor vielen Jahren ging einmal ein niedliches Mädelchen durch den Wald, dem schenkte der Zwerg allerlei schöne Sachen von Gold und Silber, und als es eines Nachts bei Mondschein die Kühe weiden mußte, lockte er es in seine Felsenhöhle und ließ es nicht mehr fort. Seitdem sitzt das Mädchen bei dem Heinzelmännchen im Berge, möchte so gern hinaus und weint sich die Augen trüb.

Von den Wichteln bei Lommersweiler (zwischen St. Vith und Reuland) sagt man, sie seien deshalb so hinter den Töchtern der Menschen her gewesen, weil sie gern größere Kinder haben wollten, sie seien ihres kleinen Wuchses überdrüssig gewesen.

Die Wichterchen bei Speicher an der Kyll (im Kreise Bitburg), die Musik und Tanz
von ihrem Felsen durch die Erde einen Gang tausend Schritte weit bis zum Flusse und bis zu dem Roeler Walde hatten, ließen sich bei Tage nie sehen, und gingen nur nachts aus, man sah hernach dann ihre Fußtapfen vor der Höhle. Einst war eine Hochzeit in Speicher und Musik dabei. Die Wichterchen, durch die Musik angelockt, näherten sich dem Hochzeitshause, wurden aber, da es Mondschein war, bemerkt und von den hochzeitlichen Leuten und Gästen verfolgt. Dabei flohen sie so schnell, daß man sie nicht einzuholen vermochte. Ein Wichterchen aber verlor auf der Flucht einen Schuh, und dieser war von Silber. Von dieser Zeit an hat man von den Wichterchen nichts mehr gehört. Die Nachkommen der hochzeitlichen Leute sind aber so klein geblieben, daß sie noch heute die „Strünkelcher" heißen.

Tanzen taten diese Erdmännchen überhaupt gern. In früheren Zeiten, als das Schloß zu Blankenheim noch stand und von den Grafen bewohnt war, hörte man sie an den Quatembertagen oft in der Nacht in dem sogenannten steinernen Saale. Sobald sie ihre Tänze begannen, öffneten sie alle Fenster des Saales, war die Lustbarkeit aber beendet, so wurden die Fenster wieder geschlossen. Diese Männchen wurden oft nachts von wachehaltenden Soldaten bemerkt, besonders zwischen 11 und 12 Uhr. Sie erschienen dann in Gestalt einer Gerte, auf welcher aber ein unförmiger Kopf stak. Aus dem steinernen Saale kamen sie die Treppe herunter, traten durch eine Falltür, die sich hinter ihnen mit großem Krachen zuschloß, in einen langen Gang und von da in den dunklen Schloßkeller, wo sie verschwanden. Sobald die Wachtposten die Männchen die Treppe herunterkommen sahen, traten sie aus dem Gange in den Hof und ließen sie ungestört vorüberziehen. — Mit dem Schloß-

Digitized by Google

keller begnügten sich die Männchen jedoch nicht. Sie stiegen mitunter auch auf den Speicher des Schlosses, füllten Säcke mit Korn und warfen sie über 100 Schritte weit durch die Luft, wo sie dann mit einem Klatsch, wie ein Wassersack auf einen Stein, zur Erde fielen.

Nicht immer waren die lustigen und listigen Männchen auf dem Schlosse. Waren sie aber anwesend, so leisteten sie dem Schloßherrn manchen guten Dienst, sie wiegten und bewachten sogar die Kindlein des Grafen.

Als gute Bäcker, Spender trefflichen Brodes, gute Geister des Feldbaus erscheinen die kleinen Leute dann im benachbarten Luxemburgischen, auf dem Osling und im Gutlande. Sie wohnen da in ihrer Wichtelcheslê oder in Hügeln — eine Anhöhe bei Beggen heißt z. B. noch op de Wichtelcher — solche und ähnliche Flurnamen finden sich häufig — oder sie haben ihre Wohnungen, Gänge und Backstuben auch gleich unter dem Acker.

Wichtelbrot

Ein Bauer aus Beggen, aus dem Krellenhause, fuhr eines Tages dort am Pflug. Da hörte er Stimmen unter dem Boden, welche riefen: „Back mir einen Flauch! mir auch! Mir auch einen Flauch!“ Im Scherz rief er: „Mir auch einen Flauch!“ und ging dann fort. Als er am anderen Tage zurückkehrte, fand er ein kleines Brot auf dem Pfluge. Er nahm es mit nach Hause und er und seine Familie aßen täglich davon, ohne daß das Brot abnahm, so oft sie auch davon schnitten. Dem Bauer glückte von nun an alles und er wurde ein wohlhabender Mann. Auf dem Brot aber stand geschrieben, der Bauer dürfe niemand verraten, woher er es habe. Eines Tages jedoch kam ein Bekannter ins Haus. Man legte ihm, wie es damals Brauch war, das Brot vor, damit er sich davon nähme. Als jener aber dankte, entschlüpfte dem Bauer das unbedachte Wort: „Iß nur davon, es ist Wichtelbrot.“ Von demselben Augenblick nahm das Brot ab, und es blieb bald nichts mehr davon übrig.

Nach der Erzählung anderer, die nichts von der Aufschrift auf dem Brote wissen, sagte einst die Nachbarin: „Wie? Ihr verkauft euern Weizen und euer Korn und habt doch immer Brot?!“ Da erzählte die Hausfrau von dem Brote, das wunderbarerweise nicht abnehme. Sobald sie aber das Geheimnis ausgeplaudert hatte, wurde das Brot wie andere Brote, und bald war nichts mehr davon übrig.

Pferdezucht und Hirtenzucht

Diese Geschichte kehrt, wo man im Luxemburgischen von den Wichtelchen was weiß oder wußte, immer wieder. In der eigentlichen Eifel dagegen findet man sie kaum, die gibt eben ihren Bewohnern meist nicht so gutes Brot; so schreibt schon Münster von ihr: „Dies Land bringt auch

Digitized by Google

Frücht für ſich, ausgenommen, da es ſo gar rauh iſt, bringt es Habern, aber wenig andere Frücht." Auch die guten Pferde, die Luxemburg liefert, verdankt es der Hilfe der Wichtelmänner. In einem Hauſe zu Berg fanden ſich beſtändig welche ein, die fütterten die Pferde und machten ſie fett, ohne ihnen Heu zu geben. Und einem Manne aus Eſch, der abends ſeine beiden Pferde in die Nähe der Katzelê bei Lulzhauſen auf die Weide trieb und dort einſchlief, kämmten die kleinen Leute, die in dem Felſen hauſten, allemal den Schimmel ſauber, der Rote aber war nie angerührt, wenn der Mann erwachte. Das Wichtlein zu Bollendorf erzog einen jungen Burſchen, der das Dorfvieh ſehr liederlich hütete, zu einem ordentlichen Hirten. Der Bengel trieb nämlich immer die Kühe ſo ſpät wie möglich auf die Weide und möglichſt früh wieder ins Dorf zurück. Da geſchah es einſt, daß eine glänzend weiße Kuh mit goldenen Hörnern aus dem nahen Walde hervor kam, ſich auf der Wieſe zu den Bollendorfer Kühen geſellte und mit ihnen graſte. Als der Burſche wieder wie gewöhnlich ſeine Kühe viel zu früh nach Hauſe treiben wollte, konnte er ſie nicht fortkriegen, keine wollte die Weide vor der fremden Kuh verlaſſen. Da mußte er bleiben, bis es Nacht wurde und die fremde Kuh wegging. Ebenſo ging es an den folgenden Tagen. Als nun eines Abends die weiße Kuh noch länger auf der Weide geblieben war, folgte er ihr, wie ſie nun endlich ging, in den Wald, um zu erfahren, was das eigentlich mit der fremden Kuh zu bedeuten habe. Zwiſchen Felſen und Geſträuch hindurch eilte er dem Tiere nach, bis es plötzlich in einer Felſengrotte verſchwand. Dreiſt trat er ein und ſtand vor einem häßlichen Zwerge, der fragte ihn zornig, was er hier zu ſuchen habe. Da forderte der Burſche Lohn für die Hut der weißen Kuh. „Unverſchämter Bengel!", rief der Zwerg, „mein Tier bedarf deiner Hut nicht, und nur deshalb iſt es in die Wieſe gekommen, um dich zu zwingen, daß du deine Herde beſſer beſorgſt. Doch den Lohn, den du verlangſt, ſollſt du haben." Damit langte der Zwerg aus einer mit Gold und Silber gefüllten Truhe eine alte wertloſe Münze. „Ich bezahle dich nach deinem Verdienſt," ſagte er und warf dem Burſchen die Türe vor der Naſe zu.

Zwergengold

Von dem Reichtum der Wichteln wußte man hier überhaupt manches zu erzählen. Die Zwerge im Scheuerbuſch bei Vichten hatten ſo viel, daß ſie ihre Mäuſe mit Gold fütterten. Man will wenigſtens deren geſehen haben, die mit einem Goldſtück im Maul herum liefen. Reicher als alle anderen aber waren die Zwerge zu Vichten; einer von ihnen ſoll einmal zu einem Stammgenoſſen aus dem Scheuerbuſch geſagt haben: „Wenn ihr Pflüge mit ſilbernem Pflugeiſen habt, ſo haben wir welche mit gol-

Digitized by Google

dener Pflugschar." Schwer reich waren auch die im Katzenfels, der am Wege von Mamer nach Kehlen liegt. Einmal, als sehr teure Zeit war, die Ernte schlecht, und zugleich lag das Boforter Hüttenwerk still, da kam spät abends im dichten Schneegestöber dort am Fels ein Mann aus Mamer vorbei, ein Vater von sieben Kindern, der hatte von seinem letzten Geld in Kehlen Brot kaufen wollen und keins bekommen. Schon hatte er den Kehlbach überschritten, da hörte er vor sich ein gewaltiges Klopfen, und wie er weiterging, gewahrte er plötzlich dem Katzenfels gegenüber auf dem Goldberg einen großen Feuerofen, um den sich allerlei Schatten bewegten. Er näherte sich unvermerkt, da sah er, es waren Wichtelmännchen, die hatten ganze Haufen Gold umherliegen und noch immer prägten sie neue Münzen. Da trat er vor und klagte sein Leid. Und die Wichtlein hatten Mitleid und erlaubten ihm soviel Gold zu nehmen, als er brauchte, um aller Not enthoben zu sein. Als er das getan hatte und den Männchen danken wollte, war alles verschwunden. Seit der Zeit hat niemand sie mehr beim Goldprägen überrascht, sooft auch die Leute aus Mamer es versuchten.

Die Bergmännchen auf der Kaul

Auf der Kaul bei Preist (im Kreise Bitburg), in der noch Schätze verborgen liegen sollen, wollte einmal vor langen Jahren eine Frau Laub sammeln. Wie sie so in Gedanken daherging, sah sie auf einmal ein Feuer, daran saßen Bergmännchen. Da kriegte sie einen solchen Schrecken, daß sie ihren Sack ausschüttete und fortlief. Als sie zu Hause ankam, sah sie noch ein Blatt am Sacke hängen, das schimmerte wie Gold, und als sie es anfaßte, war es auch wirklich Gold. Nach einiger Zeit ist sie wieder hingegangen und hat einen ganzen Sack voll Laub gesammelt, und hat sich schon drauf gefreut, wenn sie den zu Hause aufmachte; aber als sie ihn dann hernach aufgebunden hat, sind lauter Frösche herausgesprungen.

Der gebannte Zwergenbräutigam

Ein Mädchen zu Junglinster hatte sich mit einem Zwerge eingelassen — vielleicht geblendet durch den Reichtum. Als der Pastor vom Dorfe dahinter kam, nahm er das Mädchen sehr ernstlich ins Gebet, und es versprach, von dem Zwerge zu lassen. Aber sie wurde ihn nicht los, überall wußte er sie aufzufinden. Und wie sie es dem Pfarrer klagte, wußte er ihr auch keinen Rat; aber da fiel ihm ein alter Schäfer aus Beidweiler ein, von dem es hieß, daß er mancherlei geheime Mittel kennte. Er ließ ihn rufen. Der Schäfer dachte lange über die Sache nach, dann nahm er eine Handvoll Salz, löste es in Wasser auf, tauchte ein Stück Brot hinein, bestreute das stark mit Schwefel und ließ es auf dem Ofen trocknen. Das gab er nun dem Mädchen, und das nächstemal, wenn der Zwerg sie besuchte, sollte sie es vorher essen, und wenn er dann käme, sich auf den

Digitized by Google

Leib drücken. Das Mädchen befolgte den Rat und das Mittel tat seine Schuldigkeit. Der Zwerg ergriff die Flucht und ließ sich nie wieder sehen.

Auch in diesen Gegenden klingen die Sagen zuweilen, als ob von einer zwerghaften Menschenrasse die Rede wäre. Die Zwerge haben hier auch zum Teil schon menschenähnlichere Maße, sie waren etwa so groß wie drei- bis vierjährige oder gar achtjährige Kinder. (Besser hat ein Zwergname aus der Gegend von Diekirch die ursprüngliche Gestalt der Erdmännchen festgehalten, man spricht dort von den „Plattfüßchen".) Und während die Wichtelwohnungen der Eifel ein tiefes Geheimnis umgibt, weiß man hier allerlei von ihnen. Man hat im Ackerboden und sonstwo Überreste davon gefunden, klein und niedlich, aus einer Art Ziegelstein, anderwärts schön behauene Steine, ja sogenannte Aschengruben, geradeso, wie man sie in den Bauernhäusern hatte. Auf dem Berge von Walferdingen hat man nachgegraben, als man da ganz deutlich Gekicher und Geräusch unter dem Boden hörte, und fand nach kurzer Arbeit schön aufgebaute Räume, viel Küchengeschirr und anderes Gerät, das die Wichtlein den Leuten gestohlen haben sollen; die Wichtel waren natürlich fort.

Wichtel, Heiden und Tempelherren

So werden sie gelegentlich auch mit den „Heiden" in einem Atem genannt, d. h. den Zigeunern. Von den Zigeunern ist es nicht weit zu den Räubern, so heißt es hier auch einmal, von den Wichtelchen bei Ettelbrück auf der Nuck, sie hätten ihren Pferden die Hufeisen verkehrt aufgeschlagen, so daß man ihnen nie recht auf die Spur kam; das wird aber sonst von Raubrittern erzählt, und von den gottlos-räuberischen Tempelherren, und so mengt dann die Sage hierzulande gelegentlich seltsam diese und die Erdmännchen durcheinander: die Templer auf dem Pirmeskapp bei Buderscheid, meint das Volk, das seien so kleine Männlein, Wichtelcher, gewesen, die hätten in unterirdischen Wohnungen aus Ziegelstein gehaust und das Heiligtum des Berges bedient; ebenso in der Heidenkirch am Heiderscheider Grund. Und bei Diekirch erzählt man, in einer Schlucht zwischen diesem Orte und Ingeldorf hätten sich gewöhnlich die Tempelherren versammelt, das wären eine Art Kobolde gewesen, die unter der Erde hausten.

Berggeister

Im Schleidener Tal wird von einem Erdmännchen erzählt, das zeigte sich einst in einer Erzgrube bei Kall einem Jungen und winkte ihm. Der Junge folgte, und sie stiegen an einer Strickleiter in die Tiefe hinab. Da war das gediegenste Erz in Hülle und Fülle, und das Männchen sagte, er solle Arbeiter mitbringen, die alles in einem Korbe heraufzögen.

Digitized by Google

Zugleich aber verbot es ihm streng, irgend jemand zu verraten, wie er zu dem Schatz gekommen wäre; sonst würde es ihn umbringen. Der Junge holte nun Leute herbei; stieg dann wieder an der Strickleiter hinab, und die Arbeiter konnten das Erz kaum heraufkriegen, soviel war es. Nun versuchten sie natürlich alles mögliche, hinter das Geheimnis zu kommen, aber der Junge nahm sich sehr zusammen. Doch eines Tages ließ er sich bereden, mit ins Wirtshaus zu gehen, und da machten sie ihn betrunken und lockten alles aus ihm heraus, was sie wissen wollten. Als sie nun den andern Tag wieder zu der Erzgrube gingen und der Junge hinabstieg, kam auch sofort das Erdmännchen wieder, aber nicht wie früher, um Erz zuzutragen, sondern es erwürgte ihn, steckte ihn statt des Erzes in den Korb und ließ die Arbeiter ihn so heraufziehen. Von der Stunde an wurde kein Erz mehr in der Grube gesucht.

Das war nun kein eigentliches Erdmännchen, kein Zwerg mehr, sondern einer von den Bergwerksgeistern, die den Menschen zuweilen ein großes Glück in den Schoß werfen, aber man soll sich in ihrem Reich nicht zu sicher fühlen, noch sind wir nicht Meister über sie, und jede Beleidigung, jeden Verstoß gegen ihr Gebot können sie furchtbar ahnden.

Der Tanzberg

Vor Jahrhunderten war der Reichtum an Bleierzen im Tanzberge (zwischen Dottel und Keldenich im Urfttal) so groß, daß die Rede ging, der Bergmann in der Grube könne schneller ein Malter Korn verdienen als der Müller es mahlen. Aber die Bergleute wurden dadurch so übermütig, daß sie sich sogar im Berge einen Tanzsaal und Kegelbahnen anlegten, und auf denen mit Holländer Käsen kegelten. Fast jeden Tag wurde da unten zum Tanze aufgespielt, und mancher verbrachte selbst den heiligen Sonntag dort. Dies wüste Wesen mochte der Berggeist nicht mehr dulden. Er warnte erst durch erschreckende Töne und dumpfes Rollen im Innern des Berges. Und als das nichts half, da stürzten eines Tages, als wieder alle Knappen nach der Arbeit auf den Tanzboden im Berge gingen, die Wölbungen zusammen und begruben die Bergleute samt dem Erzreichtum des Berges. Nur eine Frau, die gerade ihren Mann von dem wilden Gelage wegholen wollte, wurde durch unsichtbare Hand zutage gehoben und entging dem allgemeinen Verderben. Seitdem stand der reiche Schacht verlassen, allemal am Jahrestage des Unglücks aber hört man drinnen die Geigen aufspielen und sieht einen Glanz wie von vielen Lichtern.

Ähnliches wurde schon vom Lüderich und Eselsberg im Bergischen erzählt, aber die Eifeler Sage steigert noch den Frevel und die wilde Genußgier. Und sie läßt die Strafe durch den Berggeist vollziehen. Viel-

Digitized by Google

leicht war es der Geist eines Bergmeisters, dem einst sein Bergwerk so ans Herz gewachsen war, daß er sich auch nach dem Tode nicht davon trennen konnte und immer nach dem rechten sehen mußte. Und daß die Bergleute den Sonntag nicht inne hielten, hat den Alten wohl besonders empört; so erging auch das Strafgericht über den Tanzberg am St. Jakobstage — nach andern an Fronleichnam, gerade als in der fast leeren Kirche der erste Segen gesprochen wurde.

Der Goldberg bei Ormont

Nahe bei Ormont liegt der Goldberg (der Ort Ormont selbst soll davon den Namen haben), dort am Nordabhange soll in alten Zeiten eine Goldgrube gewesen sein. Zwei Fuhrleute hatten einst ihr Fuhrwerk da so beladen, daß sie nicht aus der Kaul heraus konnten. Da sagte der eine: „Wenn Gott will, so kommen wir heraus", der andere aber: „Gott mag wollen oder nicht, wir kommen heraus." In demselben Augenblick tat sich die Erde auf, und der Lästerer mit seinem Fuhrwerk versank. Seitdem aber wurde an der Stelle nicht mehr nach Gold gegraben. — Von der Sünde gegen das Heilige, gegen heilige Tage, heilige Namen, gegen Menschen und Dinge, die dem Heiligen dienen oder irgendwie geweiht sind, und von der Vergeltung, die stets darauf erfolgt, wissen die Menschen der Eifel viel zu sagen. Es ist ihnen solche streng festgehaltene Überlieferung wie ein Schutzwall gegen die verhaltene Leidenschaft, die in ihnen lebt und die bisweilen jäh und wild durchbricht.

Das Maifeld und die Maare

Der Laacher See

Wo jetzt der Laacher See liegt, stand vorzeiten eine stolze Feste oder sogar eine große Stadt. Aber die Bewohner führten ein so wüstes gottloses Leben, daß sich die Erde auftat und alles verschlang; den tiefen Abgrund füllte der See aus, der aus dreitausend Quellen entstanden ist. Nach einer andern Sage soll es ein Kloster sein, das in der Tiefe versank, weil seine Insassen es so schlimm trieben, und mitternachts will man noch den Chorgesang aus dem See gehört haben.

Um zu erkunden, was an alledem wäre, ließen die Mönche der Abtei Laach einst zwei Taucher aus Holland kommen. Die stiegen wirklich hinab; der eine kam bald wieder und hatte nichts gesehen, der andere aber blieb aus. Um ihn zu suchen, tauchte der erste noch einmal, brachte ihn auch nach einer Weile mit nach oben und erzählte, sein Geselle habe im Schalloch eines Glockenturmes gesessen, und immer nur in die Tiefe geschaut und geschaut, und sich und alles vergessen. Und nun fing der andere an zu erzählen und wußte nicht Worte genug zu finden von der prächtigen Stadt, die er da tief unter sich gesehen habe, und von den

Digitized by Google

großen Paläſten und Kirchen, von den Leuten auf den Straßen und ſo fort. Aber um keinen Preis wollten die beiden noch einmal hinabtauchen.

Denn wer weiß, wohin ſie geraten wären. Der See ſoll ſehr tief ſein und mit ganz weit entfernten Gewäſſern in Verbindung ſtehen; mit dem Atlantiſchen Ozean ſogar. Daß er unterirdiſch mit dem Rhein zuſammenhängt, hat man jedenfalls feſtgeſtellt. Man hat ein Teil Häckſel feſt verpackt in den See gelaſſen, und das iſt am Binger Loch wieder zum Vorſchein gekommen, und rückwärts, von da zum See, hat man es auch verſucht und es iſt auch gegangen. Und im Burggraben des Schloſſes Aremberg, das im oberen Ahrgau auf einem 2000 Fuß hohen Gipfel liegt, ſoll ein kleiner Weiher geweſen ſein, der war unergründlich tief. Einmal ſind da einem Kutſcher des Grafen die Pferde mit dem Wagen durchgegangen, in den Weiher hinein, und nach Jahr und Tag ſind ſie im Laacher See wieder aufgetaucht. Auch die alten Geographen wußten allerlei Merkwürdiges von ihm zu berichten: „In dem See zu Laich," ſagt z. B. Sebaſtian Münſter in ſeiner Kosmographie, „findt man Stein grün, gelb und rotfarb gleich den böſen Smaragden und Hyazinthen". Und alter Glaube iſt es ſchon, kein Vogel könne über den See fliegen, ohne herab zu ſtürzen; neuere Naturforſcher führen dieſe Sage zurück auf die naturgeſchichtliche Tatſache, daß am nordöſtlichen Rand des Sees aus einer Grube Kohlenſäure ausſtrömt. Und es iſt noch keine hundert Jahre her, da wurde in einer vormärzlichen Novelle erzählt, man habe über dem Laacher See eine Piſtole abgeſchoſſen und da ſei die ganze Atmoſphäre krachend und funkenſprühend explodiert.

Die Fiſche im Laacher See wollen nur immer einen beſtimmten Fiſcher zum Herrn haben und kennen ſeine Stimme ganz genau. Wenn der regierende Fiſcher alt wird, ſo macht er ſich Körbe aus Weiden vom Seeufer und hält ſie ins Waſſer; dann ſchwimmen die Fiſche ganz gehorſam hinein; aber er ſelber muß ſie gemacht haben, und nur aus den Seeweiden, ſonſt tun es die Fiſche nicht. Wenn der Fiſcher ſpürt, daß er nicht mehr lange zu leben hat, wählt er ſich einen Nachfolger, lehrt ihn den Lockruf, der ſein Geheimnis war, dann ruft er die Fiſche aus dem ganzen See zuſammen und ſagt ihnen, er käme nun nicht mehr und ſtellt ihnen ſeinen Thronfolger vor. Der ſagt nun den Spruch, der die Fiſche herbeilockt, und nun kennen ſie ihn und ſeine Stimme und gehorchen ihm als ihrem Herrn.

Der See friert ſelten zu, ſo daß es die Chroniken, wenn es geſchah, immer als etwas Merkwürdiges verzeichneten. Und es ſoll dann nur im März möglich ſein, und dabei immer ein ſchreckliches Brauſen und Krachen ſich hören laſſen. Zu einer Zeit, als der See einmal zugefroren war,

Digitized by Google

wohnte der Abtei gegenüber am anderen Ufer ein Ritter, der tat, was er nur vermochte, Gott und allen guten Leuten zum Trotz; es gab keine Schandtat, die er nicht beging, und besonders die Abtei hatte schwer unter ihm zu leiden. Der Abt hatte schon von der Kanzel dagegen gepredigt, ihn beim Vogt des Klosters verklagt, bis vor den Papst war es schon gekommen, und der hatte ihn in den Bann getan, es half alles nichts, der Ritter wütete nur noch mehr gegen alles, was Kutten trug. Eines Tages schickte er nach dem Abt und den Brüdern, er liege krank auf den Tod, wolle sich mit ihnen versöhnen und bedürfe ihres Beistandes. Eine andere Sage erzählt, er habe sie zu einem Gastmahl geladen. Der Abt machte sich sogleich mit den Seinen auf und fuhr im Schlitten über den See. Kurz vor der Ankunft aber warnte sie ein Diener, es sei ein Anschlag auf ihr Leben. Sogleich kehrten sie um und nahmen auch den Warner mit. Als der Ritter es sah, setzte er ihnen mit seinen Knechten nach. Schon glaubte er, er hätte sie, und schwang das Schwert nach dem Abte, da erreichte der Schlitten das Ufer, unter dem Ritter aber und seinen Leuten brach das Eis und alle ertranken.

Gerade das Widerspiel geschah mit einem anderen Reiter. Als die Mönche an einem stürmischen dunklen Abend noch aufsaßen, pochte es zu ihrer Verwunderung an der Seepforte; ein Ritter bat um Einlaß. Er sei von seinen Feinden verfolgt worden und in größter Eile über das schöne Feld geritten, das sich im Tale ausbreite, und wisse selbst nicht, wie es zugegangen, seine Verfolger seien mit einem Male zurückgeblieben. Am anderen Morgen zeigte man ihm die Fläche, über die er gekommen war, es war der See; und wirklich waren noch hier und da die Hufspuren seines Pferdes zu sehen. Da vermochte er lange kein Wort zu sagen und gedachte des inbrünstigen Gebetes um Hilfe, das er zum Himmel gesandt hatte, als ihm die Feinde auf den Fersen waren.

Von der Gründung des Klosters wird berichtet: Nahe beim Laacher See hatten der Pfalzgraf Heinrich und seine Gemahlin Adelheid ihre Burg. In einer Sommernacht sahen sie, wie der See über und über mit kleinen Flammen bedeckt war, die bewegten sich langsam nach dem Westufer und sammelten sich dort. Da glaubten sie, das sei ein Zeichen von Gott, daß sie da ein Kloster bauen sollten. Sie säumten nicht und statteten die Stiftung mit reichen Gütern aus; aber sie starben, ehe das Werk vollendet wurde. Ihr Sohn, der Pfalzgraf Siegfried, setzte fort und beendete, was sie begonnen, und mit so frommem Eifer, daß er sogar seine Burg abbrechen ließ, um den Klosterfrieden nicht zu stören. — Nicht so rücksichtsvoll waren manche von den Geistern, die seit alter Zeit dort an-

Digitized by Google

säſſig waren, ſie blieben nach wie vor da; aber ſie ließen ſich wohl auch im Dienſte des Kloſters gebrauchen.

Geiſt bewacht einen Weinberg

Zur Zeit der Weinernte beauftragte der Gutsverwalter von Laach zwei Knechte, den Weinberg eines Kloſtergutes zu bewachen. Eines Nachts wollte einer von ihnen ſich die Wache erleichtern, er rief im Scherz den Teufel und ſagte: „Komm Teufel, bewache den Weinberg, und ich will dir Lohn geben.“ Kaum hatte er dies geſprochen, da erſchien der Teufel und ſagte: „Da bin ich. Was gibſt du mir, wenn ich die Wache übernehme?“ Der Knecht ſagte: „Einen Korb voll Trauben, unter der Bedingung, daß du Wache hältſt vom Beginn der Nacht bis Tagesanbruch, und wenn einer eindringt, du ihm den Hals brichſt.“ Dabei nahm er weder ſich ſelbſt noch irgend jemand aus. Der Teufel verſprach das. Als der Knecht abends, unbeſorgt wegen des Weinbergs, nach Hauſe kam, ſagte der Gutsverwalter zu ihm: „Warum biſt du nicht auf dem Weinberg?“ Er antwortete: „Ich habe meinen Gefährten dort gelaſſen“ — er meinte nämlich den Teufel. Der Gutsverwalter aber, der dachte, er ſpreche von einem anderen Knecht, ſagte zornig: „Geh ſchnell hin, der eine genügt nicht.“ Der Knecht ging, und als er die Warte, die außerhalb des Weinbergs iſt, mit ſeinem Gefährten hinaufſtieg, hörten ſie um Mitternacht ein Geräuſch, als ginge jemand zwiſchen den Reben hin und her. Der andere, der von dem Vertrag nichts wußte, ſagte: „Es iſt jemand auf dem Weinberg.“ Jener antwortete: „Bleib ſitzen, ich will hinuntergehen und nachſehen.“ Er ſtieg hinab, umging den Weinberg von außen, und da er keine Spur eines Menſchen an der Hecke fand, merkte er, ſein Wächter war da. Am Morgen entdeckte er alles ſeinem Gefährten, und da er dem Teufel den Korb voll Trauben zum Lohn geben wollte, ſchüttete er ihn neben einer Rebe hin. Dann ging er, und als er bald darauf mit dem Gefährten zurückkam, fand er dort auch nicht eine Beere.

Was hier in der Kloſterſage Teufel genannt wird, war wohl ein Kobold.

Der Fiſch im See zu Uelmen

Von den „namhaftigen Seen“ der Eifel nennt ſchon Münſter mit dem Laacher See zuſammen das Uelmener Maar, „die ſind ſehr tief“, ſagte er, „haben keinen Zufluß, aber viele Ausflüß und ſind ſehr fiſchreich. Im Maar zu Ulme iſt ein Fiſch, wie denn viele geſehen haben, auf 30 Schuh lang, und ein anderer auf 12 Schuh lang; die haben Hechtsgeſtalt. Und ſo ſie ſich laſſen ſehen, ſtirbt gewißlich ein Ganerb des Hauſes Uelmen, es ſei Mann oder Frau; iſt oft bewährt und erfunden.“ Die Volksſage weiß außerdem, daß dieſes Maar mit dem Laacher See in Verbindung

Digitized by Google

steht, und in ihm der oder die geheimnisvollen Fische ihren eigentlichen Aufenthalt haben und nur bei wichtigen Ereignissen die dem Hause zu Uelmen bevorstanden, sich dort im Maare zeigten. Man hat auch einmal einem Hecht eine Schelle angehängt und ihn da ins Wasser gesetzt, und der ist im Laacher See hernach gefangen worden.

Die Maarfrau

Den nördlichen Wall des Maares zu Uelmen hat man unterirdisch durchgraben, um das Wasser aus dem „großen Weiher", einem runden Kesseltale, in das Maar zu leiten (bei Wassermangel z. B.). Am nördlichen Ende dieses Wasserganges, etwa 50 Schritte vom Eingang, ist linker Hand ein „Kämmerchen", wo man beim Anlegen des Tunnels wahrscheinlich erst die Richtung verfehlt hatte. Da sitzt nun eine Frau ohne Kopf, die spinnt immerfort. Man sagt, sie habe sich in Kriegsnöten oder bei irgendeiner anderen Drangsal dorthin geflüchtet, sei aber noch von einem Mörder ereilt, der ihr den Kopf abgehauen habe.

Der Ritter im Pflug

Beim Uelmener Maar liegen die Trümmer einer alten Burg, auf der einst ein ansehnliches Geschlecht saß. Von dem frommen Ritter Philipp Hausten von Uelmen und seiner Frau, die wunderschön singen und die Harfe spielen konnte, wird eine Pilgergeschichte erzählt, die an ein beliebtes Märchen anklingt.

Ritter Hausten wurde auf der Wallfahrt zum Heiligen Grabe von den Ungläubigen gefangen genommen, die hieben ihm Hände und Fußspitzen ab, und als sie geheilt waren, spannten sie ihn vor den Pflug. Da er gar so lange ausblieb, machte sich seine Hausfrau auf, zog mit ihrer Harfe im Morgenlande umher, bis sie zu dem Herrn ihres Mannes kam, da sang und spielte sie so herrlich, daß der grausame Türke zu ihr sprach, sie möge sich eine Gnade von ihm erbitten, welche sie wolle, es solle ihr gewährt sein. Sie bat um ihren Mann, und der Herr hielt sein Wort und ließ den Ritter mit seiner treuen Frau in die Heimat ziehen, und dort auf der Niederburg bei Uelmen verlebten sie nun ihre Tage in Liebe und Eintracht.

Ein anderer Herr von Uelmen half auf dem Kreuzzuge mit das Heilige Grab erobern und brachte unter anderen Schätzen von dort etwas Erde mit, die ließ er auf einer Anhöhe niederlegen, genau so weit von der Pfarrkirche entfernt, als der Kalvarienberg von Jerusalem ist und darin ein Kreuz errichten, das jetzt das „Antoniuskreuz" heißt. Von der Stelle kann man weit ins Land sehen.

Der Jungfernweiher

Vorzeiten lebte einmal auf dem Schlosse ein Fräulein, das mochte die strenge Hut, unter der es stand, nicht ertragen, vergaß Stand und Geschlecht und gab sich einst, als sie Erlaubnis erhielt, auszufahren, dem

Digitized by Google

Diener hin, der sie allein begleitete. Der Vater war so zornig darüber, daß er an dem Orte, wo es geschehen, einen Turm bauen, ihn mit einem breiten Wassergraben umziehen und die Tochter auf Lebenszeit darin einsperren ließ. Der Turm verfiel nach ihrem Tode, das Wasser trocknete aus, aber an der Wiese, die an seiner Stelle entstand, haftete noch der Name Jungfernweiher.

Der Weinfelder See

Von einem solchen Strafgericht, wie jenes, bei dem der Laacher See entstand, erzählt uns Genaueres die Sage vom Weinfelder Maar. Wo dieses jetzt liegt, da stand einst ein Schloß, das ein Graf mit Frau, Kind und Dienerschaft bewohnte. Des Grafen Frau aber war den Armen sehr unhold und trat das Brot lieber mit Füßen, als daß sie es den Bedürftigen reichte, und das Gesinde machte es meist nicht besser. Eines Tages im Winter ritt der Graf aus, begleitet von einem Diener, einem guten jungen Burschen. Nicht weit vom Schlosse bemerkte er, daß ihm seine Handschuhe fehlten, und befahl seinem Diener, zurück zu reiten und sie zu holen. Aber als der ein Stück zurückgeritten war, hielt er ganz entsetzt sein Pferd an, alles fand er da verändert! — Das Schloß war nicht mehr, und wo es gestanden hatte, war ein Gewässer von unergründlicher Tiefe. Alles im Schlosse, Frau und Dienerschaft war darin umgekommen. Nur des Grafen Kind, ein Säugling noch, schwamm wohlbehalten in seiner Wiege dem Ufer zu. Als der Diener ganz außer sich vor Schrecken es dem Grafen berichtete, wollte dieser es nicht glauben und sprach: „Das ist so unmöglich, als daß mein ‚Falchert', worauf ich sitze, hier aus dem Boden einen Born scharrt." Aber der Graf hatte dies kaum ausgesprochen, sieh, da scharrte das Pferd und hervorsprudelte ein Born, welcher heute noch „Falchertsborn" heißt.

Man sagt noch, wenn der Himmel hell sei und kein Lüftchen den Wasserspiegel des Sees in Bewegung setze, könne man die Mauern des Schlosses in der Tiefe sehen. In der Kirche aber, die am Rande des Gewässers einsam steht, soll noch nie eine Spinne oder Spinnweb gefunden worden sein, weil der Ort sehr heilig sei.

Auch beobachtet der Landmann im Frühjahr den Wasserstand des Sees, wie das auch beim „Pulvermaar" geschieht, wo dann ein hoher Wasserstand ein schlechtes, ein niederer hingegen ein gesegnetes, fruchtbares Jahr bedeutet.

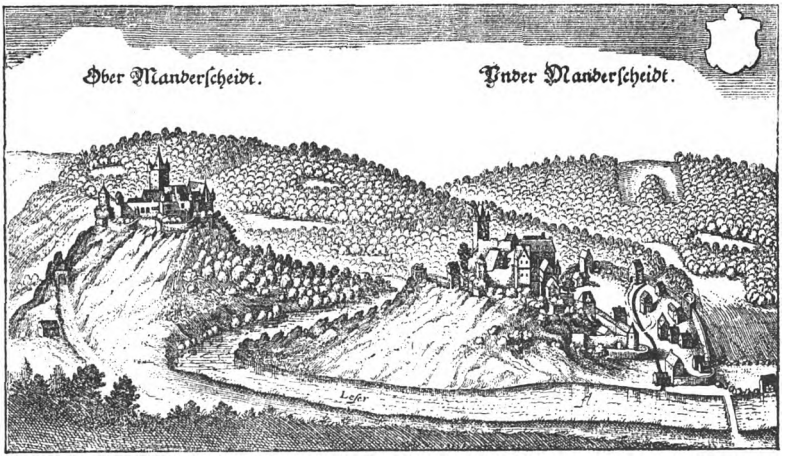
Der Schäfer am Pulvermaar

Am Pulvermaar war von alters her der Brauch, daß an einem bestimmten Tage im Frühjahr die Anwohner mit Beten und Singen einen Umgang um den See hielten. Einst aber war man darin lässig geworden und

Digitized by Google

die Feier war unterblieben; da wurde das Waſſer in ſeinem tiefen Keſſel unruhig, wallte auf, hob ſich mehr und mehr und drohte den hohen Wall zu überfluten. Ein Schäfer, der in der Nähe ſeine Herde weidete, gewahrte das. Er ahnte, warum das Waſſer zürnte, da er aber nicht Kreuz und Fahne zur Hand hatte, nahm er den Hut vom Kopfe, ſteckte ihn auf ſeinen Schäferſtab und umzog ſingend und betend den wilden See, und ſeine Schafe folgten ihm. Und wirklich, da beſänftigte ſich das Waſſer, ſank immer mehr und mehr, und als der fromme Hirt an derſelben Stelle wieder angekommen war, von der er ſeinen Bittgang begonnen hatte, da lag der Waſſerſpiegel wieder ſo ruhig wie an Tagen, wo ſich kein Lüftchen regt. Das geſchah alles zur Warnung, daß nie mehr unterbliebe, was man ſeit undenklichen Zeiten andächtig gepflegt hatte.

Manderſcheid



Im Bereich der Maare liegt auch noch Manderſcheid, einſt der Sitz eines der vornehmſten Geſchlechter in der Eifel. Die Volksſage weiß aber nicht viel Rühmliches von ihm zu berichten, danach ſcheint es, als ob ein eigener Unſtern über dem Hauſe gewaltet hätte.

Zwei Brüder des Hauſes teilten einſt das väterliche Erbe, Walter nahm die obere, Richard die untere Burg. Bald gab es Unfriede zwiſchen ihnen, und als Walter ſich zu einer Reiſe rüſtete, ließ Richard ihm heimlich eine Katze in den Beinharniſch ſtecken, da er wußte, daß ſein Bruder dieſe Tiere nicht leiden konnte. Der geriet denn auch in hellen Zorn, und um ſich an Richard zu rächen, reiſte er nach Trier und überließ dem Erzbiſchof ſeine Burg Obermanderſcheid mit allem Zubehör, behielt ſich nur die lebens-

Digitized by Google

längliche Nutznießung vor und zog so seinem Bruder einen mächtigen und gefährlichen Nachbar auf den Hals. Darüber entstand dann eine lange Fehde.

Von einer Gräfin von Manderscheid geht die Sage, sie habe, als ihr Gemahl von einem Kreuzzuge nicht wiedergekehrt sei, sich mit ihrem Hundejungen getröstet und ihn auch geheiratet. In der Kirche des ehemaligen Klosters Niederehe (in einem Seitental der oberen Ahr) seien beide später begraben und auf dem Grabstein der Gräfin zu Füßen ein Hund ausgehauen, zu Füßen ihres Mannes aber, des weiland Hundejungen, die Schüssel, aus der er einst die Hunde gefüttert habe. Gelehrte wollten aber in der Schüssel einen Helm sehen, und in dem Hunde nur das Sinnbild der Wachsamkeit und Treue und zugleich des Friedens, in den die Tote eingegangen sei.

Wie den Grafen Hans Philipp von Manderscheid seine Liebe zu der unglücklichen Jakobe von Baden in Wahnsinn und Tod trieb, ist bereits in den bergischen Sagen erzählt worden. Und das Prunkschloß, das sich anderthalb Jahrhunderte danach die Grafen von Manderscheid-Blankenheim zu Jünkerath im Kylltale erbauten, haben sie nie bewohnt. Gleich bei den Einzugsfeierlichkeiten ging es so unchristlich zu, daß ein solches Bauwerk keinen Bestand haben konnte und keinen Schutz des Himmels. Ein Blitz fuhr in den Ballsaal, die Gäste stoben auseinander und das Schloß brannte nieder.

Auf Niedermanderscheid ließ sich einmal ein Fräulein mit einem Knappen ein. Als der Graf es erfuhr, befahl er, den Knappen zu töten, die Tochter aber einzumauern und ihr täglich etwas Essen zu bringen, bis zu ihrem Tode. — Im Jahre 1844 fand man in der Nähe des Wartturmes in der Mauer eine kaminartige Vertiefung, groß genug, daß ein Mensch aufrecht darin stehen konnte. Oben war eine Offnung, durch die ein kleines Gefäß sich reichen ließ. Und als die Vordermauer niedergelegt wurde, entdeckte man in dem Verschluß ein Gerippe, ein irdenes Schüsselchen und einen Stein zum Knien.

Es scheint danach fast, als wenn der Eifeler Bauer der Ansicht wäre, daß alles Schlimme und Verdammenswerte nur außerhalb seines Standes bei den Großen dieser Welt geschähe; aber man muß zur Ergänzung im zweiten Teil dieser Sagen nachlesen, was der Mann aus dem Volke von den Übeltätern aus seinem eigenen Stande erzählt. Auch die folgende Erzählung aus älterer Zeit klingt schon anders; sie führt in Ortschaften, die zwischen den letztgenannten drei Maaren und der Mosel gegend bei Cochem etwa auf halbem Wege liegen. Im dreißigjährigen

Digitized by Google

Kriege wurde hierzulande das Brot so rar, daß selbst der reichste Bauer in Alflen seinen Ältesten ins Martertal zum Kloster schickte, bei den Brüdern dort etwas gegen den ärgsten Hunger zu erbetteln. Der Junge bekam auch einen ganzen großen Leib und ging vergnügt damit heim. Als er an die Endertbrücke kam, saß da ein Weib mit einem kleinen Kinde, so matt vor Hunger, daß sie nicht mehr bis zum Kloster hinaufkonnte, und flehte ihn um ein Stück Brot an. Aber er ging weiter und sagte, er hätte überhaupt kein Brot, er hätte bloß eine Wacke geholt zum Beschweren für das Kraut, das sie zu Hause eingeschnitten hätten. Um nicht noch einmal angebettelt zu werden, ging er von der Straße herunter querfeldein nach Hause. Als aber der Vater dann das Brot anschneiden wollte, und die hungrigen kleinen Geschwister sich schon freuten, da wollte das Messer nicht in das Brot gehen; das war zu Stein geworden. Da erschrak der Bursche, ihm fiel ein, was er der armen Frau vorgelogen hatte. Und als er's dem Vater sagte, schickte ihn der sofort zurück nach der Brücke. Er fand auch die Mutter mit dem Kleinen noch, aber sie waren tot. Da ging er zum Kloster hinauf, beichtete seine Sünde und bat, sie möchten ihn aufnehmen für immer, er wolle auch die härteste und niedrigste Arbeit tun. Nach einigen Tagen durfte er auch ins Kloster kommen und brachte das steinerne Brot mit, der Prior ließ es in der Kirche aufbewahren, so daß alle Leute, die dahin kamen, es sehen konnten. Als später die Kirche zerfiel, ist es mit verschüttet.

Das steinerne Brot

Merkwürdig ist es einem andern ehrwürdigen Überbleibsel aus dem Orte Morschweiler, der nicht weit davon liegt, ergangen. Als die Pfarrkirche zu Büchel vollendet war, trug man die hl. Geräte und Bilder aus der baufälligen Vikariekirche zu Georgweiler in das neue Gotteshaus. Nur die Reiterstatue des hl. Mauritius, die aus Morschweiler stammte, vergaß man. Die Dorfkinder spielten damit und führten das hölzerne Pferd auf den Grasplatz um die Kirche zur Weide, und eines Abends nahmen es zwei Geschwister verstohlen mit heim. Als sie groß geworden waren, kam der Heilige unters Dach; da auf dem staubigen Speicher, zwischen Spinnen und Mäusen, konnte es ihm aber wenig gefallen; zumal er durch die Dachluke die schöne Pfarrkirche sehen konnte. Eines Tages nun merkte der Bauer, daß sein Hafer, den er dem Mauritius gegenüber in der Ecke aufgeschüttet hatte, ganz bedenklich abnahm. Erst dachte er, es wären die Mäuse und hielt sich Kater und Katzen. Da es nicht half, meinte er, die Spatzen könnten es getan haben, und ließ sein Strohdach ausbessern und Drahtnetze vor die Luken ziehen. Aber der Hafer nahm immer weiter ab.

St. Mauritius auf dem Speicher

Digitized by Google

Da versteckte er sich mit zwei Nachbarn des Nachts auf dem Speicher im Stroh, um endlich den Dieb zu entdecken. Erst sahen sie nichts Verdächtiges. Aber als es zwölf schlug, da bewegte sich der hölzerne Mauritius, gab seinem Schimmel die Sporen, das Tier sprang von der Mauer herab und galoppierte nach der anderen Ecke mitten in den Hafer hinein, fraß sich tüchtig satt und ging dann gemächlich in seine Ecke zurück; dort wurden Roß und Reiter wieder unbeweglich wie zuvor.

Da ließ aber gleich am anderen Morgen der Bauer sich vom Küster die Kirche aufschließen und trug das Holzbild auf seinen Armen hinein, und so hatte Mauritius wieder einen Aufenthalt, wie er sich für einen Heiligen geziemt.

Das Maifeld

Der Pfalzgraf Siegfried, Genovefas Gemahl, ist ein anderer als jener, von dem am Laacher See die Sage ging; Genovefa gehört der fränkischen Zeit an, und daran erinnert ja auch noch der Name des Maifeldes; so wurde die fränkische Heeresversammlung genannt, sie soll in dieser Gegend gewesen sein bei den „Drei Tonnen" (Tumben), drei wohl von Menschenhänden aufgeworfenen Hügeln an der Straße von Koblenz nach Trier, eine halbe Stunde südlich von Ochtendung. Dieser letztere seltsame Name wird abgeleitet von „Auf dem Ding", dort sei das Gaumal des Maienfeldes gewesen, sagt man. — Von alledem weiß man im Volke nicht mehr viel, um so mehr erzählt man von den Kirchen, auf die das Maifeld stolz ist, von der zu Münstermaifeld und besonders von der Frauenkirche bei Thür (im Kreise Mayen), wo die heilige Genovefa begraben liegt.

Der Kirchenbau zu Münstermaifeld

Münstermaifeld, einer der größeren Orte im hinteren Maifeld, hat ja den Namen von seinem schönen Münster. Als man den Plan zu diesem großartigen Bau entworfen hatte und nun an die Ausführung gehen wollte, war man in Verlegenheit um taugliche Steine und suchte vergeblich in der ganzen Umgegend danach. Dabei sah man wiederholt in dem Gestrüppe des Hatzeporter Gebirges ein wunderschön weißes Lämmchen; wenn sich ihm aber jemand nahen wollte, war es im Augenblick verschwunden. An der Stelle aber, wo man es gewöhnlich weiden sah, entdeckte man endlich eine eigene Steinart, die sich zum Münsterbau eignete. Man grub nach und fand die reichlichsten Lagen, und schnell war eine große Menge Bausteine zutage gefördert. Aber was so wundersam aufgefunden war, sollte auch nur zu Gottes Ehre benutzt werden. Eines Tages, als man bereits so viel Steine gebrochen hatte, als zum Bau der Kirche nötig war, wollten etliche Kinder wie gewöhnlich ihren Vätern, die dort arbeiteten,

Digitized by Google

das Essen zutragen; da sahen sie beim Eingange des Steinbruchs wieder das Lämmchen und riefen ganz entzückt: „O, das schöne weiße Lämmchen!“ Wie aber die Arbeiter in der Grube das hörten, kamen alle, so schnell sie konnten, herausgelaufen, um es zu sehen, keiner wollte der letzte sein. Kaum aber waren alle draußen und staunten das Wunder an, da stürzte der Steinbruch mit großem Getöse hinter ihnen ein. Alle dankten Gott auf den Knien für ihre wunderbare Rettung. Wie sie nun weggehen wollten, lagen auf einmal ihre Gerätschaften, die sie in der Grube gelassen hatten, unbeschädigt und so wie sie zusammen gehörten, auf einem der Steinhaufen. Da gab es eine neue Verwunderung und Freude, und nun zogen sie alle in die Stadt, und erzählten von den großen Dingen, die sich mit ihnen begeben hatten.

Man versuchte zwar, den eingestürzten Steinbruch wieder aufzuräumen, aber umsonst, kein brauchbarer Stein war mehr zu finden. Die gebrochenen Steine aber reichten hin, den Bau zu vollenden, so daß keiner zu wenig, aber auch keiner zu viel war.

Genovefa

Zur Zeit des Erzbischofs Hildulf von Trier geschah ein Zug gegen die Heiden. Es lebte damals in der Pfalz zu Trier ein edler Graf, der hieß Siegfried und nahm ein Weib von königlichem Geschlecht, eine Tochter des Herzogs von Brabant, Genovefa, die war überaus schön und diente Tag und Nacht der Jungfrau Maria mit solcher Liebe, daß sie ihr zu Ehren alles, was sie an zeitlichen Gütern bekommen konnte, den Armen gab. Für die Zeit seiner Kriegsfahrt aber ließ sie der Pfalzgraf auf das Schloß Hochsimmern im Mayfeldgau bringen, denn weil sie so schön war, hatte er große Sorge um sie, sie möchte ihm etwa verführt werden, und sie hatten noch keine Kinder. Die Burg aber und die Gräfin und alles Land gab er unter die Obhut des Ritters Golo, den er als einen tapferen Mann wert hielt, und ließ ihn einen Eid schwören, daß er sie ihm treulich bewahren wollte. In der Nacht vor dem Auszuge aber schlief er bei seinem Weibe und sie empfing. Als er von ihr schied, fiel sie dreimal ohnmächtig zur Erde; er hob sie auf, befahl sie der Jungfrau Maria und herzte und küßte sie mit Tränen, denn sie liebten einander sehr, und schied von ihr. Nicht lange danach aber fing Golo an ihr allerwegen mit buhlerischen Reden nachzugehen, er wisse vor übergroßer Liebe nicht, was er tue, sie solle ihn des Nachts einlassen. Aber das gute und fromme Weib wies ihn von sich und sprach, eher wolle sie sterben. Von Tag zu Tag aber wurde es sichtbarer, daß sie gesegneten Leibes war, Golo aber sah es mit Freuden. Eines Tages brachte er ihr einen falschen Brief, darin stand,

Digitized by Google

ihr Gemahl und all sein Kriegsvolk seien im Meere ertrunken. Da schrie sie auf zur Gottesmutter und fiel vor großem Schmerz in Schlaf. Im Traum aber offenbarte ihr Maria, daß ihr Gemahl noch lebe. Als sie getröstet wieder erwachte, kam Golo wieder, hatte ihr köstliche Speisen zur Erquickung bereiten lassen, schloß sie in die Arme und bedrängte sie, nun solle sie ihn zum Manne nehmen; sie aber schlug ihm mit aller Kraft ins Gesicht. Wie nun Golo sah, daß er sie nicht verführen konnte, entfernte er alle Diener und Kammerfrauen von ihr. Und als ihre Stunde kam und sie einen Knaben gebar, wagte keine der Frauen zu ihr zu gehen, außer einer Wäscherin. Doch wie sie nun so elend lag, kam ein Bote und meldete, daß ihr Gemahl lebe und in Straßburg sei. Darüber kam auch Golo, und wie er es hörte, erschrak er heftig, ging hinaus und seufzte und klagte. Das hörte ein altes Weib, das unten am Burgberge wohnte und eine abgefeimte Hexe war, das kam und fragte, was ihm fehle. Und als er's ihr klagte und ihr großen Lohn verhieß, wenn sie ihm hülfe, sprach die Alte: „Ich weiß Rat; unsere Frau Pfalzgräfin hat einen Sohn geboren; wer weiß, ob sie ihn von dem Herrn oder einem der Köche hat. Rechnet nach, es kann nur kurz vor der Abfahrt des Herrn gewesen sein; aber wer kann das genau wissen? Keiner war dabei. Geht zum Pfalzgrafen, meldet ihm, die Frau Pfalzgräfin habe ein Kind vom Koch, und ich weiß, er wird sie zum Tode verdammen, ihr aber geht frei aus." Golo tat nach ihrem Rat, und wie der Pfalzgraf die Botschaft hörte, war er von Sinnen vor Zorn und Schmerz. Der falsche Golo aber, wie ihn das böse Weib geheißen hatte, fuhr fort: „Herr, bei meinem Eid, es ist wider Eure Ehre, ein solches Weib zu haben!" Der Pfalzgraf sprach: „Und was soll ich mit ihr tun?" Da erwiderte Golo: „Ich will hingehen und sie mit dem Knaben ertränken lassen." Der Pfalzgraf hieß es ihn tun, Golo machte sich sogleich auf, kam nach Simmern, holte die Gräfin mit ihrem Knaben heraus und befahl seinen Leuten, sie beide zu töten. Und als sie fragten: „Was haben sie denn Böses getan?" Da fuhr Golo sie an: „Tut nach des Herrn Befehl, oder ihr seid des Todes." Die Knechte nahmen Mutter und Sohn und führten sie in den Wald zu den wilden Tieren, unterwegs aber fragte wieder einer von ihnen: „Was haben sie denn getan?" Und sie stritten miteinander darüber, da sprach ein treuer Diener: „Bei meinem Eid, sie ist unschuldig," und ein anderer: „Wenn man sie loslassen könnte!" Und darauf der treue: „Wir sagen ihr, wo sie bleiben soll; besser noch, die wilden Tiere fressen sie, als wir beflecken unsere Hand mit ihrem Blut." — „Aber wenn sie wiederkommen!" sprachen die anderen. Da sagte jener: „Sie muß ihr Wort

Digitized by Google

geben, daß sie hier bleibt." Und so geschah es. Einem Hunde aber, der mitgelaufen war, schnitten sie die Zunge aus, kamen wieder zu Golo, zeigten ihm die und sprachen: „Sie sind tot." Und Golo glaubte alles und lobte sie.

Die Pfalzgräfin aber mit ihrem Knaben, der noch nicht einen Monat alt war, blieb in der öden Wildnis zurück, trostlos und weinte bitterlich. Wie sie aber keine Milch für ihr Kind hatte, rief sie die Mutter Gottes an, sie in ihrer Not nicht zu verlassen, ihnen Nahrung zu geben und sie vor den wilden Tieren zu bewahren. Und alsbald vernahm sie eine liebliche Stimme, die sprach: „Meine liebe Freundin, ich werde dich nie verlassen!" Dann war es wieder still; durch die Fürsprache der hl. Jungfrau aber fügte es der allmächtige Gott, daß eine Hirschkuh kam und sich zu den Füßen des Kindes niederlegte; als die Mutter dies Wunder sah, legte sie ihr Kind der Hindin an die Zitzen und es trank. Und die Pfalzgräfin blieb dort und lebte von Kräutern, die sie im Walde fand, schichtete Holzstämme auf und zog Brombeerranken darüber, so gut sie konnte, und wohnte darunter mit ihrem Knaben.

Sechs Jahre und drei Monate vergingen so, da lud der Pfalzgraf alle seine Ritter und Vasallen zu einem Gastmahl auf den Dreikönigstag ein. Viele der geladenen Gäste trafen schon ein oder zwei Tage früher ein und der Pfalzgraf stellte ihnen eine Jagd an. Als die Jäger nun die Hunde losließen, sprang plötzlich die Hirschkuh auf, welche den Knaben nährte. Mit lautem Gekläff folgten die Hunde ihrer Spur. Der Pfalzgraf mit den Seinen folgte, so schnell er konnte. Golo aber hielt sich nicht zur Meute, sondern kam von ferne nach. Als die Hirschkuh keinen Ausweg fand, lief sie zu der Stelle, wo sie gewohnt war, den Knaben zu nähren und dort legte sie sich zu seinen Füßen nieder. Bald aber rannten die Hunde herbei und fielen die Hirschkuh an. Die Mutter des Kindes aber wehrte sie mit einem Stecken ab, so gut sie konnte. Darüber kam auch der Pfalzgraf mit seinem Gefolge zur Stelle, und als er das Wunder sah, gebot er: „Ruft die Hunde zurück." Dann redete er die Frau an, ohne sie zu erkennen: „Bist du ein Christenmensch?" Sie entgegnete: „Ich bin ein christlich Weib und ohne jegliches Gewand, wie du siehst, reich mir deinen Mantel, daß ich mich damit bedecke." Da gab er ihr seinen Mantel, und als sie ihn sich umgeworfen hatte, sprach er: „Wie hast du ohne Speise und ohne Kleidung gelebt?" — „Brot hatte ich nicht," sprach sie, „aber ich lebte von Kräutern, welche ich im Wald hier fand, meine Kleider zerfielen in den langen Jahren." — „Nun sag mir, ich bitte dich, wieviel Jahre sind es, daß du hierher kamst?" Sie sprach: „Sechs Jahre und

Digitized by Google

drei Monate." Darauf fragte der Pfalzgraf: „Wessen Sohn ist dies?" Sie antwortete: „Es ist mein Sohn." Sein Herz wurde bewegt, wie er den Knaben ansah und er fragte: „Wer ist sein Vater?" Sie sagte: „Gott weiß es." — „Und wie heißt du?" fragte nun der Pfalzgraf. „Genovefa ist mein Name." Wie er den Namen hörte, dachte er gleich an seine Gemahlin. Und es trat der frühere Kämmerer der Pfalzgräfin hinzu: „Mir ist," sprach er, „als sei es unsere Herrin, die doch schon lange tot ist. Sie hatte eine Narbe im Gesicht; laßt sehen, ob die sich findet." Alle blickten sie an und fanden es so. Da sprach der Pfalzgraf: „Sie hatte einen Treuring." Zwei Ritter traten hinzu, danach zu suchen und fanden ihn. Da umarmte und küßte der Pfalzgraf sie und den Knaben und sprach weinend: „Du bist mein Weib!" und zu dem Knaben: „Und du mein Sohn! Wessen bedarf es weiter."

Die Pfalzgräfin erzählte nun vor allen, was sich mit ihr zugetragen. Und wie noch der Pfalzgraf und die Seinen vor Freude darüber weinten, kam Ritter Golo dazu. Sogleich stürzten sich alle auf ihn und wollten ihn niederhauen. Doch der Pfalzgraf sprach: „Haltet ihn, daß wir bedenken, zu welcher Strafe er verdammt werden soll." Es geschah, da ließ der Pfalzgraf vier Ochsen holen, die noch vor keinen Pflug gespannt gewesen, zwei an die Hände und zwei an die Füße Golos binden; von denen wurde er in Stücke zerrissen. Darauf wollte der Pfalzgraf seine Herzliebste und das Söhnlein heimführen. Doch sie weigerte sich und sprach: „Maria, die allerseligste Jungfrau hat mich und meinen Knaben in dieser Wildnis vor reißenden Tieren bewahrt, ich weiche nicht von hier, ehe nicht dieser Ort ihr geweiht und geheiligt ist." Sogleich beschickte Siegfried den Erzbischof Hildulf von Trier, daß er zur Einweihung der Stätte käme. Und als Hildulf alles vernommen hatte, kam er mit Freuden und weihete am Epiphaniastage jenen Ort zu Ehren der heiligen ungeteilten Dreifaltigkeit und der allerseligsten Jungfrau Maria. Danach führte der Pfalzgraf sein Weib wieder auf seine Burg und bestellte ein großes Gastmahl, zu dem jedermann kommen durfte; seine Gemahlin aber erbat von ihm, daß er an dem geweihten Orte eine Kirche stiftete. Auch ließ er alle Speisen beschaffen, die man der Pfalzgräfin zuträglich glaubte und ließ sie aufs schmackhafteste bereiten; doch sie vertrug keinerlei Speisen, sondern nur die Kräuter, an die sie sich all die Zeit her im Walde gewöhnt hatte, und ließ sie sammeln. Sie lebte von dem Tag, da sie aufgefunden worden, vom Abend vor Epiphanias, nur noch etliche Monde und wanderte selig zum Herrn. Der Pfalzgraf aber ließ, wie er versprochen hatte, im Walde eine Kapelle zu Ehren der heiligen Jung-

Digitized by Google

frau errichten und daselbst unter Jammer und Tränen seine liebe Gemahlin beisetzen.

Am Grabe der Genovefa geschahen viele Wunder, schon am Tage, als die Kapelle eingeweiht wurde, und viele wallfahrteten dahin.

Die Wiederauffindung der hl. Genovefa wurde noch nach Jahrhunderten am Vorabend der heil. drei Könige durch ein Freudenfeuer bei der zu ihrem Andenken erbauten Frauenkirche gefeiert, wozu die Stadt Mayen die Kohlen zu liefern hatte. Und jeden Ostermontag, der für den Todestag der Heiligen, den 2. April, angenommen war, wurde eine große Prozession von Mayen nach der Frauenkirche gehalten; namentlich die Mayener beteiligten sich sehr stark daran, und zwar in zwei Parteien, die eine ganz als Ritter gerüstet, die andere als Sarazenen. Auf der Anhöhe vor der Frauenkirche schieden sich die Parteien; die Franken führte der Amtmann von Mayen, es wurde tapfer gefochten, und natürlich unterlagen die Sarazenen. Dann zogen Sieger und Besiegte andächtig in die Kirche, verrichteten ihre Gebete und lagerten sich hierauf vor dem Gotteshause zu einer tüchtigen Mahlzeit. Die Priester, die mitgingen, bekamen zwei Viertel Wein oder vier Albus. Wenn alle Feierlichkeiten beendet waren, zog die Prozession in gehöriger Ordnung wieder nach Mayen zurück. Später fiel das kriegerische Schauspiel weg und 1785 hob der Kurfürst Clemens Wenzeslaus von Trier die ganze Feier auf, als er auch so vieles andere kirchliche Gepränge abschaffte. — Bei Thür steht noch das Golokreuz, dort soll der Ritter seine Strafe erlitten haben, und da soll er auch begraben sein. Beim Bau der Bahn von Mayen nach Andernach, heißt es, habe man seinen steinernen Sarg gefunden (es war aber ein römischer). Aus seinem Grabe dürfe Golo nur die Kirchturmspitze von Frauenkirch, der Begräbnisstätte der hl. Genovefa, sehen. Nahe beim Kreuz kann man auch noch die Strecken sehen, wo die vier Ochsen die Stücke des Gerichteten hergeschleift haben, da wächst heute noch kein Gras.

Früher erzählte man auch in der Mayener Gegend, Golo sei zu gewissen Zeiten als Gespenst zu sehen auf einem glühenden Stier oder von wilden Stieren geschleift. Und wenn das St. Elmsfeuer sich zeigte auf den Kirchtürmen der Umgegend, sagte man: „Unserer Frauen Genovefa Kerze brennt." Ja sie selbst, die Heilige, soll sogar schon oft hinter dem Hochaltar ihrer Kirche gesessen und gesponnen haben. Aber nur Sonntagskinder hörten dann ihr Rädchen schnurren; andern Leuten scheint es das Plätschern des nahen Baches. Noch heute wird am Hochsimmer eine andere Genovefa-Sage erzählt:

Digitized by Google

Genovefas Ring

In alter Zeit stand auf dem Hochsimmer die Burg des Pfalzgrafen Siegfried. Alles Land ringsum gehörte ihm, auch die Jagd- und Fischgerechtsame. Am Ostabhange des Hochsimmer standen an einem kleinen Wasser ein paar Fischerhütten, die Leute hatten die Erlaubnis zum Fischen in der Nette. Als einmal Siegfrieds Gemahlin Genovefa durch den Wald und das Tal ging, verlor sie ihren Trauring und war sehr traurig darüber. Es war schon eine lange Zeit darüber vergangen, da bot einer von den Fischern am Hange schöne Bachforellen in der Burg an. Als ein Küchenjunge sie reinigte und ausnahm, fand er in einer den Ring der Pfalzgräfin. Der Koch brachte ihn sogleich zu ihr und sie hatte große Freude darüber. Der glückliche Fischer wurde reich belohnt, und das Fischerdörfchen erhielt zum Andenken vom Pfalzgrafen den Namen „Nettering", woraus später dann Ettering und weiterhin Ettringen geworden sein soll. —

Johannesknecht und Dicketrein

Daß es nicht nur zu den Zeiten der Genovefa in der Gegend dort Hexen gegeben hat, bezeugen ein paar seltsame Steine, die dort zu finden sind. Auf St. Johann am Hochsimmer diente einst ein Knecht Johannes, der freite um die dicke Katharina unten in der Mühle an der Nette. Deren Mutter war aber eine Hexe und wollte ihm die Dicketrein nur geben, wenn er aus der Kirche in St. Johann ein paar geweihte Gefäße stähle. Johannes tat es auch, und die Alte führte ihm nun die Tochter zu. Als aber das Paar den Hochzeitsweg antrat und den Berg hinan ging, wurde der Himmel ganz finster, ein Blitz fuhr herab und verwandelte das Brautpaar in Stein; und die beiden sonderbaren Felsblöcke am Weg sind der Johannesknecht und die Dicketrein.

Die Templer auf Wernerseck

Wandert man das Nettetal weiter abwärts, so kommt man im nördlichen Teil des Maifeldes zu der Burg Wernerseck; der Sage nach war sie einst ein Sitz der Tempelherren. Die sollen mit dem Teufel im Bunde gestanden haben und trieben es auch danach.

Vor dreihundert Jahren, zu der Zeit, als der Orden noch bestand, war in Deutschland ein Kaiser, der hieß Josef, der machte einst eine Wallfahrt nach dem Heiligen Lande, wurde aber in der Türkei gefangen genommen und nach Konstantinopel vor den Sultan gebracht; und als er sich für jemand anders ausgeben wollte, sagte der Sultan, er hätte längst gewußt, daß der Kaiser durch die Türkei kommen würde, die Tempelherren hätten das verraten; das seien überhaupt die ruchlosesten Verräter, die es gäbe, ihm selber, dem Sultan, hätten sie es nicht besser gemacht. Darum sollte jetzt der Kaiser entweder sein Ehrenwort geben, daß er sie

Digitized by Google

in allen seinen Ländern binnen drei Tagen ausrotten werde, oder er müsse in ewiger Gefangenschaft bleiben. Der Kaiser wählte das erste, und als er wieder zu Hause war, wurden in drei Tagen alle Templer verbrannt, nur einer, der auf Wernerseck saß und auch Werner hieß, entging allen Verfolgungen, bis ihn dann zuletzt der Teufel holte.

Von dem Gericht, das damals über die Templer erging, erzählt eine andere Sage noch: Die höchste Obrigkeit, geistliche und weltliche, sei zusammengetreten, den Orden auszurotten. Die Anklage gegen sie habe der Kaiser Josef erhoben, die Untersuchung führte eine Versammlung von 365 Bischöfen, das Urteil sprach der Papst. Danach sollte der Name und die Gesellschaft für immer abgetan sein, alle, die über fünf Jahre darin gewesen, verbrannt, die andern über Meer geschickt werden, um zeitlebens als Sträflinge gegen den Türken zu dienen, das Land der Templer aber und sonstiges Gut wurde dem Kaiser zugesprochen. Dem war das Wasser auf die Mühl, denn er brauchte Geld und viel Geld und immer Geld, ließ darum überall das Urteil verkünden, die Tempelhäuser besetzen, die Tempelherren einstecken und verbrennen. Hin und wieder aber setzten sie sich zur Wehr, besonders die auf Wernerseck. Zuletzt als die Lebensmittel zu Ende waren, mußten sie sich ergeben, die Ritter wurden nach Frauenkirchen gebracht, und die über fünf Jahre im Orden waren, verbrannt. Gleich bei den Bahnerhöf ist das geschehen, doch hat ein starker Regen mehrmals das Feuer ausgelöscht, bis daß ein Jäger, der da vorüberkam, sich ausbat, es wieder anzünden zu dürfen. Der lachte ganz freiselich, wollte gar nicht aufhören zu lachen, als die Flamme in die Höhe schlug. Man glaubt deswegen, es sei der Teufel gewesen, dem sich vormals die Ritter verschrieben hatten.

Andere Templersagen

Die Sagen von den Tempelherren gehen über die ganze Eifel hin bis in die Ardennen und andere benachbarte Landstriche. Auf ihren Burgen, heißt es, hätten sie ungeheure Schätze zusammengeschleppt, sogar goldene Armsessel hätten sie gehabt. Vormittags hätten sie noch allerlei geistliches Werk verrichtet, was ihnen ihr Orden vorschrieb, nachmittags aber und nachts seien sie auf Raub und Plünderung gegangen. Es gibt kaum eine Schlechtigkeit, die man ihnen nicht nachsagte. Sie trieben eine wüste Völlerei und Verschwendung, hielten sich Dirnen auf ihren Schlössern, übten bei den Töchtern ihrer Leibeigenen das „Recht der ersten Nacht", frevelten mit dem Brot und andern Gottesgaben wie die Bergleute im Tanzberg, und gegen ihre Bauern waren sie dabei so hart und geizig, daß sie eher das Brot verschimmeln ließen, als denen was geben. Man konnte sie lange Zeit nicht fangen, da sie ihren Pferden die Hufeisen ver-

Digitized by Google

kehrt unterschlagen ließen. Zuletzt aber kam man ihnen doch bei, und da mußten sie so Hals über Kopf fliehen, daß sie ihre Schätze lange nicht alle mitnehmen konnten; vorher aber legten sie noch selbst Feuer an ihre Häuser. — Wie man ihnen auf die Spur gekommen ist, davon weiß man im benachbarten Luxemburgischen an verschiedenen Orten zu erzählen: Ein Mann aus der Nähe vom Schloß Heringen, das damals auch den Templern gehörte, sah im Sande eine frische Hufspur, die von der Burg wegführte; da meinte er, die Räuber hätten ihre Burg verlassen, und ging frischweg auf Heringen zu. Wie er aber nahe davor war, kamen sie auf einmal heraus, und wollten ihn umbringen, damit er sie nicht verriete. Er bat aber so flehentlich, daß sie ihn los ließen, doch mußte er schwören, ihr Geheimnis keinem Menschen zu sagen. Sowie er aber in Freiheit war, dachte er: ich sage es doch, nur muß ich was ausdenken, daß ich meinen Schwur nicht verletze. Am folgenden Sonntag, als das Hochamt zu Ende war, und die Leute aus der Kirche kamen, stellte er sich vor einen Grabstein neben dem Kirchentor und fing ganz laut an zu rufen:

Dir, o Stein, sag ich's allein,
Die Heringer sind heim.
Wenn man meint, sie seien ein,
So sind sie aus;
Meint man aber, sie seien aus,
So sind sie ein.
Sie haben ihre Pferde verkehrt[1] beschlagen.

Nach der Sage vom Horner Schloß (bei Michelau am linken Sauerufer) war es der eigene Schmied der Templer, der sie auf die Art verriet, aus Rache, weil sie ihn schwer beleidigt hatten. Nun merkte man es an der Hufspur, daß die Räuber ausgezogen waren, bemächtigte sich mit leichter Mühe der Burg und verbrannte sie. — Es hat sich auch noch in den Ardennen die Sage erhalten, die Templer seien samt und sonders in einer Nacht aufgehoben und ihre Häuser zerstört worden.

Durch das Ahrtal und zur Hohen Acht

Neuenahr und Landskron

Als die Burgen Neuenahr und Landskron noch standen, lebten einst zwei Herren dort in so guter Freundschaft und Nachbarschaft miteinander, daß sie sich hoch über die Ahr weg von Burg zu Burg eine Brücke bauen ließen.

[1] „Hanne fir" das Hintere vorn.

Digitized by Google

Ihre Nachkommen vertrugen sich aber nicht so gut. Die Brücke wurde gar nicht mehr benutzt, verfiel und stürzte zuletzt ein. Einst jedoch verliebten sich ein junger Herr von Landskron und eine Gräfin von Neuenahr ineinander und denen tat es nun sehr leid um die Brücke. Aber die junge Gräfin wußte Rat. Sie schoß ein Garnknäuel, dessen Ende sie behielt, mit einem Armbrustbolzen hinüber. An dem Faden ließen sie eine haarfeine Schnur mit einem Ringe hin und herlaufen und so schickten sie einander Briefe und Liebeszeichen. Und als sie Mann und Frau geworden waren, ließen sie die Brücke wieder bauen und hielten sie in gutem Zustande, solange sie lebten. Nach ihrem Tode aber wurde sie wieder vernachlässigt und ist zum zweiten Male eingefallen und seitdem nicht wieder aufgebaut.

Der goldene Pflug im Schloßbrunnen

Von der Grafenburg auf dem Neuenahr, die ein jüngerer Zweig des Hauses Are bewohnte, ist nichts mehr geblieben, doch sollen im Burgberge große Schätze liegen, unter anderem im Schloßbrunnen ein goldener Pflug; nur weiß man die Stelle des Brunnens nicht. Aber einmal hat einem Winzer sie ein Zwerg gezeigt, zum Dank für einen Trunk Wein, und ihm gesagt, in der nächsten Vollmondnacht könne er ihn heben; aber nur, wenn er kein Wort dabei rede. Der Mann ging in der bezeichneten Nacht hin, fand den Pflug und hatte ihn schon fast oben. Da kam von der Kuppe des Ellich, drüben auf der linken Ahrseite, mit einem Schritt ein riesiger Ritter herüber, ganz glühend, und erschreckte den Schatzgräber so, daß er aufschrie; im selben Augenblick versank der Pflug wieder.

Die Burg Landskron wurde von Philipp von Schwaben im Kampfe gegen den Welfen erbaut. Als er ein Heer in das Erzstift Köln führte, fiel ihm diese Felsenkuppe an der Ahr auf; er ritt hinauf, und die herrschende Höhe mit dem einzig schönen Blick in die Nähe und Ferne gefiel ihm so gut, daß er rief: „Das ist des Landes Krone!“ und er beschloß, an dieser Stelle eine Burg zu bauen.

Die drei Jungfrauen auf Landskron

Auf der Landskrone steht, ehe man zum Gipfel gelangt, am Burgweg eine kleine Kapelle, dicht an die Felswand gelehnt. Die Basaltsäulen bilden hier eine natürliche Felsengrotte, die in den Kapellenbau einbezogen ist. Schon eine Urkunde um 1470 spricht von der „Kapelle der Jungfrau Maria beim Schloß Landskron, gewöhnlich Fünf-Jungfern-Kapell genannt“. Die Sage aber erzählt von drei Jungfrauen, mit denen sich ein Wunder zutrug. In alten Zeiten ist einmal ein feindlicher Ritter, es heißt, der von Tomberg, in das Schloß eingedrungen, als der Burgherr ausgeritten war. Die drei Fräulein von Landskron flüchteten vor dem Räuber auf die Felskante, die noch heute schroff die Kapelle überragt, und um ihre Ehre zu retten, sprangen sie auf den Felsen herab, auf dem jetzt die

Digitized by Google

Kapelle steht. Als der Ritter von Tomberg hinkam, waren sie verschwunden, der Fels hatte sich aufgetan zu einer Grotte und hinter ihnen wieder geschlossen; und drinnen entschliefen sie. Darüber kehrte der Herr von Landskron zurück, drang durch einen heimlichen Gang in die Burg und erschlug die Räuber. Im Schmerz über seine Töchter aber fand er keinen Schlaf mehr; da erschien in der dritten Nacht ein Engel, der zeigte ihm die Stelle der Felsengrotte, und dort fand er seine Mädchen wirklich. Zum Andenken an die wunderbare Rettung erbaute er dort die Kapelle.

Im zweiten Raubkriege Ludwigs XIV. nistete sich französisches Gesindel auf der Burg ein und machte das offene Land und die Straßen unsicher, so daß der Kurfürst Johann Wilhelm 1682 schließlich die Feste zerstören ließ; auch der tiefe Schloßbrunnen wurde dabei zugeworfen. Nur das Kirchlein blieb erhalten und wurde weiter benutzt. In den Trümmern des Burgstadels liegen reiche Schätze, und mancher hat schon da mit der Jakobsrute sein Heil versucht.

Die Stadt Ahrweiler soll in den frühsten Zeiten so groß gewesen sein, daß der alte im vorigen Jahrhundert niedergerissene Turm vor dem Oberntore mitten auf dem Markte der ältesten Stadt Ahrweiler gestanden hat und der Ort Walporzheim soll seinen Namen davon haben, daß dort einst die zum Walde führende Pforte von Alt-Ahrweiler gewesen ist.

Das Wahrzeichen von Ahrweiler

Die Stadt hat auch ihr Wahrzeichen, und das Wahrzeichen hat seine Sage: Der Baumeister der Laurentiuskirche wurde verlacht, als er über die ganze Kirche ein Gewölbe zu legen gedachte. Das war damals eine unerhörte Kunst. Wenn das gelinge, so spottete ein anderer Meister, wolle er an seinem eigenen Leibe eine ebenso unaussprechliche wie unmögliche Handlung vornehmen. Und als der Verspottete nun doch sein prächtiges Werk vollendete, da hat er daran auch den Neidhard in der unbequemen Stellung und dem vergeblichen Versuche, das Unmögliche zu leisten, ausgemeißelt.

Der Calvarienberg

Nahe der Stadt war auf einem Berg, die Koppe genannt, in alten Zeiten eine Richtstätte. Ein Ritter, der im Jahr 1440 aus Palästina zurückkehrte, fand die Gegend von Ahrweiler jener von Jerusalem sehr ähnlich, die Entfernung der Koppe von der Pfarrkirche zu Ahrweiler jener von Golgatha bis zum Hause des Pontius Pilatus gleich. Man verlegte daher die Richtstätte auf den Ellich, erbaute ein Kirchlein auf der Koppe und gab ihr den Namen Kalvarienberg. Diese Kapelle wurde allmählich zur jetzigen Kirche erweitert, die ein von vielen Gläubigen besuchter Wallfahrtsort ist.

Digitized by Google

Ansicht von Burg Altenahr
Lithogr. von N. Ponsart

Digitized by Google

UNIV. WOF. WICH.

Digitized by Google

Eine Kalvarienkapelle erbaute auch ein Graf von Blankenheim nach seiner Rückkehr aus Palästina auf einem Bergkegel bei Alendorf, dessen Gipfel genau so viel Schritte vom Pfarrhause und dem Bache dabei entfernt war, wie die Höhe Golgatha von dem Bach Kidron und dem Hause des Pilatus.

Über dem Weinort Walporzheim an den steilen Grauwackenfelsen gedeiht der jetzt tiefdunkle Bleichart. Den Weg aber im Tale, zwischen den Felsmassen und dem Flusse, soll nachts ein Kobold unsicher machen, und besonders denen gefährlich werden, die beim Walporzheimer des Guten zuviel getan haben. Einer der Felsen dort heißt die „Bunte Kuh", wohl von seiner seltsamen tierkopfähnlichen Gestalt. Die Sage jedoch weiß einen anderen Grund für den Namen. Ein Mann oder ein Mädchen ging mit einem anderen eine Wette ein, diesen Felsenvorsprung zu erklettern, eine Flasche Wein auf ihm zu leeren und die Strümpfe zu wechseln. Der Preis der Wette war eine Kuh; die Wette wurde gewonnen, und da die gewonnene Kuh „bunt" war, erhielt der Fels diesen Namen. Die Bunte Kuh

An der Bunten Kuh fischte vor langen Jahren des Nachts einmal ein Bursche aus Walporzheim, hatte aber kein Glück und wollte schon wieder heimgehen, da biß gerade noch ein schöner Fisch an. Schnell hatte er ihn am Ufer und im Sacke und warf seinen Köder wieder aus, da hörte er eine Stimme: „Einaug, wo bist du?" Und aus seinem Sack antwortete es: „In Peterchens Sack!" Da ließ der Fischer entsetzt Angel und Sack fahren und rannte nach Hause. Der Fisch Einaug

Aber seitdem zog es ihn immer wieder nach der Stelle hin; fischen tat er nicht mehr, er saß am Ufer und lauschte, und die Alten erzählten, er habe die Sprache der Fische verstanden und zuletzt sei er von ihnen hinabgezogen worden. Denn eines Morgens fand man seine Mütze auf der Felsplatte und er war auf immer verschwunden. Aber in stillen Mondnächten wie bei stürmischem Wetter haben ihn die Fischer gesehen, wie er nackt, frisch und jung, mit Schilf und Wasserpflanzen geschmückt, auf dem Wasser schwamm, Hunderte von Fischen um sich herum. Wenn sein Gesicht freundlich war, dann war alle Mühe für die Fischer umsonst; aber wenn er ernst und streng blickte, dann gingen viele Fische ins Netz.

Von der Bunten Kuh aus gelangt man, am Kloster Mariental vorbei, durch einige Dörfer nach Maischoß und der Saffenburg, die über dem Orte liegt. Als Graf Ernst von der Mark mit anderen Gütern auch diese Burg erbte, diente dort eine wunderschöne und sittsame Magd, Katharina, die Tochter eines Bauern Reicherts aus Esch, die machte er zu seiner Gemahlin, was viel Streit in der gräflichen Familie gab. In der Die schöne Magd auf der Saffenburg

Digitized by Google

Kirche zu Maischoß ist ihr Marmorgrabmal, es zeigt ein schönes, kräftig gebautes Weib, und man meint an ihren etwas starken Händen noch ihre bäuerliche Abstammung zu erkennen. Ihr zu Füßen liegt ein Hund, denn sie hatte, wie die Sage geht, als Magd die Pflege der Hunde unter sich. Was aber der Hund wirklich zu bedeuten hat, wissen wir schon aus der Sage von der Gräfin von Manderscheid.

Der Handstreich und die drei Schüsse

Im spanischen Erbfolgekriege bemächtigten sich die Franzosen auch mit List der Saffenburg. Zwei Soldaten, als Weinhändler verkleidet, kamen mit den Traubenträgern aus den jungen Weingärten in die Feste, und während der Rentmeister, der auf dem Schloß regierte, beim Proben im Keller war, drangen 16 bis 18 ihrer Kameraden, die bis dahin versteckt gesessen, in den Schloßhof, überwältigten die schwache Schloßwache und besetzten das Schloß. Im folgenden Jahre rückten alliierte Truppen vor die Burg und schlossen sie ein, und als der französische Kommandant sich nicht mehr halten konnte, erbot er sich, die Feste zu räumen, jedoch unter der Bedingung, daß die Belagerer zuvor drei Schüsse auf Saffenburg abfeuerten, da es unerhört sei, daß sich eine feste Burg ohne einen Schuß ergeben habe. Der alliierte General willigte ein und die Franzosen zogen ab. Ein Simrocksches Gedicht aber macht daraus eine Belagerung der Burg durch die Franzosen; und der kurfürstliche Kommandant, dem die Angreifer mit dem Tode drohten, falls er es zum Sturm kommen lasse, ergibt sich unter derselben Bedingung. Der Kurfürst aber, dem man vorhält, der Kommandant habe sich doch nicht ohne Schuß ergeben, befiehlt, auch auf den Kommandanten drei Schüsse zu tun.

Der letzte Ritter von Are

Der großartigste und stolzeste Burgfels an der Ahr, der alle anderen überragt, steht noch ein Stück flußaufwärts über dem Orte Altenahr, die Burg Are, der alte Grafensitz des Gaues. Einst saß ein Ritter auf Are, der hatte viele Feinde, und alle kamen sie zusammen und belagerten mit großer Macht die Burg. Aber die Feste auf dem hohen Felsen war mit Gewalt nicht zu nehmen; man wollte sie darum aushungern. Ein Monat nach dem anderen verging und noch war kein Zeichen zu sehen, daß der Burgherr sich geben wolle. Unterdessen aber wurde drinnen bei ihm die Not immer größer; Weib und Kinder und Gesinde starben ihm Hungers, eins nach dem anderen; zuletzt war er allein noch übrig. Da erschien er eines Tages gewappnet, der letzte Mann, auf dem letzten Roß, hoch oben hart am Abhang, rief seinen Feinden zu, nun seien alle in der Burg tot bis auf ihn, und hätten ihnen redlich Feindschaft gehalten bis zum Ende, auch ihn sollten sie nicht lebend haben; und damit sprengte er den steilen Felsen hinab, und Roß und Mann lagen zerschmettert unten.

Digitized by Google

Im dreizehnten Jahrhundert kam dann die Grafschaft an das Erzstift Köln, und aus dieser Burg entsprangen dann jene Gefangenen, von denen uns die Kölner Sage berichtet.

Das Teufelsloch bei Altenburg

Oberhalb von Altenahr, auf der anderen Seite des Flusses, steht über dem Dorf Altenburg ein mächtiges Riff, darin ist ein großes natürliches Felsentor, das Teufelsloch, dort soll die älteste Stammburg der Grafen von Are gestanden und danach auch das Dorf zu ihren Füßen noch den Namen haben. Andere sagen, da habe vorzeiten, als noch die Leute ringsum Heiden waren, ein Klausner gewohnt, den der Teufel in Gestalt einer schönen Dirne habe berücken wollen; doch der fromme Mann habe den Bösen erkannt und mit vorgehaltenem Kreuze dermaßen verfolgt, daß der nicht mehr aus noch ein wußte und durch die Felswand fuhr. Nach einer dritten Sage hat der Teufel seine Großmutter, die sich an dem Felsen sonnte, mit dem Prügel überfallen und da durch die Wand getrieben, oder mit seinem Handbeil das Loch durch den Felsen geworfen. Solche Würfe werden sonst wohl auch von den Riesen erzählt, und das ist das Ursprünglichere.

Die Teufelslei bei Denn

Eine Strecke landeinwärts vom Ahrtal tritt oberhalb von dem Dorfe Denn aus dem Grauwackengebirge ein mächtiger Quarzgang. Kinkel schildert ihn folgendermaßen: „Von Norden nach Süden streicht 300 Fuß lang und 20 Fuß breit die prächtige weißgraue Felsmasse über den Gebirgsrücken hin; schroff aus dem Boden strebt der vordere auseinanderklaffende Fels 50 Fuß empor, an den sich dann noch einmal ansteigend, aber allmählich bis gleichsam auf das Fundament abnehmend, die übrige Wand anschließt ... Auf der Westseite, nach dem Ahrtal zu liegen zerstückt die mächtigsten Quarzmassen; auch ist die ganze Riesenmauer nach dieser Richtung hin etwas geneigt, so daß es aussieht, als ob durch einen furchtbaren Stoß von Osten her die Masse zertrümmert wäre ...“ Noch heute lebt in der Gegend die Sage von dieser „Teufelslei“. Der Teufel war als ein gefallener Engel aus dem Himmel gestoßen. Voll Schmerz und Wut, und Gott zum Trotz, wollte er sich einen Weg nach dem Himmel aufbauen, oder, nach anderen, ein himmelhohes Schloß. Er wählte sich diese Stelle, häufte Felsen auf Felsen und hatte fast den Himmel erreicht; da traf ein Blitz seinen Bau, ein Stoß der Gotteshand, und zertrümmerte ihn; was davon blieb, ist die Teufelslei.

Im oberen Ahrtal selbst liegt dann noch das Stammschloß der Grafen und späteren Herzöge von Aremberg, die ebenfalls aus dem alten Hause der Grafen von Are hervorgegangen sind.

Der Burggraf von Aremberg

Mechthild, die Erbin von Aremberg, heiratete 1298 den Grafen Eberhard II. von der Mark. Von ihm oder seinem Enkel, dem Grafen von

Digitized by Google

Aremberg-Mark, der gegen das Ende des 14. Jahrhunderts lebte und Elisabeth von Kerpen zur Frau hatte, erzählt die Limburger Chronik: Vor vielen hundert Jahren war ein Burggraf von Aremberg, der Ohnwillen hat mit seiner Hausfrauen, die ihm Ohntreu tat, und vor großem Groll ward er wendig, und ging in fremde Länder Brot heischen, und zog über Meer und war lang in der Heidenschaft. Er trug allezeit ein bloß Panzer auf seiner bloßen Haut, und alle seine Freunde waren der Meinung, er wäre tot, und seine Kinder machten fort Kinder, und seine Söhne sturben, und seine Enkel machten ihm fort Urenkel, und bei den Urenkeln kam er wieder zu Land; da war die Zeit so lang worden, daß ihn wenig Leut kannten, sie waren dann sehr alt. Und war der von Aremberg auch alt und greßlich, daß ihn die alten Leut auch nicht wohl erkenneten, dann bei etlichen Kennzeichen, so er am Leibe hatte, dabei man ihn dann baß kannte. Und sagte auch viel Wahrzeichen, die man ein Teil wußte und die anderen wahr fand. Auch nahmen die Herren von Aremberg ihn auf vor ihren Altvater, und saalten ihm sein Gemach auf der Burg zu Aremberg und boten ihm große Ehr. Und war er ein sehr alter Mann und sehr krötlich (krittlich) von Sinnen und mochte das Gemach nicht leiden; darum gaben sie ihm ein eigen Dorf und eine schöne Wohnung darin, dessen aber mochte er auch nicht leiden, sondern ging da wieder Brot heischen elendig, und kam gen Köln, da starb er kürzlich hernach. —

Die Kleinodien aber, die der Altvater von seinen Zügen mitgebracht und an seine Urenkel verteilt hatte, erhielten sich noch lange in der Familie, wie man denn noch zu Beginn des vorigen Jahrhunderts an der Hand einer Herzogin von Aremberg einen Ring mit Rubinen gesehen hat, die sie als des unsteten Alten durch 400 Jahre vererbtes Geschenk vorzüglich wert hielt.

Von dem jüngeren Bruder dieses Grafen stammte dann auch jener „Eber der Ardennen", Robert von der Mark, von dem Walter Scott im „Quentin Durward" erzählt. Und wiederum der Bruder dieses „Sanglier des Ardennes", Wilhelm, begründete die Linie Lumain (Lumay) de la Mark. Sein Urenkel Wilhelm von der Mark, Herr von Lumain, war jener Waffenbruder Wilhelms von Oranien und Admiral der Wassergeusen, der den Schwur tat, sich den Bart nicht scheren zu lassen und nicht die Nägel zu schneiden, ehe Egmonts und Hoorns Tod gerächt sei.

Von der oberen Ahr führt uns ein Nebental zur Hohen Acht und zur Nürburg. Die letztere soll ein heidnischer Kaiser, Nero, erbaut und nach seinem Namen Neroburg genannt haben. In späteren Zeiten lebten einst zwei Brüder auf der Burg, der älteste hieß Graf Urling (Ulrich),

Digitized by Google

der andere Graf Konrad von Hochstaden. Der älteste bekam die Burg, der zweite wurde Erzbischof von Köln. Als nun Graf Urling ein Weib nahm gegen den Rat und Willen seines Bruders, ergrimmte dieser so darüber, daß er einen Juden bestach und durch ihn den Grafen entmannen ließ. Darüber faßte Graf Urling einen Haß gegen alle Juden, daß er von jedem, der sein Gebiet durchreiste, einen Leibzoll erhob und keinem erlaubte, sich im Amte Nürburg niederzulassen. Sonst aber war er ein gütiger Herr, der seine Untertanen milde regierte.

Der Schild auf Nürburg

Als er zum Sterben kam, baten ihn seine Freunde, ihnen ein Zeichen zu geben, ob er in die Seligkeit eingegangen oder verdammt worden sei. Deshalb verordnete er, daß man seinen Schild aufhänge; und wenn der in den nächsten drei Tagen nach seinem Tode ohne menschliches Zutun herabfalle, so solle dies das Zeichen sein, daß er die ewige Seligkeit erworben. Wenn der Schild aber hängen bleibe, so bedeute dies seine Verdammung. Die Freunde taten, wie er befohlen hatte. Zwei Tage blieb der Schild unbewegt hängen und man war sehr bekümmert um des Abgeschiedenen Seele. Aber kaum graute der Morgen des dritten Tages, da fiel der Schild von selbst herab, zur größten Freude der Burgleute und Freunde des Grafen.

Frei- und Richtstätte auf der Hohen Acht

Auf der Wasserscheide zwischen Jammelshoven und Siebenbach liegt eine große Grasfläche, die „Niedeck". (Das Volk nennt sie auch „am Galgen", denn früher hat da ein Galgen gestanden.) Hier soll die „Acht" oder Freistatt für Verfemte oder Geächtete gewesen sein, da durften sie frei herumgehen. Davon bekam auch das nahegelegene Dorf, das älteste in der Umgebung des Berges, den Namen „Acht" und der Berg den Namen „Hoher Berg an der Acht", woraus dann der kürzere „Hohe Acht" wurde.

Nach einer anderen Sage stand eine Viertelstunde westlich von Döttingen in alten Zeiten der Galgen, davon heißt die Höhe noch der Galgenkopf; am Fuß des Berges ist ein Brunnen. Einmal sollte hier ein Verbrecher hingerichtet werden, der sprach vor seinem Tode: „Haltet eure Kinder fern von Karten- und Würfelspiel; denn dadurch bin ich auf die Galgenleiter gekommen." Hierauf wurde er gehenkt und ihm, wie üblich, der Kopf abgeschlagen, da rollte der den Berg hinunter und war nicht wiederzufinden.

Beim Bau eines Forsthauses vor etwa hundert Jahren fand man Mauertrümmer und sogar einen ganzen Mauerring; einige meinen, es habe da vielleicht in alter Zeit eine Warte (eine „Acht") gestanden und davon habe der Berg den Namen bekommen. Andere reden von einer vollständigen Burg. Von Südosten führt eine Schlucht zum Gipfel, und an ihren Seiten, ganz von Dornen und Gestrüpp überwachsen, fand man

Digitized by Google

auch ſtarke Mauerſtücke; nach der Sage wurde durch dieſen Weg, „den
Rieſenburg Spionengang“, die Burg verraten und zerſtört. Es wohnten dort in den alten Zeiten Rieſen, und ein Fräulein vom Schloß machte es geradeſo wie das von Burg Niedeck im Elſaß; als es einſt zu Tal ſtieg, raffte es einen Bauern mitſamt Pflug und Pferden in ſeine Schürze, wurde vom Vater geſcholten und mußte alles wieder hinſtellen, wo ſie es hergenommen hatte.

Der Schatz-keller Ein Mann aus Kaltenborn war in einem fernen Lande und wollte in ſeine Heimat zurückkehren. Eines Abends kam er zu einer Hütte und bat hier um Nachtlager. Der Bewohner des Hauſes aber führte den Fremden zu einer anderen Hütte in der Nähe. Darin wohnte ſein Vater, und der brachte ihn wieder zu ſeinem Vater und ſo ging das ſiebenmal, bis der Kaltenborner endlich zu dem Urvater der Familie kam. Der ſaß in ſeinem Lehnſtuhl, und als er gehört hatte, was für eine Reiſe der Fremde gemacht hatte und wo deſſen Heimat war, da ſagte er, die Gegend kenne er gut, da habe er geſtern ein Gewitter hingeſchickt, das zweimal eingeſchlagen habe und er wolle ihn wohl noch dieſe Nacht umſonſt nach Hauſe bringen; er müſſe ſich nur auf das Tier ſetzen, das ihm in der Nacht vorgeführt werde und dürfe nicht ſprechen, ohne gefragt zu ſein. Der Kaltenborner ſagte ja, das wolle er alles tun, und beim Nachteſſen ſprach der Urvater noch zu ihm, morgen feiere ſeine Schweſter in Kaltenborn Hochzeit und er ſelbſt werde dort am Morgen in ſeines Vaters Scheune aufſtehen. Nun bekam er ein Nachtlager. Als er eine Weile dagelegen hatte, da war es ihm, als träume er. Ein ſchwarzer Bock ſtand vor ihm und hieß ihn aufſitzen. Der Kaltenborner tat es, und nun ging es fort durch die Luft, daß ihm faſt Hören und Sehen verging. Mit einem Male ſtand der Bock ſtill und ſagte: „Hier ſind wir an der Hochacht. Weißt du auch, daß hier ein Keller voll Gold und koſtbaren Schätzen iſt?“ Davon wußte der Kaltenborner nichts. Da wies der Bock auf einen Stein und ſprach, den ſolle er aufheben. Und wie er's tat, lag eine Schlange darunter. „Ergreife ſie,“ gebot ihm der Bock. Der Kaltenborner tat es, da wurde ſie zu einem Schlüſſel. Nun führte ihn der Bock zu einer Türe, der Mann ſteckte den Schlüſſel hinein, ſchloß ſie auf und nahm ſich von den Schätzen, die da lagen, ſoviel er fortbringen konnte. Da ſchloß ſich die Tür von ſelbſt wieder hinter ihm zu, er legte den Schlüſſel unter denſelben Stein und ſetzte ſich auf den Bock. Was weiter geſchah, wußte er hernach nicht mehr, aber am Morgen erwachte er in der Scheune ſeines Vaters und hatte die Taſchen voll Gold, und ſeine Schweſter hielt wirklich an demſelben Tag Hochzeit. Der Bock aber war weg. Später ging der Kaltenborner an dieſelbe Stelle der Hohen Acht, fand auch glücklich den Stein

Digitized by Google

wieder mit der Schlange darunter. Und er holte sich nun noch öfter Gold aus dem Keller, soviel er wollte, und begann eine Burg zu bauen. Die Leute aber wunderten sich alle, woher der Mann, der ohne Kisten und Kasten aus der Fremde zurückgekehrt war, das viele Geld hatte. Sein eigener Bruder schlich ihm einmal nach und entdeckte die Goldquelle. Wie nun aber auch er den Stein aufhob, erschrak er vor der Schlange, wich zurück und fluchte und die Schlange lief fort. Nun war der Schlüssel zum Keller für den anderen Bruder auch fort. Aber der bedurfte auch dessen nicht mehr, denn er war nun ein reicher Burgherr geworden.

Auf der Hohen Acht, dem höchsten Eifelberge, haben auch die Hexen ihre Zusammenkünfte und Tänze mit dem Teufel, und in gewissen Nächten wird das Hochgericht mit Schädeln und Knochen wieder sichtbar und die Geister der Gerichteten wie derer, die in den jetzt verschütteten Kerkern der umliegenden Burgen starben, vorab in der Nürburg, gehen hier um und klagen laut.

An dem Wege von Acht nach Siebenbach, nicht weit von der Hohen Acht, steht ein schroffer überhangender Schieferfels. Wegseits sind darin runde Trichterlöcher. Den Kindern sagt man, daraus kämen sie. Zur Urgroßväterzeit soll man bei Viehkrankheit in den Löchern gebohrt und den Abfall den kranken Tieren ins Saufwasser geschüttet haben. Der Fels heißt Heiligley. Heiligley

Von Himmerod bis Steinfeld

Es bleibt noch der westliche und nördliche Teil der Eifel; von Rhein und Mosel aus gesehen, ist es die hintere Eifel. Sie ist besonders reich an klösterlich-kirchlichen Überlieferungen. Himmerod, Prüm, Steinfeld, Malmedy — damit sind nur die berühmtesten Klöster in diesem Landstrich genannt. Die Sagen zeugen zugleich von der harten Arbeit, die auf diesem rauhen Gebirg die Geistlichkeit gehabt hat. Da saß noch viel Heidnisches im Boden und wuchs immer wieder nach. —

Die Sagenreihe von den Maaren und dem Maifeld hatte durch die Vordereifel bis nach Manderscheid ins Tal der Lieser geführt. Am nächsten Flußlauf weiter westlich, der wie alles Gewässer hier, der Mosel zugeht, an der Salm, liegt Himmerod; den größten Teil der Klostersage verdanken wir hier dem Cäsarius; er hatte es aus erster Hand, Heisterbach war ja ein Tochterkloster von Himmerod.

Der hl. Bernhard wollte das Kloster erst auf Altenhof bauen lassen und das Holz war schon dahingeschafft. Da sah er aber in der Nacht einen feurigen Kranz vom Himmel fallen, und als er am Morgen an die Stelle Gründung des Klosters Himmerod

Digitized by Google

ging, wo er den Kranz hatte fallen sehen, fand er das Bauholz da in einer Dornhecke liegen; das war ihm ein Zeichen von Gott, daß dahin das Kloster solle. Der Ort wurde anfänglich Himmelrot genannt nach dem roten Kranz vom Himmel; hernach Himmerod, weil die Dornhecken da für den Bau ausgerodet werden mußten.

Mancherlei Gesichte sind uns auch überliefert, die hernach den Klosterbrüdern zuteil wurden, nicht selten mischen sich da Gestalten des alten Volksglaubens hinein, und über die Klostermauer mag wohl mancher weltliche heidnische Klang von draußen her herübergeweht sein. Was Cäsarius da alles „Teufel" nennt, das sieht eher wie allerlei Korngeister, Holden, Kobolde, ruhelose Totenseelen und dergleichen Spuk aus.

Gesichte der Brüder

Der Abt Hermann sah bei der St. Martinsfeier in der Matutin, wie ein Teufel in der Gestalt eines vierschrötigen Bauern von unten her ins Presbyterium kam, mit breiter Brust, eckigen Schultern und kurzem Hals; das Haar an der Stirn verwegen aufgestülpt, während die übrigen Haare wie Ähren um den Kopf hingen. Er stieg hinauf zu einem Novizen und blieb vor ihm stehen. Hermann, der übrigens damals noch nicht Abt war, hatte gerade für einen Augenblick nur wo anders hingesehen, als er wieder nach der Erscheinung blickte, war sie verschwunden. — Noch früher, wie Hermann noch einfacher Mönch war, sah er in der St. Kunibertsnacht zwei Teufel in der Kirche so nahe, daß er sie mit der Hand hätte berühren können. Gleich Lufterscheinungen berührten sie mit den Füßen den Boden nicht; der eine hatte ein Weibergesicht, trug einen schwarzen Schleier um den Kopf und war in einen schwarzen Mantel gehüllt. — Zu einer anderen Zeit, als Hermann noch Prior war, liefen eines Abends so viel Teufel im Chor hin und her, daß die Brüder in ihrem Psalm ganz irre wurden. Als sie ihn endlich mit Müh und Not zu Ende gebracht hatten, sah der Prior den Teufel in Gestalt eines speerlangen Drachen davonfliegen und zwar nahe an der Lampe vorbei, die im Chor brannte, so daß er ihn ganz deutlich sehen mußte. Die übrigen Teufel, etwas größer wie Kinder, hatten Schattenkörper, ihre Gesichter sahen aus wie Eisen, das soeben aus der Glut gezogen wird. Und später, wie er Abt war, hat er einen Teufel von gar feinem Körper, wie eine Wolke, vor einem Prior stehen sehen, bei Nachtzeit und während der Matutin. — Oft sah er noch in der Folge ganz kleine Teufel durch den Chor laufen, oder an verschiedenen Stellen wie Funken leuchten; da er jedoch merkte, ihr Anblick schade den Augen, betete er, Gott möge ihn von solchen Gesichten befreien.

Einer von den Mönchen zu Himmerod, Thomas, sollte mit anderen Gemüsepflänzchen setzen; die niedrige Arbeit verdroß ihn so, daß er fort in

Digitized by Google

den Wald ging. Da kam ein Weib und sprach ihn an; der Mönch legte den Finger an den Mund, um anzudeuten, er dürfe nicht sprechen. Aber der Vater aller Lügner, der jene Gestalt angenommen hatte, den Mönch zu berücken, sprach: „Was soll das? Ich komme aus dem Kloster, und der Prior hat mir Erlaubnis gegeben, mit dir zu reden.“ Der Mönch glaubte es und sprach mit ihr, und sie sagte dann weiter, seine Eltern hätten sie geschickt, er müsse mit ihr nach Trier, ein Pferd für die Heimreise kaufen. Damit ging sie voraus und er ihr nach. Sie schlüpfte aber so geschwind und leicht durch das dichte Gehölz, daß er ihr kaum folgen konnte. Endlich stöhnte er ganz erschöpft; „In Gottes Namen, warum haben wir nur diesen entsetzlichen Weg genommen?“ Kaum hatte er das gesagt, da war das Weib verschwunden. — Dem frommen Bruder Christian aber geschah es in seiner Schülerzeit, als er einst in einem fremden Hause übernachtete und eines Bedürfnisses wegen bloß in den Hosen aufgestanden war, daß ihm der Teufel in Gestalt eines nackten Weibes begegnet, ihm auf den Rücken gesprungen ist und ihn geritten hat bis an den Morgen; er ist lange davon krank gewesen an Seele und Leib.

Der Gaukler im Kloster

Von anderer Art und anderem Ursprung waren die Gesichte, die der Bruder Hermann, späterer Kantor des Klosters, hatte zu der Zeit, als er eben Mönch geworden war. Er hatte da im Chor und auch im Refektorium einen anderen Mönch zum Nachbarn, der nannte sich Heinrich Sig oder Sikere. Vor dessen Gesicht sah er, im Chor, während des Psalmodierens, Krüge voll Wein, er sah es mit wachen Augen, ja er roch den Wein sogar ganz genau, sah aber keine Hände, welche die Krüge hielten. Ein andermal des Nachts, als dieser Heinrich schlief, sah Hermann vor ihm einen Bären aufrecht stehen, dann seine Tatzen auf die Brust des Schlafenden legen und mit der Schnauze sich dessen Ohren nähern. Kurz danach ist dieser Mönch abgefallen. Denn der war in des Teufels Schule gegangen, und hatte von ihm solcherlei Gaukelwerk gelernt, womit er die frommen Brüder äffte; bei großen Herren war er wegen seiner Possenreißerei gern gesehen und war schon viel herumgekommen und in mancherlei Gewand gesteckt. Als ihn Abt Gisilbert zum Novizen angenommen, hatte er in der Beichte bald gemerkt, daß dieser Heinrich beim schwarzen Orden gewesen war; auch bei den Prämonstratensern soll er sich schon haben aufnehmen lassen, ja einmal sogar, als Mädchen verkleidet, in ein Nonnenkloster, wo dann mehrere Klosterfrauen ins Kindbett kamen. Als er Himmerod verlassen hatte, lebte er wieder vom Gauklergeschäft, und wer weiß, was er noch getrieben hat.

Die Nachtigallen

Zu einer Zeit waren die Mönche sehr lässig geworden in der Befolgung

Digitized by Google

der Ordensregel; da kam der hl. Bernhard, um die Klosterzucht wiederherzustellen. Aber so streng er sie auch ins Gebet nahm und ihnen ins Gewissen redete, alles war wie in den Wind gesprochen. Das bekümmerte ihn sehr, und er schloß sich in eine Zelle, zu beten und neue Kraft zu sammeln. Der Tag ging eben zu Ende, durch das offene Fenster kam süßer Blumenduft und im Klostergarten begannen die vielen Nachtigallen zu schlagen, die da nisteten. Da konnte auch St. Bernhard nicht widerstehen, seine Andacht verflog, er mußte nur immerzu auf den Gesang lauschen, und erst als die Mönche in der Klosterkirche die Vesper anstimmten, fiel ihm ein, daß er ja hatte beten wollen. Da stand er voll Zorn auf und verwünschte die Nachtigallen. Und alle, soviel ihrer im Garten waren, flogen auf und fort; samt und sonders in das Altenberger Tal.

Nicht lange danach kam der hl. Bernhard auch in das Kloster Altenberg. Dort lebten die Mönche in aller Strenge und Ehrbarkeit ihrem Gelübde nach. Da freute er sich und sprach seinen Segen über die Nachtigallen und soll einen Brief geschrieben haben, in dem er sagte: „Der Mensch, der Gott liebt und reines Herzens ist, darf sich ohne Schaden für seine Seele an allem Schönen, Lieblichen und Herrlichen freuen."

Die Schutzherrin

Außer dem Vater Bernhard, der ja nicht immer dasein konnte, wachte aber noch jemand über dem Kloster. Und unter wie guter Obhut die frommen Mönche waren, hat man wiederholt gesehen. Als eines Nachts ein Mönch nicht schlafen konnte und betete, sah er eine Frau von wunderbarer Schönheit im Schlafsaal, die ging an den Betten vorüber und segnete die Schläfer.

Es war die nämliche Schutzherrin, um deren willen auch mancher Ritter ins Kloster gekommen ist; einer davon, Herr Walter, wurde besonders eine Zierde und ein Stolz des Konventes zu Himmerod.

Der Marienritter

Herr Walter stammte aus dem Orte Birbach (Bierbeek bei Löwen) und war ein reicher, mächtiger Mann von edlem Geschlechte, ein Verwandter des Herzogs Heinrich von Löwen. Von Jugend an hatte er große Freude am Waffenwerk und wurde ein tapferer Ritter von großem Namen; hatte aber schon als Knabe begonnen, fleißig zu Unserer Lieben Frau, der hl. Jungfrau Maria und Gottesgebärerin, zu beten, sie von ganzem Herzen geliebt und ihr zu Ehren gefastet, Almosen gegeben und Messen geopfert. Als er einmal mit vielen anderen Herren zu einem Turnier ritt und sie an einer Kirche vorbeikamen, sprach er zu ihnen: „Laßt uns eintreten und eine Messe hören." Sie wollten es aber nicht und meinten, es sei keine Zeit mehr zu verlieren; so ließ er sie ziehen, bestellte allein eine hl. Messe zu

Digitized by Google

Ehren der Mutter Gottes und sie wurde auch gelesen; dann ritt er eilig seinen Gefährten nach. Da begegneten ihm Leute, die kamen von dem Orte, wo das Turnier war, und er frug sie: „Hat es schon angefangen?" — „Ja, lange," erwiderten sie. — „Wer hat bis jetzt das Beste getan?" erkundigte sich der Ritter weiter. — „Herr Walter von Birbach, er ist im Munde aller Leute, er wird über alle gestellt, wird von allen gepriesen." — Als noch andere kamen und das gleiche aussagten, geriet er in das höchste Erstaunen und wußte nicht, was es bedeuten sollte. Er kam an das Turnierfeld, bewaffnete sich, ritt in die Schranken, verrichtete jedoch nichts Besonderes mehr. Nach dem Turnier suchten ihn mehrere Ritter in seiner Herberge auf und baten ihn, er möge nicht zu strenge mit ihnen verfahren. „Wie kommt ihr nur zu der Bitte?" erwiderte Herr Walter. — „Ihr habt uns ja heute gefangen und wir bitten Euch, uns gut zu behandeln." — Walter sagte: „Ich weiß nichts davon, daß ich euch gefangen genommen habe." Sie bestanden jedoch darauf und setzten hinzu: „Wir haben Euch ja heute die Hand gegeben, wir haben Euer Wappen gesehen, haben Eure Stimme gehört." Da erkannte er, daß er dies der Gnade der hl. Jungfrau verdanke, die er am Morgen in ihrer Messe verehrt hatte. Sie hatte an des frommen Ritters Statt, der sich in ihrem Dienste versäumt hatte, derweile herrlich und wunderbar im Turnier gestritten und ihn zu Ehren gebracht.

Ein andermal, als er in einer Kapelle die Messe hörte, sah der Priester, als er bei der Wandlung den Kelch erhob, zu seinen Füßen ein goldenes Kreuz und ein Pergamentblättchen daran, darauf stand: „Bring dies Kreuz in meinem, der hl. Gottesmutter Namen, meinem Freunde, dem Ritter Walter von Birbach." Nach geendeter Messe bestieg der Priester die Kanzel und fragte: „Ist unter euch ein Ritter Walter von Birbach?" — „Der steht hier," erwiderten einige. Da nahm ihn der Priester beiseite und gab es ihm und der Ritter empfing es mit großer Freude. Später, als er zu Himmerode in den Orden getreten war, schenkte er es dem Abte. Nun hörte einst die Gräfin von Holland von diesem Kreuz und sandte ein paar edle Herren ins Kloster, darum zu bitten. Der Konvent sprach: „Wir können es nicht gegen den Willen des Bruders Walter hergeben" — und sie hofften, er würde nein sagen. Als aber Walther befragt wurde, sprach er: „Ich habe kein Eigentum mehr, das Kreuz gehört dem Abte"; da gaben die Mönche das Kreuz betrübt den Boten. Das Gold daran war von solchem Glanz, daß alles andere Gold daneben fahl aussah. Die Gräfin wagte auch nicht, dieses Kleinod zu tragen, sondern bewahrte es mit ihren anderen kostbaren Reliquien.

Digitized by Google

Die Verehrung des Ritters für die Jungfrau Maria wurde, während er noch in der Welt lebte, so mächtig, daß er sich ihr in einer armen Liebfrauenkirche, mit einem Strick um den Hals — wie einer, der sich auf Tod und Leben ergibt — auf dem Altar als Leibeigener opferte und sich zugleich zu einem jährlichen Zins verpflichtete, wie ihn andere Hörige entrichten. An allen Vorabenden der Marientage fastete er bei Wasser und Brot; dabei geschah es einmal, daß ihm die hl. Jungfrau das Wasser, welches ihm sein Knecht im Kruge brachte, in Wein verwandelte.

Als der Ritter hörte, der Orden der Zisterzienser sei der Mutter Gottes geweiht, gab er alles, was von dieser Welt ist, Güter, Ehren und Freunde hin und wurde in Himmerode ein Mönch. Weil aber viele Fremde kamen, den Marienritter zu sehen und zu hören, machte man ihn im Kloster zum Hospizmeister; auch nahm man ihn gern, wenn auch gegen seinen Wunsch, zu Sendungen nach auswärts, besonders an Leute von Stande. Bei einem solchen Wege ereignete sich ein Wunder. Das Kloster besaß einen schönen Hengst, für den sowohl der Herzog von Lothringen wie der Erzbischof von Trier eine hohe Summe boten. Um nun keinen von beiden zu beleidigen, sandte man ihn dem Grafen von Holland zum Geschenk und Walter mußte ihn mit zwei Laienbrüdern hinbringen. Unterwegs kamen sie in einem Walde an einer Stutenherde vorbei, da riß sich der Hengst los und rannte hin. Die beiden Gefährten Walters setzten ihm nach, aber die Stuten liefen vor dem Hengst fort und dieser hinterdrein und immer weiter weg. Da machte sich Walter selbst auf die Verfolgung und nach etwa zwei Meilen Weges kam der Hengst und ließ sich von Herrn Walter fangen.

Wieder einmal fuhr er im Dienste seines Klosters mit einem Schiffe voll Wein nach Seeland. Am Nikolausabend gerieten sie in einen heftigen Sturm und noch dazu kam ein Boot mit Seeräubern. Alle waren in großer Angst, Walter ging aus der Kajüte, beichtete draußen, kehrte dann wieder in die Kajüte zurück und betete vor einem Elfenbeinbild der hl. Jungfrau, das er immer bei sich führte. Im Gebete aber entschlummerte er und träumte, er höre den frommen Bruder Arnold in Himmerode die Zither schlagen; und von der lieblichen Musik wachte er auf, es war um die Zeit der Matutin. Da wußte er, daß zur Stunde ein gerechter Mann für sie bete, ging auf das Verdeck und sagte es auch den anderen. Der Sturm aber legte sich bald, und das Räuberboot war durch zwei Fässer, die der Sturm aus dem Schiffe schleuderte, umgeworfen worden, so daß die Insassen hatten ertrinken müssen. Als dies hernach im Kloster erzählt wurde, kam es an den Tag, daß Bruder Arnold die Gewohnheit

Digitized by Google

hatte, wenn er keine rechte Andacht finden konnte, unter seinem Gewande die Finger zu bewegen wie beim Zitherspielen, und sich so zur Andacht zu stimmen, und so hatte er auch getan zu der Mitternachtstunde, als der Sturm gewesen war.

Einst wollte ein Ritter namens Walewan in den Orden treten und kam mit seinem Schlachtroß in voller Rüstung nach Himmerode, ging, noch in Waffen, vom Pförtner geleitet, mitten durch den Chor und opferte sich am Altar der hl. Jungfrau, zur größten Verwunderung des Konventes, der noch nie gesehen, daß jemand auf solche Art in den Orden trat. Und als er seine Waffen niedergelegt hatte, nahm er das Ordenskleid. Denn es schien ihm angemessen, daß er dem weltlichen Kriegerstand da entsage, wo er in den geistlichen Kriegerstand eintreten wollte. Anfangs war er unter den Mönchen als Novize, später wurde er aus Demut Laienbruder. — Noch Erstaunlicheres aber erlebten die Mönche mit einem bösen Nachbarn, dem Ritter Kuno von Malberg, der war durch Raub und Gewalttat in der ganzen Gegend berüchtigt. Als er sein Unwesen schon viele Jahre getrieben hatte, kam er einst in einer Mondnacht auf einem Raubzug beim Kloster Himmerod durch den Wald. Da hörte er den Chorgesang der Mönche und befiel ihn ein Verlangen, alles was bisher seine Lust gewesen war, hinter sich zu werfen und ein frommes, gottgefälliges Leben im Klosterfrieden zu beginnen. Aber, dachte er, das ist ebenso unmöglich, als daß ich mit meinem Roß durch den Buchenstamm da vor mir reite. In demselben Augenblick teilte sich die Buche in zwei feurige Hälften, und Roß und Ritter setzten durch den glühenden Spalt hindurch. Ohne Säumen ritt Kuno jetzt zum Kloster und pochte an. Der Pförtner erschrak, als er hörte, wer draußen stand, und ebenso die Brüder, und erst als er ihnen zu wiederholten Malen beteuert hatte, er komme als Büßer und wollte gern die niedrigste Arbeit tun, wenn er nur im Kloster leben dürfe, da ließen sie ihn ein. Er hütete nun dort die Schweine und rief fort und fort zu Gott um Gnade, bat auch die Brüder für ihn zu beten, und nachdem er mehrere Jahre so Buße getan, starb er im Kloster. Sein Gut hatte er vorher den Armen geschenkt, und dem Kloster den Wald in der Nähe, den man den Kunowald nannte.

Ritter Walewan

Kuno von Malberg

Das Schloß des Ritters selbst, Malberg, lag schon im benachbarten Kylltale, und ebenda, aber weiter flußabwärts, bei Auw ist die Stätte einer Legende aus noch älterer Zeit.

Unter König Dagobert I. lebten im Kloster Mons drei schöne und fromme Schwestern, Irmina, Adela und Klothildis. Dagobert hörte von ihnen und wollte sie in seine Gewalt bringen, brach mit Reisigen nach

Die drei Schwestern zu Auw

Digitized by Google

dem Kloster auf, entdeckte aber in ihnen seine leiblichen Schwestern. Dennoch entführte er sie an seinen Hof und suchte sie erst durch sanfte Mittel, dann durch Kerkerhaft zu seinem Willen zu bringen. Da half ihnen ein fränkischer Kriegsoberster Norbert zur Flucht und geleitete sie mit seiner Schar nach Deutschland. Der König setzte ihnen nach, erreichte den Norbert und die Seinen und ließ sie niederhauen. Die Mädchen aber waren eben auf den schroffen Höhen bei Auw angekommen, als sie den Verfolger ganz nahe sahen; da knieten sie nieder und riefen den Himmel um Hilfe an, bestiegen den Esel, der ihre Habe trug und sprangen glaubensvoll über das tiefe Tal der Kyll hinweg. Die Felswand auf der anderen Seite, auf der sie unbeschädigt anlangten, bekam davon den Namen „das Eselchen", und ein Kreuz an der Stelle sowie auch eins gegenüber auf der anderen Seite erinnern an das Wunder. — Wie in der Sage vom Malberger Ritter ein Wunder geschieht, um einen großen Sünder, der sich selbst schon aufgab, aus der Gewalt des Bösen zu erretten, so hier um der verfolgten Unschuld willen, die schon verloren schien. Solchen Glauben an eine göttliche Gnade und Allmacht pflanzten und pflegten die zu Himmerod und ihre Zöglinge sowie die andern Klöster, und es tat hier wohl not, denn die alten Mächte des Heidentums waren immer noch im Lande und wollten nicht weichen.

Das Zauberer- und Hexendorf Nattenheim

Von dem Dorfe Nattenheim, das nicht weit von Malberg liegt, geht ja noch heute die Sage, daß alle Leute dort hexen können, also ein ganzes Dorf voll Zauberer und Hexen hat man da. Völker, die ganz weit weg wohnen, besonders die Türken, kennen den Ort als eine große Festung, die überhaupt nicht einzunehmen ist. Das kommt aber von den geheimen Künsten, mit denen die Nattenheimer umgehen und mit denen sie auch Krieg führen. Wenn der Feind heranrückt, tun sie nichts von alledem, was sonst im Kriegsfall geschieht; sie fahren kein Geschütz auf, sie schicken keine bewaffnete Mannschaft aus. Es läuft vielmehr Mann und Weib, Groß und Klein auf die Flur hinaus mit Strohbündeln, und streut die ums ganze Dorf herum. Aus jedem Strohhalm wird dann im Nu ein Soldat, ganz feldmarschmäßig ausgerüstet, und in ein paar Minuten steht ein ganzes Heer zur Verteidigung da, keine Waffengattung fehlt dabei. Wenn der Feind die Reihen dieser Nattenheimer Armee irgendwo durchbricht, ist die Lücke sofort wieder ausgefüllt, das macht ja keine Mühe; und zuletzt bleibt den Angreifern nichts übrig, als eilige Flucht. — Man erzählt es auch noch anders: Im Franzosenkriege rückten große Truppenmassen gegen den Ort, der weder Wall und Mauern, noch Besatzung hatte. Da wurden die Glocken geläutet zum Zeichen, daß alle,

Digitized by Google

die draußen auf dem Felde arbeiteten, ins Dorf hereinkommen sollten. Dann wurde eine Frau in einem Linnentuche um den Ort getragen, die streute Häcksel, und sogleich entstanden ringsum uneinnehmbare Festungswerke; aus dem kleingeschnittenen Stroh wurden Soldaten. Wieder andere sagen, diese Hexe habe das Dorf mit einem Bindfaden eingeschlossen und da seien alsbald die Verschanzungen dagestanden. Ein Bauer war, als das Glockenzeichen gegeben wurde, weit draußen auf dem Acker, und hatte die Ochsen nicht rasch genug ausgespannt zur Heimkehr, der fiel den Feinden in die Hände und wurde totgeschossen. An der Stelle errichteten ihm nachher die Nattenheimer ein Kreuz, das soll heute noch stehen. —

Es ist kein Wunder, wenn die Soldaten nicht mit ihnen zu tun haben wollten — oder gerade erst recht neugierig wurden. Ein Vater gab seinem Sohne, als der den bunten Rock anzog, die Warnung mit auf den Weg, er solle sich ja vor Nattenheim in acht nehmen, wenn er mal da herum ins Quartier käme; er selber hatte nämlich in seiner Soldatenzeit einmal in einem Nattenheimer Hause Prügel bekommen, ohne jemand zu sehen, der sie austeilte. Ein anderer Soldat dagegen, der auch viel Hexengeschichten von dem Dorfe gehört hatte, wollte mal sehen, was an alledem wahr wäre, und ging, als er im Kriege durch die Gegend kam, mit geladenem Gewehr auf Nattenheim zu. Da begegnete ihm ein Mann aus Kohlesch (so heißt ein Haus in Nattenheim), der fragte ihn, was er vorhätte, und als der Soldat es gerade heraus sagte, machte der Nattenheimer seine Brust frei und sagte, er sollte nur darauf schießen. Der Soldat tat es, und stand dabei ganz nahe vor dem Mann. Und der kriegte nichts ab, er fing sogar die Kugel mit der Hand, warf sie dem Soldaten wieder zu und sagte, er sollt' es noch mal probieren. Da ging es wieder gerade so, aber dann warf der Hexerich dem Soldaten die Kugel an den Kopf, und der starb an der Verletzung. —

In unserer aufgeklärten Zeit nimmt solche Geschichten natürlich niemand mehr ernst, und sie dienen der Nachbarschaft nur noch dazu, die Nattenheimer damit zu necken. Früher war das anders; es fanden sich wohl auch in alten Zeiten einzelne, die meinten, so etwas gäb es nicht, aber sie wurden dann eines anderen belehrt; so will uns wenigstens eine alte Sage aus der Westeifel glauben machen:

Der Negromant

Ritter Heinrich von Falkenstein (bei Bauler i. d. Eifel oder auf dem Hunsrück), der Schenk des Abtes Cäsarius von Prüm, glaubte an keine Teufel. Einst ließ er einen Geistlichen kommen, der die schwarze Kunst verstand, und bat ihn, er solle ihm einmal Teufel zeigen. Der Negromant

Digitized by Google

warnte ihn, aber der Ritter bestand darauf. Da ließ sich erst der Geistliche versprechen, daß man ihn es nicht entgelten lassen würde, wenn der Ritter von den Geistern erschreckt oder verletzt oder berückt würde. Dann führte Philipp — so hieß der Meister der schwarzen Kunst — um die Mittagszeit, weil da der Mittagsdämon seine höchste Kraft hat, den Ritter an einen Kreuzweg, beschrieb mit dem Schwerte einen Kreis, hieß den Ritter hineintreten und machte ihn mit dem Gesetz des Zirkels bekannt: „Wenn du eins deiner Gliedmaßen über den Kreis hinausstreckst, bevor ich zurückgekommen bin, bist du verloren; dann ziehen dich die Teufel hinaus." Ferner sollte er, wenn sie etwas begehrten, nichts hergeben oder versprechen, auch sich nicht bekreuzen; die Teufel würden ihn auf mancherlei Art versuchen und erschrecken, wenn er aber die Weisungen des Negromanten befolge, könnten sie ihm nichts anhaben. Dann ging Philipp weg, der Ritter saß im Kreise auf dem Boden. Da sah er Wasserfluten heranbrausen; er hörte Schweine grunzen, Windstöße und ähnliches Getöse. Aber er erschrak nicht. Zuletzt kam aus dem Walde ein schwarzer Schatten wie der eines Menschen, aber höher als die Bäume, auf ihn zugeeilt. Das muß der Teufel sein, dachte der Ritter, und er war es auch. Vor dem Kreise machte er halt und fragte nach seinem Begehren. Er sah aus wie ein mächtig großer schwarzer Mann in dunkelm Kleid und so häßlich, daß Ritter Heinrich ihn nicht ansehen konnte. Der Ritter sagte, er habe ihn schon lange kennen lernen wollen, habe viel Böses, wenig Gutes von ihm gehört. — „Die Menschen verdammen mich oft ohne Grund"; antwortete der Teufel, „ich schade und verletze niemand, außer wenn ich gereizt werde. Philipp, dein Meister, und ich, wir sind gute Freunde und tun einander alles zu Gefallen; von ihm gerufen, bin ich gekommen." — „Wo bist du gewesen?" — „So weit jenseits des Meeres als dieser Ort vom Meere entfernt ist." Der Teufel verlangte nun für den weiten Weg ein Geschenk, erst den kleinen Mantel des Ritters, dann den Gürtel, dann ein Schaf aus der Herde des Ritters, endlich den Hahn; aber alles schlug ihm Heinrich ab.

Nun fragte er den Teufel, woher er sein großes Wissen habe. „Nichts Böses in der Welt bleibt mir verborgen," erwiderte der Teufel, und zum Beweise sagte er dem Ritter, in welchem Orte und Hause er seine Unschuld verloren, wo er die und die Sünde begangen habe, und der Ritter konnte nicht widersprechen. Als der Teufel wieder etwas verlangte und nicht bekam, hob der Teufel die Hand, als ob er ihn mit Gewalt aus dem Kreise reißen wollte. Da erschrak der Ritter so, daß er rückwärts fiel und laut aufschrie. Auf den Schrei kam Philipp eiligst hinzu und die Erschei-

Digitized by Google

nung war sofort verschwunden. Seitdem blieb der Ritter bleich und bekam nie seine natürliche Gesichtsfarbe wieder. Aber er glaubte jetzt an den Teufel und führte einen besseren Lebenswandel. — So erzählte man im Kloster; eine Volkssage aber weiß noch von der Burg Falkenstein selbst und den alten Erdgeistern zu berichten, die noch im Lande waren von der Zeit her, als es noch keinen Teufel gab:

Der Teufelsweg auf Falkenstein

Ein Herr auf dem Falkenstein hatte eine schöne Tochter, er selber aber war ein finsterer, rauher Mann. Als eines Tages der Ritter Siegfried von Sezen um Hildegard warb, so hieß das Fräulein, da erwiderte der Vater: „Wenn Ihr in der nächsten Nacht einen Fahrweg auf meine Burg baut, so daß Ihr am Morgen mit Roß und Wagen und Gefolge vor dem Tor steht, die Braut abzuholen, wie es bei euch jungen Herrn Sitte ist, dann will ich sie Euch zur Frau geben." Der Weg zur Burg war aber kaum für einen Menschen zu ersteigen, noch viel weniger zu befahren; niemand konnte daraus in einer Nacht einen fahrbaren Weg machen, das wußte Siegfried und zog traurig fort. Er ging aber doch noch zu einem der Bergwerke, die er besaß, und fragte den Aufseher, in welcher Zeit er das Werk wohl ausführen könne. Der sagte, mit allen seinen Leuten getraue er sich kaum ein Drittel des Weges in einem Jahre zustande zu bringen.

Als der Mann wieder fort war und Siegfried noch in traurigen Gedanken dastand, kam ein Männchen in grünem Gewande aus dem Gebüsch und sprach zu ihm: „Ich weiß deinen Kummer und will ihn dir in Freude verwandeln, wenn du mir dagegen einen Wunsch erfüllst." Das versprach ihm der Ritter und das Männlein sagte weiter: „Der Schacht, worin jetzt deine Bergleute arbeiten, ist zu nahe bei unserer Werkstätte und wird sie zerstören und uns vertreiben, wenn er fortgesetzt wird. Befiehl daher deinen Leuten, daß sie augenblicklich an der Stelle zu arbeiten aufhören und den Schacht nach Norden weiterführen." Siegfried versprach es, und das Männlein verschwand im Gebüsch. Aber nicht lange, so kam es mit einer Unmenge seiner Gesellen daher, jeder mit einem Berglicht, einem scharfen Eisen und einer Schaufel; so zogen sie hurtig nach dem Falkenstein. Da begann sogleich ein gewaltiges Hämmern, im Nu waren ungeheure Felsen gesprengt und mächtige Bäume gefällt, und um den Falkenstein war es in der finsteren Nacht heller als bei Tag. Um ein Uhr des Nachts aber war es wieder ganz stille. Am Morgen meldete der Torwächter dem Herrn von Falkenstein, vor dem Tore halte ein prachtvoller Zug mit Rossen und Wagen und begehre Einlaß. Der Herr ging selbst hin und wollte seinen Augen nicht trauen, als er den hochzeitlichen Zug und den Ritter Siegfried an der Spitze sah, und den breiten Weg

Digitized by Google

erst gar, auf dem sie zu seiner Burg heraufgekommen waren. Nun willigte er in die Vermählung seiner Tochter mit dem Ritter; der Weg aber erhielt den Namen Teufelsweg, in späterer Zeit; man hat also dies Werk dann auch dem Bösen zugeschrieben.

Die Mädchenversteigerung zu Birresborn

Die Geistlichen hatten hierzulande nicht bloß wegen des Geister- und Teufelspuks manchen Strauß zu bestehen, auch wegen mancher alten Sitte, die ihnen als Unsitte erschien, und weil es überhaupt da viel harte Köpfe und harte Herzen gab. Vorzeiten war es in Birresborn wie an anderen Orten der Eifel üblich, daß am Kirmestage die Mädchen versteigert wurden. Sie wurden einzeln vorgestellt und dann dem Burschen zugeschlagen, der den höchsten Preis bot. Der hatte dann das Recht, während der Kirmeszeit oder auch das ganze Jahr hindurch mit dem Mädchen zu tanzen. Aus dem Erlös der Versteigerung wurden die Kosten des Festes bestritten. — Dazu war es nun in Birresborn Sitte, daß die verschiedenen Paare am Kirmestage den ersten Tanz unter Musik um die Kirche hielten. Der Ortsgeistliche nahm Anstoß an diesem Tanzen über den Gräbern der Verstorbenen und untersagte es deshalb. Ein unbändiger und roher Bursche aber, der als Knecht in Birresborn diente, warf dem Geistlichen einen Kegel an den Kopf, so daß er blutend fortging und in der Nähe eines Hauses zusammenbrach und verschied. Ein großer Stein vor „Heinenhaus" bezeichnet noch heute die Stelle, wo der Geistliche zur Erde sank.

Dieser Freveltat folgte bald die gerechte Strafe des Himmels. Während dreier Tage lagerte eine Stockfinsternis über Birresborn. Die Gemeinde nahm ihre Zuflucht zu der Fürbitte des hl. Markus, welcher als Patron in der Kapelle zu Michelbach verehrt wurde, und schenkte an die letztere einen großen Wald. Der Bischof zu Trier aber verhängte über die Gemeinde von Birresborn das Interdikt, die Glocken mußten schweigen und der Gottesdienst wurde untersagt; die Gemeinde verlor das Pfarrecht und wurde auf 300 Jahre nach Mürlenbach eingepfarrt.

Die Gräfin von Eulbach

Auf dem Hofe Eulbach oder Eigelbach, zwischen Birresborn und Kopp, lebte in der Vorzeit ein reicher und stolzer Graf. Der Vikar in Birresborn durfte sogar den Gottesdienst nicht eher beginnen, als bis man die Bellen (Schellen), an dem Wagen des Grafen, der auf dem noch heute so genannten „Kirchwege" herangefahren kam, in Birresborn vernahm. Der Graf starb in seinen besten Jahren, und Weltliche und Geistliche beeilten sich, die Gräfin zu trösten. Die stolze Frau aber entgegnete, sie habe keinen Trost nötig. Ihr Geld und Gut sei ihr Trost; wenn auch Gott und die ganze Welt gegen sie sei, so könne sie nicht zugrunde gehen. Aber gar

Digitized by Google

bald kam Unglück auf Unglück über sie. Ihre Geldsäcke leerten sich; ihre Scheunen wurden zu groß, ein Grundstück wurde nach dem anderen verkauft und am Ende wurde sie von ihren Schuldnern aus der Burg vertrieben. Sie kam endlich so weit, daß sie bei denen, auf die sie früher mit Verachtung herabgesehen hatte, ihr Brot betteln mußte. Ja, sie mußte sogar, wie man sagte, „ihren Bettelsack betteln".

Der bekehrte Graf von Gerolstein

Anders als im Bergischen, wo sich der neue Glaube seinen Platz neben dem alten erstritt, fand in diesem Lande die Reformation keinen Boden, der Übertritt zur neuen Kirche erscheint als Verirrung. Auf dem Schloßberge, an dem der Flecken Gerolstein liegt, steht ein steinerner Kreuzaltar. Als dort einst, wie von alters her Sitte, am Fronleichnamstage der Segen mit dem hochwürdigsten Gute gegeben werden sollte, stand der Graf, der zum Luthertum übergetreten war, am Burgtor, um zuzuschauen, und bei ihm die Gräfin mit dem einzigen Sohne auf dem Arme, der schon neun Jahre war, aber weder gehen noch stehen konnte. Die Gemeinde lag schon auf den Knien, um den Segen zu empfangen, da verlangte der Knabe mit Ungeduld auf die Erde, und als die Mutter ihn herunter ließ, lief er zum Altar, warf sich dort nieder und empfing, die gefalteten Hände hoch emporgehoben, mit den übrigen den Segen. Und von dieser Stunde an konnte er gehen wie ein anderer Mensch; der Vater aber mit seiner ganzen Familie kehrte zur katholischen Kirche zurück.

Kaiser Lothar in Prüm

Die bereits erwähnte Abtei Prüm, am Fuße der Schneifel, hat eine große Vergangenheit, aber sie ist nicht so reich an Sagen wie Himmerod. In der Abteikirche ist das Grab des Kaisers Lothar, der einst an dem eigenen Vater, Ludwig dem Frommen, so schmachvoll gehandelt hatte. Lothar suchte hier im Kloster eine Zuflucht vor den Geistern derer, die er seiner Herrschsucht geopfert hatte, und der Abt nahm ihn in den Orden auf, sprach ihm tröstend zu und hieß ihn auf die himmlische Barmherzigkeit hoffen. Schon nach wenigen Tagen starb der Kaiser; aber auch im Grabe hatte er keine Ruhe. Um Mitternacht trieb es ihn aus seiner Gruft; da erschienen die Geister seiner Verwandten und Vasallen, es begann eine wilde Jagd hinter ihm her; dann flüchtete er zum Hochaltar, und die Mönche hörten ihn da um Gnade schreien, daß es ihnen durch Mark und Bein fuhr.

Der Pfeil

Über dem Hochaltar der Klosterkirche sind zwei Gemälde angebracht, auf dem einen sieht man einen Ritter mit seiner Frau und seinem Gefolge, der steht auf einem Steine und schießt einen Pfeil ab; auf dem andern Bilde den heiligen Ansbach, dem tragen, wie er eben vor dem

Digitized by Google

Altare zu Prüm das Hochamt hält, Engel einen Pfeil zu. Nach der Sage war der Schütze ein französischer Ritter, Nithard, der hatte von seiner Frau Erkanfrieda keine Kinder, nahm daher eines Tages Bogen und Pfeil und gelobte, seine Güter dem Kloster zu vergaben, in dessen Nähe sein Pfeil niedergehen würde. An den Pfeil band er einen Zettel, auf dem stand, was er gelobt hatte, und nach einem inbrünstigen Gebet sandte er sein Geschoß ab. Wohin es kam und wie es dahin kam, besagt das zweite Bild.

In ein Tal bei der Abtei führt uns noch die folgende Sage, die Cäsarius von Heisterbach berichtet:

Johannisabendspuk

Zwei junge Edelleute, aber noch nicht Ritter — der eine war Truchseß des Abtes Cäsarius v. Prüm, der mir die Geschichte erzählt hat — ritten einmal am Johannisabend zur Kurzweil bald nach Sonnenuntergang einen kleinen Bach entlang, der an der Abtei vorbeifließt. Da erblickten sie auf der andern Seite eine weibliche Gestalt in einem Linnenkleid, und da sie glaubten, die treibe irgendeinen Zauber, wie es in jener Nacht der Brauch mancher Frauen ist, setzten sie über das Wasser, um die Übeltäterin dingfest zu machen. Die Erscheinung entfloh mit aufgehobenem Gewande und die Junker verfolgten sie so schnell sie konnten; aber es gelang ihnen nicht, das Weib, das sie immer wie einen Schatten vor sich sahen, zu fangen. Die Pferde wurden ihnen müde, der eine sagte: „Was wollen wir tun? Es ist sicher der Teufel." Sie bekreuzten sich, und die sonderbare Erscheinung war nicht mehr da. Von Stund an wurden die Junker und auch ihre Pferde lange Zeit so hinfällig und siech, daß sie kaum dem Tode entronnen sind. Ob es aber wirklich „ein Teufel" war, wie der von den Mönchen belehrte Junker meinte? Wohl eher eine Wickersche, ein Zauberweib oder eine „Wölfra", die machen sich ja auch gerade in einer solchen Nacht gern an die Menschen heran.

Die Gründung der Abtei Steinfeld

Eine Stiftungssage, und zwar eine, bei der wieder der Teufel im Spiele ist, wird auch vom Kloster Steinfeld (bei Urft in der nördlichen Eifel) erzählt. Zur Zeit Kaiser Heinrichs I. lebte im kölnischen Lande ein junger Graf, der hieß Sibodo von Are. Der unterließ es, sich mit dem Zeichen des Kreuzes zu segnen, seit er wußte, daß dies schon bei der Taufe geschehen sei; so meinte er, es täte nun nicht mehr nötig. Da kam der Teufel zu ihm in der Gestalt und Kleidung eines Knappen, Bonschariant nannte er sich, und bot sich ihm als Diener an, und der junge Graf nahm ihn. Bonschariant war der beste Diener, den man sich nur denken konnte und sah seinem Herrn jeden Wunsch an den Augen ab. Und bei allem, was Sibodo unternahm, hatte er von jetzt an Glück, im Turnier, auf einem Zuge

Digitized by Google

gegen die Ungläubigen, wie im Kriege mit feindlichen Nachbarn. Als er einst nach einer siegreichen Schlacht über den Rhein gezogen und abends, abseits von seiner Schar, unter einem Baum eingeschlafen war, schlich ein Feindestrupp heran. Da eilte Bonschariant herbei, lud den Grafen auf seinen Rücken und erhob sich mit ihm in die Luft. Wie der Graf den Rhein tief unter sich sah, rief er: „Gott sei mir gnädig"; da fuhr ihn Bonschariant rauh an: „Schweig mit deinem Geplärr, sonst geb ich dir eine Taufe, daß du dein Leben lang genug hast" und brachte ihn ans andere Ufer in Sicherheit. Seit dem wußte der Graf, mit wem er es zu tun hatte, aber er dachte, ich habe ja keinen Bund mit ihm geschlossen, so hat er keine Gewalt über mich. Und Bonschariant fuhr fort, ihm treu zu dienen. So rettete er ihn einst des Nachts zu Köln aus einer Herberge, die gleich hinter ihm einstürzte, und für die Gräfin, wie sie auf den Tod erkrankte, schaffte er eine Arznei herbei, die einzige, die noch helfen konnte — welche, und wie, werden wir hernach noch erfahren. Die Gräfin ließ hernach ihrem Manne keine Ruhe, als bis sie erfahren hatte, was es mit dem Diener für eine Bewandtnis habe.

Und wie nun der Graf trotz aller ihrer Bitten und Vorstellungen den treuen Diener nicht entlassen wollte, mußte er ihr wenigstens versprechen, eine Kirche und ein Kloster zu bauen. Dazu ersah die Gräfin eine felsige Höhe in dem Walde, der damals den größten Teil des Landes bedeckte und den man die Ardennen nannte. Der Ort hieß von seiner Beschaffenheit das Steinfeld. Dem Bonschariant ergeht es nun, wie es dem Teufel so oft ergeht. Es wird ihm gesagt, da solle ein Jagdschloß gebaut werden. Er hilft fleißig mit, bis der Bau nahezu fertig ist, und eines Tages, wie er gerade noch mit einem schweren Block ankommt, ist das Kreuz auf der Spitze des Bauwerks aufgepflanzt. Seinen Steinwurf wehrt eine unsichtbare Hand ab — dieser „Teufelsstein" soll noch bei Dieffenbach liegen — und Bonschariant läßt sich seitdem auf der Burg zu Ahr nicht mehr blicken. Die Gründungssage in dieser Fassung ist erst im 16. Jahrhundert aufgezeichnet, und die bekannte Geschichte vom geprellten Teufel ist hier nur lose und äußerlich verbunden mit der von einem treuen dienenden Geist. Ursprünglicher noch ist uns nun letztere in einer Erzählung aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts erhalten:

Wie ein Dämon einem Ritter treulich diente

Ein Dämon nahm die Gestalt eines anmutigen Jünglings an und ließ sich von einem Ritter in Dienst nehmen. Und er war so eifrig, so treu, so freundlich, daß er dem Ritter immer lieber wurde. Nie bestieg der Herr sein Pferd, nie stieg er ab, ohne daß der Diener schon bereit gestanden und mit gebeugtem Knie den Steigbügel gehalten hätte. Eines Ta-

Digitized by Google

ges kamen sie zusammen an einen großen Fluß, da sah der Ritter plötzlich etliche seiner Todfeinde hinter sich: „Wir sind verloren," sprach er zu seinem Knecht, „vor uns ist der Fluß, wo sollen wir hin!" Doch der Diener erwiderte: „Fürchte nichts, Herr, ich weiß eine Furt im Flusse, folge mir nur." Der Ritter sagte: „Nie hat ein Mensch diesen Fluß durchwatet." Doch dachte er, es ist sonst keine Rettung und folgte dem Knecht, und wirklich kam er ungefährdet hinüber. Am anderen Ufer aber standen die Feinde und sprachen erstaunt: „Wer hat je von einer Furt in diesem Flusse gehört? Das kann nur der Teufel gewesen sein, der ihn hinübergebracht hat." Es wurde ihnen unheimlich und sie kehrten um. Darüber war eine Zeit vergangen, da erkrankte des Ritters Weib auf den Tod. Als kein Arzt helfen konnte, sprach wieder der Dämon zu seinem Herrn: „Wenn man meine Herrin mit Löwenmilch salbt, würde sie sogleich genesen." Und als der Ritter fragte: „Woher solche Milch bekommen?" sagte er: „Ich werde sie holen." Er ging und noch war keine Stunde herum, da kam er mit einem vollen Gefäß zurück. Als sie mit der Milch bestrichen war, fühlte sie sich alsbald besser und wurde wieder gesund. Da fragte der Ritter: „Wie hast du so schnell diese Milch bekommen?" Er erwiderte: „Von den Bergen Arabiens habe ich sie geholt. Sowie ich dich verlassen hatte, ging ich nach Arabien, trat in die Höhle einer Löwin, jagte die Jungen weg und melkte das Tier, und so bin ich zu dir zurückgekehrt." Den Ritter überlief es und er fragte: „Wer bist du denn?" Er sagte: „Laß dich das nicht kümmern, dein Knecht bin ich." Da aber der Ritter darauf bestand, bekannte er endlich: „Ich bin ein Dämon, von denen, die mit Luzifer gefallen sind." Da wunderte sich der Ritter noch mehr und fragte: „Wenn du von Natur ein Teufel bist, wie kommt es, daß du einem Menschen so treulich dienst?" Er antwortete: „Mir ist es ein großer Trost, bei den Söhnen der Menschen zu sein." — „Ich wage nicht," sagte der Ritter, „dich noch in meinem Dienste zu behalten." Da beteuerte ihm der Diener: „Sei gewiß, behältst du mich, so wird dir nie durch mich noch um meinetwillen ein Leid geschehen." — „Ich wage es nicht," sagte der Ritter; „aber fordere, was du willst, zum Lohn, und wäre es mein halbes Gut, ich will dir's geben. Nie hat ein Mensch einem Menschen so treu und gut gedient." Darauf sagte der Dämon: „Da ich denn nicht bei dir bleiben kann, verlange ich nichts für meinen Dienst als fünf Gulden." Als er das Geld erhielt, gab er es dem Ritter zurück und sagte: „Ich bitte dich, kaufe dafür ein Glöckchen und hänge es über das Dach jener alten, zerfallenen Kirche, damit wenigstens an den Sonntagen die Gläubigen zum Gottesdienst gerufen werden." Und damit verschwand er vor seinen Augen.

Digitized by Google

Daß der Geist zu Luzifers Schar gehört, ist auch noch eine mönchische Einkleidung; dasselbe wird auch in der bergischen Sage von den Holden auf Buschmannshof bei Meiderich hinzugesetzt. Wie dort weibliche haben wir hier einen männlichen Holden. „Holdo" wird althochdeutsch für das lateinische „genius" gesetzt, ein „guter Holde", ein Schutzgeist, der Geist eines Verstorbenen, vielleicht eines Ahnen vom Hause Are war es, wenn wir die Sage in dieser älteren Fassung auch noch an dasselbe Geschlecht knüpfen wollen, wie es in der Steinfelder Überlieferung geschieht.

Die Kanzel-Lei

Von den um die Burg Nideggen liegenden Felsen waren noch zwei mit Türmen befestigt, der eine auf der Bewerslei schützte zugleich den Brunnen, der andere heißt Kanzlei oder Schrierlei (Schreibereifelsen), und es war darin die Kanzlei mit dem Archiv. Die Sage aber weiß es anders; sie spricht von einer Kanzel-Lei.

In der Mitte des Schloßberges liegt eine natürliche Höhle mit rauchgeschwärzten Wänden, die Eremitage; hier wohnte in alten Zeiten ein frommer Klausner, der verkündete jeden Sonntag dem Volke, das in großer Menge herbeikam, das Wort Gottes; er predigte im Freien, von der Kanzellei herab. Eines Tages waren noch mehr Leute gekommen als sonst, der Klausner aber hatte sich um eine halbe Stunde verspätet. Als er nun hinkam, wollte er seinen Augen nicht trauen; da stand einer schon droben und predigte, das war ja er selbst, genau seine Gestalt und Stimme. Er ahnte sofort ein Blendwerk des bösen Feindes und rückte ihm gleich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes zu Leibe. Da mußte sich der Teufel in seiner wahren Gestalt zeigen, ergriff die Flucht und lief zum Kühlenbusch; hier kam er aber an eine große Schlucht. Er wollte hinüberspringen, hatte aber den Sprung nicht weit genug genommen und kam unten auf einem Felsen an, in den drückte sich sein Pferdefuß ein. Die Stelle wird noch heute Düvelstrett genannt.

Der weiße Hirsch zu Zülpich

Damals in der alten Zeit war es auch, daß auf einen heiligen Christtag in der St. Peterskirche in Zülpich der Priester am Altar stand, um seine drei heiligen Messen zu lesen, aber auf einmal fand, daß er keine Hostie hatte und also auch keine Messe tun konnte. Nun war aber auch grad zu der Zeit in ganz Zülpich keine Hostie aufzutreiben, und die Leute hätten doch gern, da es ein heiliger Christtag war, eine Messe gehört. Der Herr fing drum an zu beten, und da kam ein weißer Hirsch gelaufen, der hatte eine Hostie unter der Zunge, die war noch gut und trocken, und er reichte sie dem Herrn, der nunmehr am Altar zurechtkommen konnte. Der Hirsch war schnurstracks von Köln gelaufen durch die Vill bis nach Zülpich, und sein Weg ist noch heutigen Tages die Zülpicher Landstraße.

Digitized by Google

Die Kirche zu Malmedy und der heilige Remaclus

Bei dem Bau der Abtei und Kirche zu Malmedy wurde der Teufel auf ähnliche Weise wie zu Steinfeld und anderwärts geprellt; von dem Schlußstein, den er zuletzt noch holen wollte und dann wütend wegwarf, von diesem Teufelsstein sagt man den Kindern: wenn er es Mittag läuten höre, so drehe er sich dreimal herum. Eine weitere Sage berichtet, der hl. Remaclus, der Gründer der Abtei, habe den Teufel aus einem Brunnen vertrieben, in welchem sich dieser huldigen ließ; es war wohl ein von vorchristlicher Zeit her heilig gehaltener Born. Und wenn es am Tage dieses Heiligen (5. September) regnet, dann gibt es so viele Kornhalme, als Tropfen auf das Feld fielen.

Als Remaclus einst an einem anderen Orte ein Kirchlein baute, mußte ein Esel ihm dabei die Steine tragen. Eines Tages aber fand er ihn in der nahen Wildnis auf dem Weideplatze zerrissen. Er dachte gleich, daß ein Wolf das getan und entdeckte ihn auch im Dickicht. Da schalt er ihn hart und streng und befahl ihm mitzukommen und statt des Esels die Steine zu tragen. Und der Wolf folgte dem Heiligen gehorsam, ließ sich die zwei Körbe mit der Last auf den Rücken laden und tat fortan den Dienst des Esels beim Bau der Kirche.

Auf dem Hochaltar der Kirche zu Uersfeld (Kreis Cochem), wurde das in einem Bilde dargestellt: neben dem Heiligen, der in der Hand die Kirche von Stablo hält, ein Wolf, schwer beladen mit zwei Körben voll Steine.

Die Gründung Monschaus

Kaiser Karl ging oft in dem Strich, wo jetzt Monschau liegt, auf die Jagd, weil es darin viel Gewild, Eber, Bären und Wölfe gab. Einst hatte die Nacht den Kaiser auf der Jagd überrascht, und als er sich in der öden Gegend vergebens nach einem Obdache umgesehen, legte er sich auf einen großen Stein nieder. Der Stein, der noch in der Nähe des Landgutes Reichenstein liegen soll, erhielt den Namen Kaiser Karls Bettstatt. Am Morgen, als die Jagd weiterging, wurde von den Hunden ein Eber aufgejagt und an einem Felsen gestellt, wo ihn der Kaiser mit seinem Speer durch einen Stich in die Brust erlegte. Hierauf wandte sich der Kaiser an sein Jagdgefolge und sprach: „Hier will ich ein Schloß erbauen, damit wir bei der Jagd in dieser wilden Gegend ein Obdach finden." — Als das Schloß nun fertig war und der Kaiser es beschaute, freute er sich darüber und nannte es Bergfreude (Montjoie).

Der erste Monschäuer

Von den Monschäuern erzählt man etwas Ähnliches wie von den Westfalen. Unser Herrgott kam einmal mit seinen Aposteln auf einer Wanderung durch die Eifel in das Monschäuer Land; es gab damals dort, wie

Digitized by Google

überhaupt in der ganzen Eifel, noch keine Menschen. Die Jünger wunderten sich darüber, doch der Herr sagte: „Dies Land ist viel zu rauh, hier kann keiner leben.“ Da sagten die Apostel: „Dann erschaffe Leute, die zu dem rauhen Lande passen.“ Der Herr ging mit ihnen weiter und schwieg; nach einer Weile stieß er mit dem Fuße an einen Erdklumpen und sprach: „Es werde!“ Sogleich kam Leben hinein und ein neuer Mensch stand da. Petrus redete ihn alsbald an und sprach: „Danke deinem Schöpfer!“ Aber der gab eine wüste Antwort. Da sprach Petrus zornig: „Das ist aber ein rauher Mensch!“ Und das war der erste Monschäuer.

Andere Monschäuer Schwänke

In der benachbarten Aachener und Jülicher Gegend müssen die Monschäuer überhaupt oft herhalten; „su bott (dumm) wie en Monschäuer“ ist da eine ständige Redensart. Einmal wurde einer von einem Mann aus dem Jülicher Flachlande gefragt, ob es wahr wäre, daß die Monschäuer erst acht Tage nachdem sie auf die Welt gekommen wären, die Augen aufmachten. Da sagte der Monschauer: „Jo, da's woar, wann he se dann ever opmaat, da sieht he so 'nem nederlängkschen (niederländischen) Esel dörech en Eeche düer op et Fell.“ — Heu- und Kartoffelfresser schimpft man sie auch. Eine Frau im Flachlande hatte schon soviel Sonderbares von ihnen gehört, und sagte deshalb manchmal, sie möchte gern mal einen sehen. Eines Tages kommt denn auch ein Händler aus dem Monschäuerlande ins Haus, sie hatte aber gerade auf dem Söller zu tun. Da ruft ihr Mann: „Treenkche (Trinchen), komm ens eraf, et is ne Monschäuer do!“ Sie antwortet: „Doon en äker (tu ihn nur) en dr Stall on werrep (wirf) em e Jebönkche (Gebund) Hóu dar, ich komm en strack (sofort) ens kike.“ Daß so etwas auf zwei Beinen herumliefe, hat sie sich nicht denken können nach allem, was sie von dem Wesen gehört hatte.

Dann wird unter anderm noch von einem blöden Monschäuer erzählt, wie der geheiratet hatte, bekam seine Frau nach drei Monaten ein Kind. Er rechnete nach, das konnte nicht stimmen, seine Mutter hatte ihm doch gesagt, daß es neun Monate dauerte. Da lief er zum Pastor und wollte von der Frau getrennt sein. Der Pastor redete ihm erst gut zu; und als der Mann sich nicht beruhigen wollte, sagte er zu ihm: „Ja, nun hör mal, wie lange bist du denn verheiratet?“ — „Drei Mont, Herr Pastuer.“ — „Ja, dann rechne doch einmal, das stimmt doch. Du hast deine Frau drei Monate, sie hat dich drei Monate, und ihr beide habt euch zusammen drei Monate geheiratet, das macht zusammen neun Monate.“ Da sagte der Bauer: „Jeses noch, verzeiht mer de Sönkt (Sünde), ich han dem ärmen Dier Onräät (Unrecht) jedon.“ — Es muß hier aber gesagt werden, die Monschäuer sind nicht die einzigen, die so aufgezogen werden, in der

Digitized by Google

Eifel gelten besonders noch als Schildbürger die Leute von Daleiden und Dahnen (nahe der luxemburgischen Grenze), wohin auch Eulenspiegel gekommen sein soll; es läuft aber hier meist auf bekannte Schwänke oder deren Weiterbildung hinaus; aus eben dem Grunde übergehe ich auch Wiesbaum (im Kreise Adenau) und Leuscheid (in der Sieg-Gegend).

Von der Eifel zu den Ardennen

Der Rittersprung bei Vianden

In der Eifel und den Nachbargebirgen, die reich an Schluchten und hohen, steilen Felsen sind, begegnet man nicht selten der Sage von verfolgten Flüchtlingen, denen durch ein Wunder ein Sprung in die Tiefe oder über den Abgrund weg gelingt; so geschah es den drei Jungfrauen zu Landskron und Auw. Meist sind es Ritter auf der Flucht vor ihren Feinden; sie wagen, nachdem sie in höchster Not ein Gelübde getan haben, das scheinbar Unmögliche und kommen glücklich drüben an. Ein Ritter aber benahm sich hernach noch sehr unritterlich. Es war am steilen Ufer der Ur nicht weit von Vianden. Die Feinde waren schon dicht hinter ihm, und vor ihm der tiefe Abgrund; da rief er in seiner Bedrängnis Gott an un gelobte, wenn er gerettet würde, auf dem Felsen eine Kapelle zu bauen. Darauf setzte er kühn hinunter und kam ohne Schaden ans andere Ufer. Wie er aber kaum der Gefahr entronnen war, lachte er wild auf und anstatt Gott auf den Knien zu danken, rief er höhnisch, es werde ihm nicht einfallen, eine Kapelle zu bauen. Da überzog sich der Himmel mit Gewitterwolken, und ein Blitz erschlug den Ritter. Im Volke heißt der Felsen seitdem der Rittersprung (andere nennen ihn den Riesensprung, was auf noch ältere Sagen deutet). — Auf Vianden hauste vorzeiten ein schlimmer Graf, der lockte die edlen Herren der Nachbarschaft auf sein Schloß, brachte sie um und zog dann ihre Güter unter irgendeinem Vorwande ein. So war auch einst der Ritter von Burscheid bei ihm eingeladen. Während die Herren beim Weine saßen, waren auch die Knappen beieinander, und der des Burscheiders tat groß mit seinem Ritter, wie stark und tapfer der wäre. Das ärgerte die Knechte des Grafen und sie sagten, die Herrlichkeit mit dem Burscheid hätte nun auch ein Ende, lebend käme er nicht wieder weg. Der Knappe aber nahm eine Gelegenheit wahr, sich heimlich hinaus zu machen, die Pferde zu satteln und seinen Herrn zu warnen. Der eilte barhaupt mit ihm hinaus, zu Pferde und fort. Der Graf entdeckte es erst, als sie vor den Toren waren und rief wie zum Scherz: „Ihr habt ja Euren Hut vergessen, kommt, holt ihn!“ Aber Burscheid antwortete: „Schon gut! Besser den Hut als den Kopf verloren!“ — Aber auch von den Burscheider Rittern weiß man nicht viel Gutes zu erzählen.

Der schlimme Graf auf Vianden

Digitized by Google

Die Leute in Burscheid hatten in alten Zeiten viel unter den harten Burgherren zu leiden. Geringe Vergehen wurden oft schon mit dem Strange gebüßt. Einer aber, der Mattes von Kemen, der schon viel verbrochen hatte, entging den Häschern lange Zeit. Endlich ertappten sie ihn, als er ein Pfund Mehl stahl, und nun sollte er auf dem Hôgerît (Hochgericht) nicht weit vom Schlosse — noch heute heißt der Berg so — sterben. Nun war aber damals der Brauch, wenn ein Weib sich erbot, den Mann, der hingerichtet werden sollte, zu heiraten, dann kam der Mann frei, aber sie mußten in ein anderes Land ziehen. Schon zog man den Mattes — Mehlmattes nannten sie ihn jetzt — auf die Leiter, da meldet sich ein Weib, es wolle ihn nehmen. „Dann bindet mal los," sagte Mehlmattes. Man tat's. Kaum aber hatte er das Weib gesehen, da rief er entsetzt: „O, bant awer zô, a mâcht virun." So mußte Mehlmattes denn doch den dürren Ast reiten.

An einem alten Turme in Mersch ist ein Steinbild, ein Ritter, zu dessen Füßen sieben Brote liegen. Das Volk erzählt, soviel habe der jeden Tag gegessen und dazu noch zehn Pfund Speck. Er habe sich auch zwei mächtige Adler gezähmt und mit ihrem Beistande im Kampfe gegen seine Feinde manche Wunder verrichtet. Der starke Ritter zu Mersch

Es hat dann aber auch hier gerade wie im Eifellande jenseits der Ur und Sauer allerhand Leute gegeben, die „mehr konnten als Brot essen", d. h. die hexen konnten; und wenn dort in alten Sagen gelegentlich erzählt wird, daß solche üblen Gäste sich sogar in die Klöster wagten, so hört man hier noch aus neuerer Zeit wiederholt von Leuten, die es mit einer Zauberei gerade auf die geistlichen Herren abgesehen hatten.

In Grevenmacher stand ehedem ein Kloster, und daneben ein kleines Haus, in dem wohnte ein Mann, der einen Zauberring besaß. Nun hatte der Abt des Klosters einmal einen andern Mann aus dem Orte beleidigt, da kam der zu dem Eigentümer des Zauberrings und wollte sich den leihen. Der trennte sich nicht gern von dem Ring, denn sobald er ihn nicht mehr hatte, verfiel er in Schlaf, und wachte nicht eher wieder auf, als bis er den Ring zurück bekam. Zuletzt aber gab er ihn doch. Der andere verwandelte sich nun in eine Katze, und als es anfing dunkel zu werden, schlich er sich an das Fenster des Zimmers, in dem der Abt studierte. Er streckte die Pfote durch eine zerbrochene Scheibe hinein, machte das Fenster auf, der Wind warf in dem Zimmer nun alles durcheinander. Am dritten Tage sah es aber der Abt, daß eine Katze geschickt wie ein Mensch das Fenster öffnete, und als sie es den folgenden Tag wieder tun wollte, hatte sich der Abt auf die Lauer gestellt, hieb dem Tier die Pfote ab und warf Der Zauberring

Digitized by Google

die in den Ofen. Von der Zeit an geht die Katze nachts umher und sucht ihre abgehauene Pfote, ohne die kann sie ihre menschliche Gestalt nicht wieder annehmen, der Mann aber im kleinen Häuschen, dem der Zauberring gehört, schläft noch immer.

Der aussätzige Ritter zu Waldbredimus

In der Kirche zu Waldbredimus sind über den Räumen zu ebener Erde in einem Oberstock noch mehrere Gelasse mit Fenstern, Kamin, Treppen, wie wenn sie einst bewohnt gewesen wären. Darüber erzählte man früher: Ein Ritter in Waldbredimus zog als Kreuzfahrer mit ins Heilige Land, stritt dort tapfer und gewann sich einen großen Namen, aber er wurde vom Aussatz befallen. Der fromme Ritter kehrte heim mit dem festen Sinn, sein Kreuz geduldig zu tragen wie der Heiland, dessen Leidensstätten er mit Andacht gesehen hatte. Er ließ zu Hause eine neue Kirche bauen und über ihren Gewölben eine enge unzugängliche Wohnung für sich. Hier lebte er ganz abgesondert, durch eine kleine Offnung über der Sakristeitüre konnte er aber das Wort Gottes hören und den Priester am Altare sehen. Und wenn er nicht da zuhörte oder betete, so saß er und arbeitete unermüdlich an einem mächtigen Block, den hatte er mit den Sparren des Dachwerkes hinaufwinden lassen. Er schnitzte daraus zwei herrliche Reiterbilder, seine beiden Heiligen Celsus und Georg, die er so oft in der Schlacht angerufen hatte. Weil aber alle Zugänge seiner Wohnung so eng und niedrig waren, mußten diese beiden Figuren oben bleiben (bis man sie in neuerer Zeit bei einer Dachausbesserung heruntergenommen und nach Luxemburg in das archäologische Museum brachte). Der fromme Ritter aber harrte da oben in seiner engen Zelle aus bis an sein Lebensende.

Die schöne Melusine

Vor vielen hundert Jahren lebte auf dem Schlosse zu Körich der Graf Siegfried, der verirrte sich einst auf der Jagd und kam gegen Abend in ein tiefes wildes Tal; es war das Tal der Alzet, an der Stelle, wo heute die Vorstädte von Luxemburg liegen. Vor dem Grafen stieg ein steiler Fels auf, und oben lag eine verfallene Römerburg. Da hörte er auf einmal einen wundervollen Gesang; er ging den Tönen nach und sah oben auf den Trümmern eine Frau sitzen, so schön, daß er stillstehen und sie nur immer ansehen mußte. Doch wie sie ihn gewahrte, ließ sie ihren grünen Schleier über das Gesicht fallen und verschwand. Das war aber Melusine, die Nixe aus der Alzet, gewesen. Der Graf war zu müde, weiter seinen Heimweg zu suchen, legte sich unter einen Baum und schlief ein. Am Morgen weckten ihn die Vögel aus einem schönen Traum. Er ging den Fluß entlang und kam in bekannte Gegenden, nach Weimerskirch, und

Digitized by Google

von dort auf sein Schloß zurück. Die schöne Frau und ihr Gesang kamen ihm nicht aus dem Sinn und oft streifte er durch das Tal, wo er sie zuerst gesehen hatte. Einst traf er sie da oder ließ sie sich von ihm finden, und er trat rasch zu ihr und sagte ihr, wie er sie so lieb hätte, und bat sie, sein Weib zu werden. Sie willigte ein, doch nur, wenn sie den Felsen nie verlassen müsse und sie jeden Samstag für sich allein bleiben könne, da dürfe er sie nicht sehen. Der Graf schwor ihr, daß er das alles halten wolle.

Der kahle Bockfelsen über der Alzet aber, der Sitz der Melusine, und die umliegenden Wälder gehörten dem Abte von St. Maximin bei Trier. Graf Siegfried machte nun mit dem Abte einen Tausch und gab ihm dafür seine schöne Herrschaft Feulen bei Ettelbrück. Doch nun fehlte ihm noch ein Schloß auf dem Felsen, darin mit seinem schönen Weibe zu wohnen; und eines zu bauen, fehlte ihm das Geld. Als er jahrelang sich schon vergebens darum gemüht hatte, kam der Teufel und erbot sich ihm, das Schloß zu bauen und ihm Geld zu schaffen, mehr als er sein Leben lang verbrauchen könne, doch nach dreißig Jahren müsse er ihm, dem Teufel gehören. Siegfried nahm es an, und am anderen Morgen stand auf dem Felsen eine herrliche Burg. Mit Freuden zogen Siegfried und Melusine hinein und waren glücklich, und gewannen sieben schöne Kinder miteinander. Jedesmal aber des Samstags hielt sich die Nixe vor aller Augen verborgen, blieb in ihrer Kammer und schloß sich ein. So tat sie lange Jahre und nie verlangte der Graf zu erfahren, was sie an dem Tage treibe. Mit der Zeit nun hörten seine Freunde davon und meinten, der Graf dürfe nicht leiden, daß sein Weib ein solches Geheimnis vor ihm habe, und redeten an ihm, bis er sich vornahm, es zu entdecken, koste es, was es wolle. Den nächsten Samstag ging er heimlich zu ihrer Kammer; als er davor stand, war darin ein Rauschen und Plätschern, er spähte durch das Schlüsselloch: da sieht er sie im Wasser sitzen und ihr langes blondes Haar kämmen, ihr schöner Leib aber endete in einen großen scheußlichen Fischschwanz, mit dem sie die Wellen schlug. Darüber entsetzte sich der Graf so, daß er einen Schrei ausstieß. In demselben Augenblick versank Melusine in den Felsen und Siegfried sah sie nie wieder. Nur die Amme, die das jüngste Kind wartete, wollte bisweilen nachts eine weiße Gestalt haben in die Kammer kommen sehen und das Kind wiegen.

Von dem Pakt, den der Graf mit dem Teufel geschlossen, wird auch eine Sage für sich erzählt: der Teufel habe nicht bloß das Schloß, sondern auch eine schnurgerade Straße zu bauen übernommen von Körich nach dem Bockfelsen, die auch nicht die mindeste Krümmung haben und mit Wacken gepflastert sein solle, damit sie nicht staubig noch knotig würde,

Digitized by Google

und der Graf das Vieruhrbrod in Kórich und das Abendeſſen in Luxemburg nehmen könne. Hernach aber ſpürte der Graf je länger je mehr Angſt und Reue um dieſen Bund mit dem Teufel und verwandte das hölliſche Gold zu guten Werken, erbaute Kirchen und Kapellen und begabte die reich, ließ auch täglich Meſſen leſen. Als der Vorabend des letzten Tages kam, lud er alle Ritter aus der Nachbarſchaft zu Gaſte, ließ das Schloß ſtreng bewachen und befahl, niemand, wer es auch ſei, einzulaſſen. Aber zu derſelben Stunde, wo der Böſe dem Grafen vor dreißig Jahren erſchienen war, ſtand mitten unter den Gäſten ein rieſiger Ritter, der winkte dem Grafen, und dieſer nahm Abſchied von ſeinen Gäſten und ging mit ihm in ein anderes Zimmer, da faßte ihn der Teufel und fuhr mit ihm ab. Ein Mönch freilich, der eben dazu kam, will geſehen haben, daß der Teufel nur den Leib des Grafen bekommen habe, die Seele hätten die Engel gen Himmel getragen.

Von der Meluſine wird in Luxemburg nun auch die bekannte Burg- und Schlüſſeljuffernſage erzählt, daß ſie alle ſieben Jahre ſich gezeigt und vergebens einen Erlöſer geſucht habe, und mit dem Rufe: „In ſieben Jahren nicht mehr“ in den Felſen verſunken ſei. Der Wachtpoſten am Bock kam dadurch zu den Zeiten, als Luxemburg noch Feſtung war, ſo in Verruf, daß kaum die mutigſten Soldaten ſich nachts noch hinwagten. Einmal aber hat ein beherzter Soldat die Meluſine erlöſen wollen und acht Nächte nacheinander Schlag zwölf in der Dominikanerkirche hinter dem Altar geſtanden, wie ſie ihn geheißen hatte; in der neunten Nacht aber verſpätete er ſich, da hörte er auf dem Rückwege am Bockfelſen ein furchtbares Heulen und Brüllen wie von wilden Tieren. Am zehnten Abend hätte ſie ſich dann als feurige Schlange von ihm den Schlüſſel aus dem Munde, und zwar mit ſeinem Munde nehmen laſſen, dann war ſie erlöſt und die Römerburg auf dem Bockfelſen erſtand wieder; nun aber mußte ſie ſtatt deſſen noch dreimal ſo tief in die Erde ſinken.

Doch jedesmal, wenn der Stadt ein Unglück droht, ſoll ſie klagend den Bockfelſen umſchweben. Wird ſie mit der Zeit nicht erlöſt, dann wehe der Stadt Luxemburg. Denn die Meluſine arbeitet an einem Hemd, zu dem gibt der kahle Bockfelſen den Flachs, und alle ſieben Jahre, wenn ſie dort oben erſcheint, tut ſie *einen* Stich daran. Wenn ſie es fertig hat, dann iſt ſie erlöſt, aber die Trümmer der Stadt werden ihr Grabmal ſein.

Digitized by Google

Inhalt

Seite

Vorwort III

Gemeinsames

Heidengräber und Römerbauten 4
Helden und Götter 11
Christen- und Kirchentum 16
Die Kaiser 24
Fürsten, Ritter und Herren 25
Glaubenskrieg 32
Türken und Franzosen 38
Räubersagen 47
Kriegszeit und schwarzer Tod 49
Die Städte, Handel und Wandel 52

Vom Niederrhein

Erdgeister 55
Riesenwerk 62
Sterk-Helmus 63
Aachen, die Kaiserstadt 67
Wundergeschichten aus Burtscheid 84
Aus Kaiser Karls Jagdrevier 85
Von Cleve bis Revelaer 89
Geldern und Jülicherland 101
Aus der gelderschen Chronik S. 101 / Der Löwe im Wappen von Jülich S. 102 / Von der Strafe des Grafen Wilhelm von Jülich S. 103 / Geldrisch-jülichsche Händel S. 106 / Die Bockreiter S. 110 / St. Anna, die Schutzpatronin von Düren S. 113 / Die untergegangene Stadt Gression S. 115 / Von alten Bergwerken S. 119 / Weiteres vom Jülicher Adel S. 121
Von der Erft zum Rhein 128
Coellen 133
Colonia Agrippina S. 133 / Das Heilige Köln S. 136 / Glaubensboten und Schutzherren S. 136 / Von andern Heiligen und Bischöfen S. 143 / Um Recht und Freiheit S. 148 / Von Stiftsherren, Pfarrern und Klosterleuten S. 156 / Albertus Magnus S. 162 / Vom Dombau und Ferneres von Kölner Meistern S. 173 / Von den Heimlichen und anderem Gericht S. 178 / Weiteres von Kaufleuten, Geschlechtern und Bürgerhäusern S. 181

Das Bergische

Heidenzeit und Glaubensboten 188
Zwerge, Bauern und Schmiede 193
Vom Bergbau 206

Digitized by Google

Seite
Bergische Schlösser und Gräber 210
Die alte und die neue Kirche 222
Die letzten bergischen Fürsten 228
Bergische Räubergeschichten 234
Aus dem Oberbergischen 236

Die Eifel

Wilde Leute und Wichtel 241
Berggeister 251
Das Maifeld und die Maare 253
Durch das Ahrtal und zur Hohen Acht 270
Von Zimmerod bis Steinfeld 279
Aus dem Hohen Venn 296
Von der Eifel zu den Ardennen 298

Abbildungen auf Tafeln

Bürgerfrauen . . . . . Titelbild
Männer- und Jünglingsköpfe 17
Eidesleistung 25
Belagerung von Rheinfels 41
Aachen 81
Burg Nideggen 105
Martyrium der hl. Ursula 137
Köln 145
Albertus Magnus 169
Auferstehung der Frau Richmodis 185
Düsseldorf 233
Burg Altenahr 273

Abbildungen im Text

Handlinienwahrsagung (aus Agrippa v. Nettesheim, De occulta philosophia. 1531) S. 33 / Bild eines Drachen (aus der Geldrischen Chronik, Handschr. in Erkelenz) S. 101 / Ritterschlacht (Joh. Stumpf, Keyser Heinrich des vierdten Historia. 1556. Mehrfach) S. 107 / Coellen (aus der Koelhoffschen Chronik 1499) S. 133 / Astrologische Figur (aus Agrippa v. Nettesheim) S. 171 / Erzbischof (mehrfach in der Koelhoffschen Chronik) S. 215 / Saturn (mehrfach in Joh. Taisnierius op. mathemat. chiromant. 1562) S. 228 / Manderscheid (Kupfer) S. 259.

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig

Digitized by Google

Digitized by Google

I 362

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06221 4666

Digitized by Google

Digitized by Google